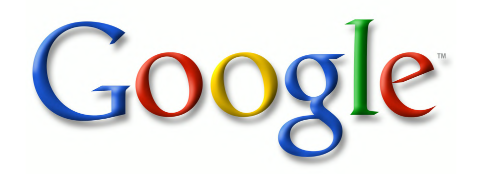
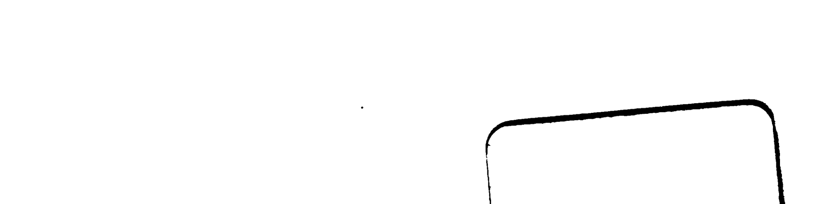






Gött[illegible]

[illegible]ität, 1905

Naturwissenschaft und Weltanschauung

von

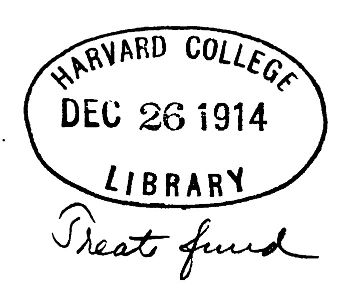
Dr. Gerhard Esser,

Professor der Theologie in Bonn.



Köln 1905.

Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem


HARVARD COLLEGE
DEC 26 1914
LIBRARY

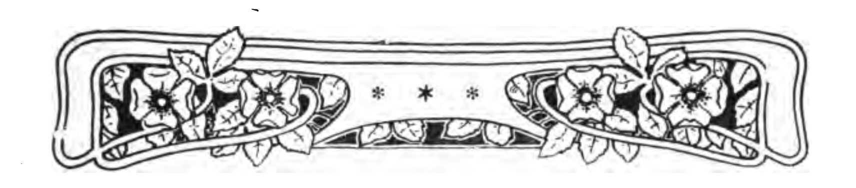


Vorwort.

In seiner Rede über die sieben Welträtsel nannte E. du Bois-Reymond den Inhalt seiner früheren vielbesprochenen Rede über die Grenzen des Naturerkennens und die Ohnmacht der Naturwissenschaft, die letzten Gründe der Dinge zu erklären, „abgestandenen Trunk“, den auszuschenken er kaum gewagt habe. Die durch sein Bekenntnis hervorgerufene Erregung konnte er sich nur durch die weite Verbreitung falscher Begriffe und durch den Tiefstand der philosophischen Bildung erklären. Zwanzig Jahre später schloß Fr. Paulsen seine Kritik des bekannten Werkes des Großsprechers des Materialismus mit der Erklärung: mit brennender Scham habe er ein solches Buch gelesen, mit Scham über den Stand der allgemeinen Bildung und der philosophischen Bildung unseres Volkes. Die nie aussterbenden Propheten der geistlosesten aller Weltanschauungen fahren trotzdem fort, ihre schlechte Ware wohlfeil unter die Massen zu werfen, und um ihr Publikum zu fesseln, leiten sie es an, das mephistophelische Wort zu befolgen: verachte nur Vernunft und Wissenschaft. Deshalb wird es nicht überflüssig sein, alte Antworten auf alte Fragen immer wieder von neuem zu begründen. Dieser Gedanke bewog mich, den von mir bei Gelegenheit der vorigjährigen Generalversammlung der Görresgesellschaft in Mainz gehaltenen Vortrag in erweiterter Ausführung der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Bonn, Ostern 1905.

Der Verfasser.



Einleitung.

An der Wende des Jahrhunderts konnte die Naturwissenschaft mit Stolz auf ihre Siegeslaufbahn und auf die reiche Ernte einer gewaltigen, stetig fortschreitenden Arbeit zurückblicken. Den intensiven Einfluß, den die Steigerung und technische Verwertung der Naturerkenntnis auf die Gestaltung und Entwicklung des modernen Kulturlebens ausübte, mit Bewunderung betrachtend, fühlte sie sich als „die Weltüberwinderin unserer Tage", und in manchen Schriften, welche die Bilanz des Jahrhunderts zu ziehen versuchten, kommt dieses Gefühl zum begeisterten Ausdruck. Ja, in der Ueberschwenglichkeit des Enthusiasmus entging man der Versuchung nicht, den Gesichtskreis auf einen hervorragenden Teil der geistigen Arbeit einzuengen und unter Geringschätzung aller anderen Kulturfaktoren zum alleinbeherrschenden zu erheben. Alle Früchte einer langen geschichtlichen Entwicklung legte man der Naturwissenschaft in den Schoß, und so sah man in ihr die Quelle aller wahren Bildung, in der durch sie begründeten Gestaltung des Lebens das edelste Schauspiel, welches die Weltgeschichte kennt, und in der sogen. „naturwissenschaftlichen Weltanschauung" die größte Tat der Menschheit, der gegenüber selbst der Sieg des Monotheismus und des Christentums in den Hintergrund treten müsse.[1])

Wenn der Klassiker des Empirismus, Bacon von Verulam, in unsere Zeit zurückkehrte, so dürfte er gewiß, um ein Wort Liebmanns[2]) zu gebrauchen, in einem Zeitalter, welches die Niagarafälle als Kraftquellen für gewaltige Maschinen und für elektrische Beleuchtung großer Weltstädte benutzt, einen glänzenden Triumph seiner Grundsätze sehen.

---

[1]) Ich erinnere nur an die vielbesprochene Rede A. Ladenburgs auf der 75. Naturforscherversammlung in Kassel 1903, und an das Vorbild derselben, an die Rede E. Du Bois-Reymonds, Kulturgeschichte und Naturwissenschaft (E. Du Bois-Reymonds Reden, Leipzig 1886; I. Bd., S. 240—296).

[2]) O. Liebmann, Gedanken und Tatsachen, Straßburg 1899; I, S. 170.

Aber auch abgesehen von dieser technischen Seite der Naturwissenschaften, deren oft scharf ausgeprägten utilitaristischen, den Idealismus bedrohenden Einfluß man nicht ohne Besorgnis betrachten kann, auch die theoretische Naturwissenschaft hat, um nur zwei Eroberungen zu nennen, in dem Gesetz von der Erhaltung der Energie ein zusammenfassendes Weltgesetz von solcher Bedeutung gewonnen, daß man nur wenige Entdeckungen als Beispiel der Erweiterung des theoretischen Naturerkennens mit ihm in Vergleich stellen kann, und in der Deszendenztheorie will sie eine ganz neue Naturauffassung für das Gebiet des Lebendigen gewonnen haben, eine Auffassung, mit welcher man die Erwartung verbindet, es werde gelingen, das Gesamtgebiet des Lebendigen von den mannigfachen Gestaltungen der Gegenwart bis zu den entlegenen Spuren der Vergangenheit in einem Bilde zusammenzufassen. Sollte da nicht der Geist des Naturforschers dem Zauber des Gedankens erliegen, daß durch Paläontologie und Geologie, bis zur feurig flüssigen Jugend unseres Planeten zurückgeführt, „die Entwickelungsgeschichte hier in der Nebularhypothese der Lehre von der Erhaltung der Energie die Hand reiche, während Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte den Uebergang vermitteln zur Linguistik, der Erkenntnistheorie und den historischen Wissenschaften", [1]) daß also zuletzt alles Sein, Geschehen und Werden in der belebten und unbelebten Natur der exakten Naturwissenschaft und ihrer Methode dienstbar werde, alles sich in das Gebiet der Mechanik und ihrer Gesetze einordne? Auch derjenige, der ein solches Zukunftsbild für ein Phantasieprodukt erklärt, aus dessen Lücken die Voreingenommenheit und Leichtgläubigkeit der materialistischen Denkart hervortritt, wie aus den Löchern im Mantel des Antisthenes die Eitelkeit hervorschaute, wird doch den Vorwurf nicht erheben dürfen, daß die Naturwissenschaft nur eine Summe von lose zusammenhängenden Einzeluntersuchungen sei und es ihr an allgemeinen zusammenfassenden Gedanken fehle. Zugleich wird man es nicht tadeln, vielmehr zum Ruhme anrechnen, wenn sie, aller verworrenen, phantastischen Spekulation abhold, ihre induktive Methode hüten und hochhalten will, deren ernster Beobachtung sie ihre Siegeslaufbahn verdankt. Aber trotz aller Triumphe, selbst für das ihr eigene Gebiet der Zergliederung und Analyse der Körperwelt mußte sie anerkennen, daß, je weiter sie in der Erkenntnis der Natur und ihrer Gesetze vordrang, desto größer die Rätsel wurden, die vor dem forschenden Blicke auftauchten. Wenn also einer, der größer war als Bacon, wenn ein Newton in unsere Zeit zurückkehrte, noch immer

---

[1]) Vgl. die Rede Du Bois-Reymonds über die wissenschaftlichen Zustände der Gegenwart (Reden II, S. 448 ff.).

würde er sich wie ein Kind vorkommen, das am Ufer eines unermeßlichen Ozeans mit Muscheln spielt, und der Geschichtsschreiber der Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts mußte sein Werk mit den Worten des sterbenden Laplace schließen: **Ce que nous connaissons, c'est peu de chose, mais ce que nous ignorons, c'est immense.** [1]) So bestätigte die Naturwissenschaft des Dichters Wort:

> Geheimnisvoll am lichten Tag
> Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben.

Wenn aber in den folgenden Worten

> Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
> Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben

Goethe seiner Geringschätzung des Experimentes witzigen Ausdruck geben wollte, so hat nach dieser Seite hin die Naturwissenschaft ihn glänzend widerlegt.



I. Allgemeiner Teil.

1. Die Naturwissenschaft und die konstruktive Naturphilosophie.

Die Naturwissenschaft hat es sich zum großen geschichtlichen Verdienst angerechnet, daß sie die deutsche Wissenschaft vom Taumel der Spekulation befreite, in dem sie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gefangen lag. Der Aufschwung der Naturwissenschaften in Deutschland vollzog sich nämlich im scharfen Gegensatz gegen die herrschende Tagesphilosophie eines Schelling und Hegel. Man braucht nun nicht ein Anhänger des Hegelschen Satzes zu sein, daß alles aus seinem Gegensatz hervorgehe und „der Irrtum die Puppe sei, aus der der Schmetterling der Wahrheit sich entwickele", und wird doch anerkennen, daß manche Erscheinungen im intellektuellen Leben sich als Gegensatz zu gewaltsamen Gedankenrichtungen charakterisieren. In den Schlagwörtern, die alsdann geprägt werden, stellt jede Zeitrichtung ein Miniaturbild ihres eigenen Geistes auf, dem sie die Züge ihrer Liebe und ihres Hasses gibt. So hat Du Bois-Reymond Worte des Zornes und der Verachtung, und zwar fast in jeder seiner größeren Reden, gegen jene

[1]) S. Günther, Geschichte der anorganischen Naturwissenschaft im 19. Jahrhundert. Berlin 1901.

Art der Naturphilosophie gerichtet, die auf verstiegener Höhe an dialektischem Gedankenspiel sich ergötzte und dem Rausche der Spekulation fröhnte. Zwanzig verlorene Schlachten, so lesen wir bei ihm, bringen uns nicht so viel Schande, wie dieses Täuschungs- und Lügenwesen in der Wissenschaft, und als eine Hauptaufgabe der deutschen Akademien der Wissenschaft wird jene hingestellt, die falschen Götzen verworrener Spekulation, die noch immer willige Baalspriester finden, aus dem Tempel zu werfen und ihre Priester von sich zu stoßen. Als die vielbesprochene Rede über die Grenzen des Naturerkennens ihm das Lob einbrachte, er habe eine Kantsche Tat vollbracht, lehnte er in der Rede über die Welträtsel diesen Ruhm mit den beißenden Worten ab: „Seit der Umgestaltung der Philosophie durch Kant hat diese Disziplin einen so esoterischen Charakter angenommen, sie hat die Sprache des gemeinen Menschenverstandes und der schlichten Ueberlegung so verlernt, sie ist den Fragen, die den unbefangenen Jünger am tiefsten bewegen, so weit ausgewichen, oder sie hat sie so sehr von oben herab als unberufene Zumutungen behandelt, sie hat sich endlich der neben ihr emporwachsenden neuen Weltmacht, der Naturwissenschaft, lange so feindselig gegenübergestellt, daß nicht zu verwundern ist, wenn das Andenken selbst an ganz tatsächliche Ergebnisse aus früheren Tagen verloren ging . . . und wenn sie selbst jetzt vielfach als gegenstandslos und unersprießlich beiseite geschoben wird.“ [1])

In solchen Urteilen spiegelt sich der scharfe Gegensatz wider, in den die aufblühende Naturwissenschaft zur philosophischen Forschung trat. Das Gefühl absoluter Gleichgültigkeit, mit dem man sich von der Philosophie als einer absterbenden Macht abwandte, die Scheu, mit ihr, die den Geist der wahren Forschung mit Vernichtung bedrohe, wieder in Berührung zu treten, die an sich berechtigte Verachtung einer Spekulation, die sich in apriorischen Konstruktionen und in einem Spielen mit Analogien gefiel, führten zu dem nach Art eines Axioms festgehaltenen Vorurteil: das philosophische Denken sei ein dem naturwissenschaftlichen Denken entgegengesetztes; wenigstens jenen Vorwurf müsse es sich gefallen lassen, daß es zum ungeheuren Schaden der Wissenschaft die Induktion durch die Deduktion verdränge. Erklärbar sind solche Vorurteile aus der geschichtlichen Lage als Proteste gegen die Ausartungen der idealistischen Begriffskonstruktion, welche der empirischen Wirklichkeit ihren Begriffsmechanismus aufzwingen wollte; sie treffen aber nicht die Philosophie als solche, jene Philosophie nicht, die dem Uebermut des Denkens

[1]) Reden I, 383. Vgl. auch das Urteil Helmholtz' bei A. Kneller, Das Christentum und die Vertreter der neueren Naturw., 2. Aufl., Freib. 1904, S. 28 f., und die lehrreiche Zusammenstellung der Ansichten und Urteile von Baers bei R. Stölzle, K. E. von Baer und seine Weltanschauung, Regensb. 1897, 1. Teil.

nicht zum Opfer fallen und deshalb die Erfahrungstatsachen als Ausgangspunkt des philosophischen Forschens hochhalten will, es aber auch ablehnt, das Denken in die Grenzen der Erfahrung einzusperren. Ohne tiefere Kenntnis der Philosophie und ihrer Geschichte, erschreckt durch das Bild, welches sie vor sich sahen, abgestoßen zugleich durch den Hochmut, mit dem die Philosophen der Zunft auf die unscheinbare Tätigkeit des Empirikers herabsahen, und gewarnt durch die Verheerungen, welche die Zeitphilosophie in ihrer nächsten Nähe, in den Reihen der Naturforscher selbst, angerichtet hatte, verfielen die naturwissenschaftlichen Kreise leicht in die Einseitigkeit, jene Art der Philosophie, deren Früchte sie gekostet hatten, mit der Philosophie überhaupt zu verwechseln. Man beugte sich vor dem Erdgeiste des Empirismus und stellte es sogar als Gesetz der Entwickelung hin, daß ein Volk zunächst seine Dichter, dann seine Philosophen und zuletzt seine Naturforscher hervorbringen müsse. Die Stellung, welche man in dieser Entwickelungslinie der Philosophie zuwies, kennzeichnet den Wert, welchen man ihr beilegte.

Wenn wir nun auch in der von einer späteren Zeit so hart beurteilten Periode der deutschen Philosophie nicht eine ununterbrochene Kette von Irrtümern erblicken wollen, unleugbar trug sie doch einen großen Teil der Schuld an der Entfremdung zwischen Naturwissenschaft und Philosophie, und nicht ganz unverdient war das Geschick, daß sie, die einst als die höchste Entwickelungsstufe der Menschheit sich ausgegeben hatte, der Mißachtung eines ernüchterten Geschlechtes anheimfiel. Man braucht nur die Sätze, die Du Bois-Reymond als lernbegieriger Jüngling im Kolleg über Anthropologie mitschreiben mußte,[1]) zu lesen, um den Widerwillen des gereiften, die exakte Methode hochhaltenden Forschers gegen eine solche Philosophie zu verstehen. Die Erfahrung in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts hatte so tief und nachhaltig gewirkt, daß schon das Wort Spekulation eine Gemütsbewegung

---

[1]) In H. Steffens' Vorlesungen über Anthropologie mußte er folgendes nachschreiben: „Jedes Organ eines menschlichen Körpers entspricht einem bestimmten Tier, ist ein Tier. Beispielsweise die allerwärts bewegliche, feuchtschlüpferige Zunge ist ein Tintenfisch, eine Sepie. Denn der Knochen der Zunge, das Zungenbein, hängt mit keinem anderen Knochen des Skeletts zusammen. Nun hat aber die Sepie nur einen Knochen, das bekannte os sepiae. Folglich hängt dieser Knochen mit keinem anderen Knochen zusammen. Folglich ist die Zunge eine Sepie" (Reden II, 364). Man vgl. auch Günther a. a. O. II. Kap., Das Interregnum der Naturphilosophie, S. 25 ff. Daselbst aus J. W. Ritter den Satz: „Das ganze Katzengeschlecht ist Menschengeschlecht, und der Mensch bloß die edelste Katze, gleichsam die Sonne derselben"; oder den anderen: „Durch die Addition der gesamten Plus- und Minus-Materie im Universum entsteht Null." Ebendaselbst auch die kostbare Geschichte des italienischen Bauers Franzesko Campetti, für dessen unterirdische Elektrizität die aufgeklärte Regierung eines Montgelas ihr Geld ausgab. Meminisse juvat.

oder die Erinnerung an jenen Vers über den Kerl, der spekuliert, hervorrief. So konnte selbst R. Mayer des verderbenbringenden Liebäugelns mit metaphysischer Spekulation schon deshalb beschuldigt werden, weil er sich zum Beweise für sein bahnbrechendes Gesetz von der Erhaltung der Energie außer auf die Erfahrung auch auf das Kausalitätsgesetz berufen hatte. [1])

2. Die Naturwissenschaft und der Materialismus.

Nach den „heiteren und kurzen Saturnalien eines rein ideellen Naturwissens, dem zuliebe die edelsten Kräfte nutzlos aufgeopfert wurden“ (A. von Humboldt), zog die Naturwissenschaft als Eroberin ein in ihr Land, und, bald auf stolzer Höhe wandelnd, fühlte sie sich als Weltbeherrscherin und als einzige Lichtspenderin der Zeit. In der Induktion, in der überzeugenden Macht ihrer Experimente und Demonstrationen erkannte sie den mit Klarheit ihr vorgeschriebenen Pfad und den festen Schutz gegen eine ungezügelte naturphilosophische Spekulation, welche, dem Prinzip ihrer Forschung zuwiderlaufend, ihr eigenes Gebiet in Verwirrung gebracht hatte. Ihre sicher fortschreitende Arbeit sammelte die Geister um sich und beeinflußte sie so stark, daß man vom „naturwissenschaftlichen Zeitalter“ spricht. Aber durch die glänzenden Erfolge begeistert, ja, wir müssen sagen berauscht, zudem durch die materialistische Zeitströmung ganz auf das Sinnenfällige hingerichtet und bald in ihm aufgehend, widerstanden manche Vertreter [2]) der Naturwissenschaft

---

[1]) Für den Beweis seiner Entdeckung berief sich R. Mayer auch auf das Kausalitätsgesetz: **Ex nihilo nihil fit; nihil fit ad nihilum.** Wenn Helmholtz das Energiegesetz aus der Unmöglichkeit, ein perpetuum mobile zu konstruieren, ableitete, so hatte Mayer ohne Zweifel erkannt, daß letzteres Prinzip in seinem allgemeinen Axiom enthalten sei. Ueber den Zusammenhang, in welchem bei Mayer die theoretische zur experimentellen Beweisführung steht, vgl. A. Riehl, R. Mayers Entdeckung und Beweis des Energieprinzips, in Philos. Abhandlungen, Chr. Sigwart gewidmet (Tübingen 1900). Mayer stützt seinen Beweis auf die Denkgesetze und die Erfahrung zugleich. „Der Nachweis einer zwischen den Denkgesetzen und der objektiven Welt bestehenden allgemeinen Harmonie ist die interessanteste und zugleich umfassendste Aufgabe, die sich finden läßt.“ So Mayer in den Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur (zitiert bei Riehl a. a. O. S. 176). Auch Du Bois-Reymond findet den „heuristischen Wert“ des Energiegesetzes darin, daß ein für die Natur geltender Erfahrungssatz vorliegt, „der mit den Grundbedingungen unseres Denkens übereinstimmt“ und „an der Grenze zwischen Physik und Metaphysik steht“. Die Frage: Woher diese Harmonie? kann nicht umgangen, dadurch aber auch nicht erledigt werden, daß man in dem Satz **Ex nihilo nihil fit** kein Axiom, sondern nur eine aus zahlreichen Spezialerfahrungen entsprungene Ueberzeugung sieht. Vgl. die Ausführungen H. Schells über den noetischen Gottesbeweis. Gott und Geist. 2. Teil, Paderborn 1896. S. 567 ff.

[2]) Wir charakterisieren bloß die Zeitströmung als solche. Daß viele, und nicht die geringsten Naturforscher, derselben sich nicht beugten, zeigt Knellers oben zitierte schöne Schrift. Vgl. auch Dennert: Die Religion des Naturforschers. 5. Aufl. Berlin 1901.

der Versuchung nicht, die Grenzen ihres Territoriums zu überschreiten. Uebermütig geworden, vermieden sie nun selber nicht die so scharf und mit so viel Recht gerügte Ausschweifung der Philosophie. Alle Gebiete, auch die des geistigen Lebens, sollten nur noch Provinzen der Naturwissenschaft sein, ihre Methode und ihre Gesetze sollten allein regieren. Immer neue Landstriche sollten der Botmäßigkeit der physikalischen und chemischen Kräfte unterworfen werden, und die ganze Welt und ihre Geschichte sollte sich auflösen in bewegte Materie. Vom Standpunkte des niederen, durch die Mechanik erfaßbaren Naturgeschehens aus wurde die sogenannte naturwissenschaftliche Weltanschauung gebildet, die aber im tiefsten Grunde nichts anderes war als die schlechteste aller Philosophien, der Materialismus in neuem Aufputz. Wiederum glaubte man das Universum begriffen zu haben, indem man es auflöste in kleine und kleinste Elemente, in der Mechanik der Atome, jener Teilchen also, die „dasselbe Ding bleiben, gleichviel ob sie im Meteoriten den Weltkreis durchfliegen, im Dampfwagenrade auf den Schienen dahinschmettern, oder in der Blutzelle durch die Schläfe eines Dichters rinnen“,[1]) glaubte man die alles erklärende Weltformel gefunden zu haben, aus der sich alle Erscheinungen, auch diejenigen des bewußten und geistigen Lebens, ablesen lassen. Denn auch das geistige und geschichtliche Leben der Menschheit sollte nur ein Stück sein, das auf die Walze dieser Weltmaschine gesetzt ist, auch der gesamte Kulturprozeß sollte als Teil, als Fortsetzung eines ohne Sinn und Ziel forteilenden Naturprozesses begriffen werden.[2]) „Die analytische Mechanik reicht bis zum Problem der persönlichen Freiheit,“ so lautete die Parole, und der theoretischen Naturwissenschaft wurde als Hauptaufgabe zuerkannt, „alle Endursachen endgültig aus der Wissenschaft zu verbannen.“ Man gefiel sich in der Anschauung einer in sich geschlossenen Naturkausalität ohne einen Rest von Teleologie und ohne das geringste Ueberbleibsel eines weltschöpferischen Gedankens und Willens. Eine große Weltmaschine mit ihren eisernen Stampfern und ihren gezahnten Rädern sollte die Welt und ihre Entwickelung beherrschen, und wie alles,

---

[1]) Du Bois-Reymond, Reden II, S. 17.

[2]) Eine Darlegung der einzelnen, aber in der Grundanschauung gleichen Formen des neueren Materialismus, der sich heute als Monismus vorzustellen pflegt, brauchen wir nicht zu geben. Vgl. dazu W. Wundt, Einleitung in die Philosophie, Leipzig 1904, S. 357—369. Durch Uebertragung des vorgefundenen materialistischen Gedankenmaterials auf die gesellschaftlichen Probleme bildete sich der soziologische Materialismus, die „Wissenschaft“ des Sozialismus aus, der in der wechselnden materiellen und sozialen Struktur der Gesellschaft den „Unterbau“ sieht, mit welchem der ganze „Ueberbau“ der rechtlichen, sittlichen, religiösen und philosophischen Einrichtungen und Vorstellungen sich notwendig umbildet und verändert.

sollte auch der Mensch mit seinen Idealen in dieses Räderwerk hineingestellt sein, nur mit dem Unterschiede, daß in ihm die Materie denkt, und so dem blind bewegten Mechanismus mit Bewußtsein dient und dem grausigen Räderspiel mit Verzweiflung gegenübersteht.

Als dann der Darwinismus in die Welt kam und in die leidenschaftliche Sucht ausartete, die Welt nach seinen Ideen zu erklären, wurde der Entwickelungsgedanke dem Materialismus eingeordnet. Er bildete sich fort zum evolutionistischen Materialismus, der in der Entwickelungstheorie die kostbare Errungenschaft sieht, die es ermöglicht, das Gespenst der Teleologie endgültig zu verbannen und die höchste Zweckmäßigkeit ohne zwecksetzende Ursachen zu erklären. Somit erschien vor dem geistigen Blicke des von Empirismus und Materialismus durchtränkten Naturforschers der ganze Weltenbau in allen seinen Ordnungen und Stufen bis hinauf zum Menschen, und ebenso die Geschichte und die Kultur der Menschheit als bewegte Materie, die aus sich selbst sich entwickelt, unter besonderen Bedingungen der Zusammensetzung sich immer höher formt und zu immer höheren Leistungen sich erhebt. Der Schöpfer, Erhalter und Regierer dieses ungeheuren Entwickelungsmechanismus ist die Materie und ihre Entwickelung. Der Begriff der Entwickelung wurde zum Zauberwort, das alle Bedenken niederschlägt und alle Ursachen ersetzen muß. Das Leben sollte aus dem Leblosen, der Geist aus dem Stoff, das Bewußte aus dem Bewußtlosen, das Freie aus dem Unfreien und Gebundenen, die wunderbare Zweckmäßigkeit und Ordnung aus dem Zufall durch eine Entwickelung entstanden sein, deren Begriff des ursächlichen Inhaltes entleert und zum Selbstwiderspruch herabgedrückt wurde. Mit der Zumutung also trat man an den vernünftigen Menschen heran: er solle in blindem Glauben das *ἐκ νυκτὸς γεννᾶν*, den Ursprung aus dem Dunkel der Nacht und des Nichts annehmen, an eine Formel also glauben, die schon vor Jahrtausenden Aristoteles als die Verzichtleistung auf alles Denken gebrandmarkt hat; ein blindes Würfelspiel solle er als Lösung der Welträtsel hinnehmen, das diesen Kosmos und seine Herrlichkeit herausgespielt habe, ein Würfelspiel, bei welchem selbst die einzelnen Würfel rein erschlichen sind. Es war die alte Parole, die alte Verheißung des Materialismus. Sollte es dem Materialismus des 19. Jahrhunderts mit seiner ungeheuren Kraftanstrengung bei all den Mitteln, die ihm das Arsenal der Naturwissenschaft zu bieten schien, nicht endlich gelingen, sein Wort wahr zu machen, sein Versprechen einzulösen?

Pferde und Eisen hatte einst Hegel trotz seines Idealismus als die „absoluten Organe“ bezeichnet, durch welche eine gegründete Macht herbeigeführt wird. Jetzt verkündete ein hervorragendes Mitglied der

Berliner Akademie: „Die Geschichte der Naturwissenschaft ist die eigentliche Geschichte der Menschheit. Naturwissenschaft ist das absolute Organ der Kultur.[1]) Und dieses Organ offenbart ihm die sonderbarsten Orakel über das Aufsteigen und den Niedergang der Menschheit, vom Untergang der griechisch-römischen Kulturperiode an, die trotz ihrer zum Himmel stinkenden Fäulnis vornehmlich deshalb unterging, weil der den Alten mangelnde Sinn für Naturwissenschaft den römischen Legionen bloß das Pilum und noch nicht das Feuergewehr in die Hand gab, über das Mittelalter schnell hinüber, wo ja doch die Menschheit in selbstgeschaffener Finsternis hinter Klostermauern wohnte und den Himmel kaum anzuschauen wagte, bis auf die Zeit der modernen Kultur, die für die Ewigkeit gegründet ist, weil sie aus der Naturwissenschaft geboren, von dieser unbesiegbaren Macht gegen Barbarei sowohl beschützt wie vor Greisenhaftigkeit bewahrt wird. Das war die neue, und zwar absolut determinierte Leistung der Atome, als sie als Blutzelle durch die Schläfe eines Naturforschers rollten. Der prophetische Blick in das Wunderland der Zukunft wird nur getrübt durch das eschatologische Schlußbild, welches die Erde zeigt, wie sie als träge Eismasse um die nur noch kirschrot glühende Sonne kreist. Aber bis das geschieht, bis es finster wird, weil das letzte Auge sich schließt, liegen noch Millionen von Jahren, und erst unseren unvorstellbar fernen Enkeln droht diese Eschatologie der Naturwissenschaft. Unterdessen eröffnet die Naturerkenntnis eine „neue Perspektive", die Vorgänge auf Erden zu betrachten, eine „archimedische Perspektive", weil sie den Menschen geistig auf einen Standpunkt erhebt, wie ihn Archimedes materiell verlangte, um die Erde zu bewegen. Von dieser erhabenen Höhe schaue er den unendlichen Raum, und die in ihm verteilten Massen sich in unbekannte Himmelsräume stürzen. Von solchem Standpunkte auf die kleine Erde und auf ein „endlos um Scheingüter haderndes Geschlecht" herabschauend, könne er, frei atmend, mit der Souveränität des Uebermenschen die Armseligkeit aller jener Ereignisse betrachten, die man unter dem stolzen Namen Weltgeschichte zusammenfasse, die doch nichts sei, „als zur Hälfte Kriegsgeschichten und zur anderen Hälfte Geschichte der Wahnvorstellungen einiger Kulturvölker".

Den Kampf gegen einen solchen Naturalismus nennt Eucken den Kampf um einen geistigen Lebensinhalt. „Das gerade Gegenteil ist," wie er sich ausdrückt, „von dem erreicht worden, was man wollte. Wir

[1]) Du Bois-Reymond in seiner Abhandlung: Kulturgeschichte und Naturwissenschaft, Reden I, S. 240—306. Diese Abhandlung zeigt recht, wie ein Naturforscher es anfängt, wenn er unter Ausschluß aller anderen Kulturfaktoren seine Wissenschaft als einzige Lichtspenderin feiern will, wie er zu buchen und zu richten sich anmaßt.

wollen die Natur der Vernunft unterwerfen, wir sind mit all unserer Vernunft der Natur anheimgefallen." [1]) Der forschende Geist, mit seinem Lichte die Natur durchforschend und sie zwingend, sich ihm zu offenbaren, ist der Natur selbst eigenhörig geworden. Ueber dem geschäftigen Suchen in der Phänomenalwelt und an der Peripherie des menschlichen Lebens, in dem rastlosen, aber einseitig gerichteten Streben, die materiellen Bedingungen des menschlichen Daseins zu heben, verlor man den Blick dafür, daß „in unserem Innern ein Universum auch ist", so real wie der Mensch und sicher realer als so manches, was die Naturforscher nur im Traume gesehen haben. Glatte Oberflächlichkeit aber ist es, wenn man die Fragen und Bedürfnisse, die hier Vernunft und Willen in Spannung halten, mit der Redensart zur Ruhe bringen will: sie seien „metaphysisch", und deshalb als Illusionen oder höchstens mit grinsendem Zweifel zu betrachten. Da spricht doch H. Hertz in seiner Mechanik nur die Sprache des vernünftigen Menschengeistes, wenn er erklärt: „Kein Bedenken, welches überhaupt Eindruck auf unseren Geist macht, kann dadurch erledigt werden, daß es als metaphysisch bezeichnet wird. Jeder denkende Geist hat als solcher Bedürfnisse, welche der Naturforscher metaphysisch zu nennen gewohnt ist." Es ist eben eitele Selbsttäuschung, daß die Naturwissenschaft ihre Jünger gelehrt habe, schwindelfrei in souveräner Skepsis von der erdichteten Höhe jenes „archimedischen Standpunktes" herabzublicken und leichtfertige Ruhmrederei, daß an das geistige Ohr des auf diese Höhe gestellten Menschen das „Gesumme der Fragen" nicht mehr herandringe, die diese niedere Welt in Bewegung setzen, und die bitterste Kritik liegt in dem wegwerfenden Urteil, daß für diese „Religionsform" die Menschheit nie reif werde.

3. Das Ignoramus et ignorabimus der Naturwissenschaft und seine Konsequenzen.

Wie bei Alexander dem Großen, so war es auch bei der „Weltbeherrscherin unserer Tage" nur ein Traum, wenn sie meinte oder hoffte, ein Reich ohne Grenzen zu besitzen. Die Instrumente und Experimente hoben die Riegel nicht. Die berühmt gewordenen Reden Du Bois-Reymonds über die „Grenzen des Naturerkennens" und über „die sieben Welträtsel" waren zwar nicht insofern von Bedeutung für die Wissenschaft, als sie neue, bahnbrechende Forschungsresultate boten. Nein, was er, verzweifelnd, wie er selbst sagt, zugestand, das war oft genug, und

[1]) Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt. Leipzig 1896. S. 4.

selbst besser begründet, dem Materialismus entgegengehalten worden. Was aber seinen Reden eine weittragende Bedeutung gab, lag darin, daß hier von demjenigen Tribunal, das die Zeit als höchstes fast in abgöttischer Weise verehrte, die bündige und für alle Zeit bindende Sentenz gefällt wurde, daß die theoretische Naturwissenschaft, nicht nur die gegenwärtige, sondern auch die zukünftige, nicht nur die wirkliche, sondern auch die nur denkbare, in ihrer vollkommensten Vollendung zugleich in vollkommenster Form das Bekenntnis nicht nur ihrer Begrenzung, sondern ihrer absoluten Ohnmacht ablegen müsse, die Welt aus sich selbst und durch sich selbst zu erklären. Auch der sogenannte Laplacesche Geist, d. h. ein solcher, der alle Kräfte kennte, welche die Natur bewegen, und die gegenseitige Lage aller Wesen, aus denen sie besteht, und der die ganze Weltmechanik aus seinen mathematischen Formeln für jede Zeit nach vorwärts und rückwärts berechnen könnte, müßte, unter der Voraussetzung, daß nur die mechanische Erklärung gelten soll, gestehen, daß er den letzten und entscheidenden Fragen des menschlichen Geistes ratlos und hoffnungslos gegenüberstehe.[1]) Woher die Materie und die Kraft? Woher die Bewegung und die geordnete Form derselben? Woher die zweckmäßige Einrichtung der Natur? Woher das Leben? Woher das Bewußtsein? Woher das geistige Denken und Wollen? Alle diese Fragen sind für die gottesflüchtige Wissenschaft ungelöste und unlösbare Welträtsel. Auf alle diese Fragen, die der menschliche Geist mit instinktiver Gewalt stets gestellt hat, und die auch der Naturforscher als denkender Mensch trotz des „archimedischen Standpunktes" immer zu stellen gedrängt wird — Du Bois-Reymond ist dafür selbst ein Beweis — hat die mechanische Natur- und Weltauffassung keine Antwort, und sie wird niemals eine haben, selbst wenn die sinnlose Prophezeiung Haeckels sich erfüllte, daß die Organisation der Menschheit und damit die Ausbildung des

[1]) Der große französische Mathematiker Laplace hat einmal den Gedanken ausgesprochen, daß die Naturwissenschaft an das Ende ihrer Leistungen gelangt sei, wenn sie eine analytische Formel aufstelle, durch welche sämtliche Ereignisse in der unbelebten Natur, von den ersten Weltkatastrophen herab bis zu dem durch irgend einen Denudationsprozeß bewirkten Abspringen eines Steinchens von einer Felsmasse im voraus festgestellt wären. Ein solcher Geist mit solcher Weltformel, kurzweg der „Laplacesche Geist" genannt — ein unerreichbares Ideal — embrasserait dans la même formule les mouvements des plus grands corps de l'univers et ceux du plus léger atome: rien (?) ne serait incertain pour elle et l'avenir comme le passé serait présent à ses yeux. Die ganze Stelle aus dem Essai philosophique sur les Probabilités ist abgedruckt bei Du Bois-Reymond Reden I, S. 131 f. Sie schließt mit dem Satze: Cette tendance propre à l'espèce humaine, est ce qui e end supérieure aux animaux.

Gehirns eine mit dem jetzigen Typus unvergleichliche Höhe erreichen würde, selbst wenn die Naturerkenntnis zu der nie erreichbaren idealen Höhe des Laplaceschen Geistes emporsteigen würde. Solche Grenzen anerkennen, war gleichbedeutend mit dem Zugeständnis, daß die mechanische Weltanschauung niemals das Ergebnis wissenschaftlicher Forschung, sondern höchstens Gegenstand eines blinden Glaubens sein kann, gleichbedeutend aber auch mit dem Zugeständnis, daß die Naturwissenschaft niemals, auch nicht in ihrer höchsten Vollendung eine Weltanschauung begründen könne, da sie nichts, selbst in der anorganischen Welt, bis auf den letzten Grund erkläre.[1])

Damit war der Materialismus, wie sein Geschichtschreiber A. Lange treffend bemerkt, auch von jenem Forum, vor dem den Prozeß zu gewinnen er stets gehofft hatte, endgültig abgewiesen. Kein Wunder, daß dieses Urteil mit offenem oder schlecht verhaltenem Unmute aufgenommen wurde und demjenigen, der es öffentlich ausgesprochen, sogar den Vorwurf eintrug: „er gehöre zur schwarzen Bande, und er sei ein verkappter Jesuit.“ Dieses Anathema konnte allerdings Du Bois-Reymond schon deshalb leicht nehmen, weil es von der zoologischen Kathedra in Jena kam. Aber es bleibt dabei: „Der philosophische Materialismus“, so erklärt Verworn[2]) mit tiefem Weh, hat seine historische Rolle ausgespielt. „Dieser Versuch einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung ist für immer mißlungen. Wir tragen — die Trümmer in Nichts hinüber — und klagen.“ Diese Klage läßt erkennen, wie sehr der Tote geliebt wurde und wie schwer die Trennung fällt. Verworn hält ihm denn auch eine Grabrede nach dem Motto: De mortuis nil nisi bene.[3]) Aber dieser Götze führt ein zähes Leben,[4]) welches ihm von anderen Mächten, als es die wissenschaftliche

[1]) Vergl. von Hertling: Ueber die Grenzen der mechanischen Naturerklärung. Bonn 1875.

[2]) M. Verworn: Naturwissenschaft und Weltanschauung, Leipzig 1904, S. 13. Derselbe Gedanke kam in den Kritiken der Welträtsel Haeckels zum Ausdruck, vgl. E. Adickes: Kant contra Haeckel. Erkenntnistheorie gegen naturwissenschaftlichen Dogmatismus. Berlin 1900. G. Schwarz: Der moderne Materialismus als Weltanschauung und Geschichtsprinzip, Leipzig 1904.

[3]) A. a. O. S. 36 f.

[4]) Dies beweist als ein Zeichen der Zeit der ungeheure Erfolg, den Haeckels Welträtsel errangen. Der Umfang, in dem dieses Buch gekauft und gelesen wurde, beweist doch mehr, als „daß die Gattung von Verächtern der Philosophie, die durch die Namen K. Vogt und Büchner den früheren Generationen bezeichnet wurde, auch am Anfang des neuen Jahrhunderts noch lebt und tätig ist“. Fr. Paulsen: Philosophia militans, Berlin 1901, S. 124. Sonderbar klingt der Satz Paulsens (a. a. O. 123): „Ich zweifele nicht daran, daß man Haeckels Welträtsel in der katholischen Literatur überall mit einer gewissen freudigen Genugtuung vorführen wird: hier habe man die moderne Philosophie

Erkenntnis ist, zugeleitet wird. Verworn preist die Vergangenheit der materialistischen Weltanschauung, weil sie ein „Schema" darbot, „das durch Einfachheit und Anschaulichkeit ganz außerordentlich dazu beigetragen hat, die Konfusion mystischer und transzendentaler Systeme durch Klarheit zu ersetzen". Wir wissen, was unter letzterem Ausdruck hauptsächlich gemeint ist. Zwar war, so muß man bekennen, das „Schema" falsch. Aber nun sucht man andere „Symbole", die dasselbe leisten sollen, nur daß bei ihnen die „Klarheit" durch die Unklarheit und der Ernst der Wissenschaft durch vollendeten Mystizismus ersetzt wird. Wo allerdings die Empfindung für den Ernst und Adel der Wissenschaft und auch für die Verantwortung, welche dem Mißbrauch derselben zur Last fällt, lebendig ist, wird man jetzt erst recht die kräftigen Worte für berechtigt halten, welche Liebig gegen die „lächerlichen Anmaßungen" jener richtete, die „die Postulate eines blindgläubigen Materialismus als Wissenschaft und gar als Prüfstein jeder Wissenschaft ausgaben und um so reichlicheren Glauben fanden, je lauter sie schrien". Jene Devise: Wissenschaft oder Köhlerglaube, welche der Materialismus an das hochragende Banner der Naturwissenschaft anheften wollte, ist von dieser selbst herunter- und in Fetzen gerissen worden, und wer behauptet, daß die Naturwissenschaft ein solches Dilemma fordere oder auch nur dem Vorurteil Nahrung gibt, als sei sie ihrer innersten Natur nach religionsfeindlich, der fälscht ihre Resultate und setzt an die Stelle derselben eine lärmende Phraseologie.

„Wo ist der Blitz, der diesen babylonischen Turm zerschmettert?" hatte siegesgewiß Du Bois-Reymond ausgerufen, um dann im Anblick der niedergebeugten Titanen bekennen zu müssen, daß dieser Weltenbau, den wiederum der philosophische Materialismus in ungeheurer Anstrengung und im Bunde mit der Naturwissenschaft aufbauen wollte, keine Grundlagen in der Tiefe habe. Wie kleinlaut ist die Sprache in der letzten seiner

---

in ihrer endlich offenbar gewordenen Gestalt." Das wird keinem Katholiken einfallen; aber kein anderer als Paulsen war es, der den Satz schrieb: Die herrschenden Denkformen sind uns „notwendige Schöpfungen des Menschengeistes; er mußte, so meinen wir zu erkennen, in solcher religiöser und politischer Lebensumgebung bei solchem Stande der wissenschaftlichen Erkenntnis solche letzte Gedanken über die Natur und den Sinn aller Dinge hervorbringen" (a. a. O. S. 4). Der katholischen Kirche aber macht er es zum Vorwurf, daß sie diese „historische" Betrachtungsweise nicht teile. Ebenso sonderbar mutet uns der Satz an: „Es ist nicht zweifelhaft, daß ein Buch wie die Welträtsel dem Infallibilismus, natürlich wider Willen, gute Dienste leistet" (S. 123). Nein, nicht dem „Infallibilismus", aber es leistet gute Dienste für den Beweis, was nicht alles ein „ungebundener" Autor seinem Publikum bieten darf, und es zeigt deutlich und drastisch, daß derjenige noch nicht rückständig ist, der eine solche „Ungebundenheit" für Befangenheit hält.

Reden in der Berliner Akademie geworden. Ja, auch jener Laplacesche Geist mit seiner idealen Naturerkenntnis müßte bekennen, daß er am Ende seines Witzes sei, wenn er sich jene Zumutung gefallen ließe, welche die Vertreter der mechanischen Weltanschauung nach dem vollständigen Bankerott ihres Materialismus dem vernünftigen Menschengeist aufdrängen wollen, jene nämlich: er solle sich selbst als leistungsunfähig erklären, die Schranken und Grenzen der mechanischen Welterklärung als Schranken des Geistes überhaupt anerkennen und so sich demütig bescheiden mit der Erkenntnis und dem Bekenntnis, daß es auf alle jene Fragen, welche den Menschen am tiefsten berühren und im Zentrum seiner geistig-sittlichen Persönlichkeit, seiner ganzen Weltstellung erfassen, eine Antwort überhaupt nicht gibt und zwar deshalb nicht, weil der Naturalismus diese Resignation zu üben durch die Gewalt der Tatsachen gezwungen worden ist. Du Bois-Reymond muß anerkennen, daß auch das oben geschilderte Naturerkennen des Laplaceschen Geistes das Kausalitätsbedürfnis in ungeschwächter Kraft, aber auch vollständig unbefriedigt stehen läßt. Staunen nötigt ihm die Tatsache ab, daß das Wort warum?, welches von den Lippen der Kinder ungelehrt uns entgegentönt, wie es vor Jahrtausenden von denen morgenländischer Weisen klang, unter den Wörtern menschlicher Sprache sozusagen das menschlichste Wort ist. Ohne zu merken, daß er im Stil der so verachteten Naturphilosophie eines Schelling spricht, sieht er in der Sehnsucht nach dem zureichenden Grunde die Blüte dessen, zu dem die zum Hirn zusammengefügte, Bewußtsein erzeugende Materie sich zu erheben vermag.[1]) Und doch soll dieses Wort gerade dann auf den Lippen ersterben müssen, wenn es das innerste Wesen des Geistes, die tiefste Sehnsucht des Menschen zum Ausdruck bringt. Die Feinblüte der „Bewußtsein erzeugenden Materie" soll zuletzt doch nur ein sinnloses, zweckwidriges, der Erzeugung von Hirngespinsten und Fieberträumen dienendes Produkt sein. Eine endgültige stumpfe Resignation des Geistes soll seine Größe sein. Man konnte nicht ignorieren, daß die Naturwissenschaft über sich selbst hinausweist, und doch wurde in dem Ignoramus et ignorabimus die wohlfeile Formel geprägt, welche dem menschlichen Denken jedes Hinausgehen über die Grenzen der mechanisch-physikalischen Denkweise apodiktisch untersagt, obwohl man nicht einmal das Problem sich vorlegte, wie denn das Denken in die Welt der Erfahrung hineinkomme. Eine dumpfe Skepsis, eine echte Fauststimmung war eingezogen in jene Geister, die sonst so übermütig waren.

Allein dieser „Pyrrhonismus im neuen Gewande" vergaß sein „dubitemus" gerade an dem Punkte, wo die Resultate der exakten

[1]) Reden II, S. 536.

Forschung die richtige Anwendung desselben — und dann noch etwas mehr Denken und eine größere Freiheit von Voraussetzungen und Vorurteilen — gebieterisch forderten. Dem Materialismus blieb er in fester Zuversicht ergeben. Es ist nicht ganz richtig, wenn der Geschichtschreiber des Materialismus Fr. A. Lange sagt: unsere heutigen Materialisten seien wesentlich Skeptiker geworden. Ihre Skepsis richtet sich gegen vieles, darunter gegen manches, was gar nicht zu bezweifeln ist, um sofort zu versagen, wo es sich um grundsätzliche Voraussetzungen, eben um diejenigen des Materialismus handelt. In der verschämteren, heutzutage beliebteren Form der Voraussetzung wird die mechanisch-naturalistische Natur- und Weltanschauung krampfhaft auch von solchen festgehalten, die als Resultat der Wissenschaft sie auszurufen nicht mehr den Mut haben. Wo nun auch immer die reale Welt dieser massiven Voraussetzung sich absolut nicht fügen will, und wo die gesammelten Erkenntnisse ihr geradezu ins Gesicht schlagen, da vertauscht man die Rollen: Statt die Voraussetzung preiszugeben, gibt man die menschliche Erkenntnis preis und bezweifelt selbst die Erfahrung, und so konstatiert man Grenzen der menschlichen Erkenntnis überall da, wo diese zur materialistischen Weltanschauung in unauflöslichen Konflikt tritt.

Ein typisches Beispiel hierfür ist der Standpunkt, den Du Bois-Reymond einnahm. Unabhängig von allen philosophischen Theorien, in einer auch für die Naturforscher evidenten Weise zeigte er, daß in keiner Weise einzusehen ist, wie aus der Lagerung und Bewegung der Gehirnatome auch nur der einfachste Bewußtseinsakt entstehen kann. Aber die Folgerung ist nur die, daß hier für unsere Erkenntnis ein transzendentes Hindernis vorliegt, nicht aber eine die Kräfte der Materie übersteigende Leistung. Zwar werden wir nie begreifen, wie Materie denkt, aber daß sie es ist, die denkt, wird mit dem Urheber von L'homme machine als feststehend vorausgesetzt. So würde denn auch, so werden wir belehrt, der oben gekennzeichnete Laplacesche Geist mit seiner vollkommenen Kenntnis der Mechanik der Atome uns sagen können, „wer die Eiserne Maske war", und den Tag bestimmen können, „wann das Griechische Kreuz von der Sophienkirche blitzte". Diese Verheißung wird getragen von der Voraussetzung, daß es andere als materielle Ursachen nicht gibt, und die Rätsel des Geistes durch die Mechanik besorgt werden. Man denke sich alle Atome, aus denen Cäsar in einem gegebenen Augenblick, als er etwa am Rubikon stand, durch mechanische Kunst in einem Schlage jedes an seinen Ort gebracht und mit seiner Geschwindigkeit versehen, dann wäre nach seiner Anschauung Cäsar geistig und körperlich wiederhergestellt. „Der künstliche Cäsar hätte sofort dieselben Empfindungen und Strebungen wie der wahre und teilte mit ihm seine

Gedächtnisbilder, ererbten und erworbenen Fähigkeiten". Also auch das geflügelte Wort: Jacta est alea würde wohl als verwandeltes Sonnenlicht ihm auf der Zunge liegen. Was hat denn nun Du Bois-Reymond der Begriffsromantik der idealistischen Philosophie noch vorzuwerfen?! Ist nicht auch bei ihm selbst die „Schwärmerei" an die Stelle der Induktion getreten, und könnte man ihm nicht zurufen: Verzeiht, ich hör' auch deklamieren — Und heutzutage wirkt das viel? Da nimmt es nicht wunder, daß er auch den verrufenen Ausdruck in Schutz nimmt, daß die Gedanken sich zum Gehirn verhalten, wie die Leber zur Galle und der Urin zu den Nieren. Aesthetische Rangunterschiede kenne die Physiologie nicht. Der Rangunterschied darf nur in der Erkenntnisordnung liegen, insofern die Seelentätigkeit aus der Gehirnkonstruktion nicht ebenso begreifbar ist, wie die Absonderung aus dem Bau der Drüse. Seinem hochgefeierten Lehrer Johannes Müller konnte er es nie ganz verzeihen, daß dieser bis an sein Lebensende überzeugter Vitalist blieb. Und wenn der Hauptgrund für seine prinzipielle Stellungnahme bei Müller — auf die Art der Begründung kommt es hier nicht an — in der Ueberzeugung bestand, daß die Lebenstätigkeiten chemisch-physikalisch nicht erklärbar seien, so sieht der Schüler in ihr nur einen dunkeln Ueberrest der überwundenen „Naturphilosophie", eine jener Eigentümlichkeiten, die so oft den Eroberern von den Ueberwundenen anhaften bleibt. Ihm selbst steht es fest, daß der Unterschied zwischen organischer und anorganischer Natur ein rein willkürlicher ist; auch das reichste Naturgemälde eines tropischen Urwaldes bietet seiner Wissenschaft nichts als bewegte Materie. Und wenn auch nie erklärt werden kann, wie das Leben entstand oder wie es besteht und sich entwickelt: diejenigen, welche den Unterschied zwischen beiden Reichen unter welcher Form auch immer aufrecht halten wollen, sind, dessen mögen sie sich für versichert halten, „solche Köpfe, die nicht bis an die Grenzen unseres Denkens vorgedrungen sind". Selbst der Titel, den Alexander von Humboldt seinem berühmten Werke gab, findet leisen Tadel, denn der Kosmos ist kein wissenschaftlicher Begriff, sondern die Verbindung eines dichterischen Elementes mit dem wissenschaftlichen. Die mathematische Physik kennt keinen Unterschied zwischen Kosmos und Chaos. Durch blinde Notwendigkeit läßt sie den Kosmos aus dem Chaos werden. „Der Kosmos als das geschmückte und geordnete Weltall ist ein ästhetischer Anthropomorphismus." Auch Voltaire, der „personifizierte gemeine Menschenverstand", war noch nicht ganz vom Geiste der Naturwissenschaft durchdrungen, weil er den allerdings „schwer angreifbaren Schild der Teleologie" hochhielt und von seinem Deismus nicht lassen wollte. Entschuldigung finde er in dem Umstande, daß er die bahn-

brechende Tat des großen Briten noch nicht kennen konnte. Das Gespenst der Teleologie zu bannen ist eben eine Grundforderung der „modernen Wissenschaft“, obwohl ihr der Nachweis nicht gelingt, wie sie ohne dieselbe auskommen kann. Daß die mechanische Weltkonstruktion die Wissenschaft ausmacht, ist die Voraussetzung, welche diese Forderung bedingt und ihre Anhänger zwingt, verschlossenen Auges über Klüfte wegzusetzen, vor denen die größten Denker stillestanden.

Diese Nachweise[1]) mögen genügen zur Zeichnung des Weltbildes eines Naturforschers, der alle Naturphilosophie verwirft bis auf eine, die gerade die seine ist, und alles, was dieser letzteren entgegensteht, mit dem Schleier seines ignoramus zu verdecken sucht, genügen auch zur Charakteristik der Bescheidenheit, der sich diese Abstinenzphilosophie besonders rühmt, von der sie aber jedesmal nach ihrem Bedarf abgemessenen Gebrauch zu machen versteht. Und wenn nun derselbe Forscher in die Räume der Berliner Akademie das stolze Wort rief: „Die einzige Voraussetzung unserer Philosophie ist die Voraussetzungslosigkeit“, dann hätte Mommsen hier die Macht der Phrase erkennen können.

Von gleichem Werte ist die in folgender allgemeinen Sentenz gegebene Begründung dieser Bescheidenheit und Enthaltsamkeit. „Wir besitzen Entsagung genug, um uns zu finden in die Vorstellung, daß zuletzt aller Wissenschaft nur das Ziel gesteckt sein möchte, nicht das Wesen der Dinge zu begreifen, sondern begreiflich zu machen, daß es nicht begreiflich sei. So hat es sich schließlich als die Aufgabe der Mathematik herausgestellt, nicht den Kreis zu quadrieren, sondern zu zeigen, daß er nicht zu quadrieren sei, der Mechanik, nicht ein Perpetuum mobile herzustellen, sondern die Fruchtlosigkeit dieser Bemühung darzutun.“ „Wir ziehen es vor, uns zu halten an die Anschauung der Dinge, wie sie sind, uns genügen zu lassen, um mit dem Dichter zu reden, »an dem Wunder dessen, was da ist.«“[2]) Mathematik und Physik werden es ablehnen müssen, ihre Aufgabe erst dann als erfüllt anzusehen, wenn sie den Kreis zu quadrieren, oder ein Perpetuum mobile herzustellen gelehrt hätten, ebenso wie die Biologie die Forderung ablehnen wird, ihre Aufgabe sei erst dann erfüllt, wenn sie eine lebende Zelle herstellen könnte, um damit dem Materialismus einen kleinen Dienst zu leisten. Unterdessen wird es sich der menschliche Geist nicht nehmen lassen, aus der Unmöglichkeit der Herstellung eines perpetuum mobile und einer lebenden Zelle und vieler anderer Dinge bestimmte Folgerungen zu ziehen, da nun doch die reale Welt sich fortwährend verändert und be-

---

[1]) Vgl. auch Lange, Gesch. des Mater. II. Bd. 2. Abschn.

[2]) Reden II, S. 15 u. I, S. 425.

wegt und viele Wesen in ihr, der mechanischen Weltanschauung zum Trotz, leben, empfinden und denken. Uebrigens kann ein quadrierter Kreis oder ein Perpetuum mobile einem Mathematiker und Physiker höchstens im Traum erschienen sein. Es war also ein logischer Schnitzer, die unermeßliche Fülle der Weltwirklichkeit in Parallele zu setzen zu dem, was nicht existiert, um dann von der Nichtrealisierbarkeit des letzteren auf die Nichterkennbarkeit des ersteren zu schließen. Der richtige Analogieschluß würde doch so lauten: Die mechanische Welterklärung ist ein Versuch, ebenso aussichtslos wie die Quadratur des Kreises und die Herstellung eines Perpetuum mobile. Man halte sich also an die „Wunder, die da sind“. Sie erzeugen jenes Staunen, von dem nach Aristoteles die Philosophie ihren Anfang nahm. Man gestatte dem menschlichen Geiste die Erkenntnis und die Bewunderung dieser Wunder. Man gestatte ihm, durch das Kausalitätsgesetz, das ihn in die Erkenntnis dieser Wunder einführt, sich immer höher emporheben zu lassen, und wenn er seine Wesenspflicht erfüllen will, für alles hinreichende Ursachen zu fordern und zu suchen, dann vergewaltige man ihn nicht durch das brutale Machtgebot, er solle sich bei nicht hinreichenden beruhigen.

So hielt man denn fest den „gröbsten Balken aus dem gescheiterten Schiffe der Philosophie“, wie Fechner den Materialismus genannt hat, und als auch er zu versinken drohte, suchte man Rettung durch das Opfer, welches man der Skepsis darbrachte. Denn etwas anderes ist es nicht, als solch ein Opfer, wenn man, um die Skepsis zu begründen, mit unbegreiflicher Sicherheit erklärt: „Es gibt für uns kein anderes Erkennen als das mechanische, ein wie kümmerliches Surrogat für wahres Erkennen es auch sei, und deshalb nur eine wahrhaft wissenschaftliche Denkform, die physikalisch-mathematische. Nur mechanisches Begreifen ist Wissenschaft.“ [1]) Und wenn jemand die doch gewiß berechtigte Frage stellte, woher man denn die Gewißheit für ein solches Dogma habe, so würde er zur Antwort erhalten: Das Dogma des Materialismus verlange, daß es nichts anderes gebe, als die Atome und deren abstoßende und anziehende Zentralkräfte. Aus diesem Dogma folge das andere: Die analytische Mechanik erschöpft mit diesen Komponenten den gesamten Weltprozeß. Wenn sie nun das Gegenteil leistet von dem, was das Dogma verheißt, so kommt dies nur daher, weil die menschliche Erkenntniskraft die Schwierigkeiten nicht überwinden kann. Die beiden Dogmen fordern deshalb mit grausiger Notwendigkeit ein drittes, ganz anders geartetes: die physiko-chemische Erkenntnistheorie. Aus dieser folgt dann mit unerbittlicher Konsequenz das Ignorabimus, welches alles, was das

[1]) Reden I, 232 u. II, 405.

Gebiet mechanischer Notwendigkeit verläßt, in das Nebelreich der Hirngespinste weist. Die Wurzel und die Krone aller wissenschaftlichen Erkenntnis bildet demgemäß die Naturwissenschaft trotz des Zugeständnisses, daß sie den Kern alles Geschehens selbst in der Körperwelt unerklärt läßt. Auch bei geistigen Erscheinungen soll die „Wissenschaft" nicht anders verfahren dürfen, wie bei jeder neuauftretenden Tätigkeitsäußerung der Materie. Unter der Drohung, sie verirre sich sonst in mittelalterliche Finsternis und in die Wahngebilde des Aberglaubens, wird ihr dieser Kanon vorgeschrieben, als ein solcher, der den „objektiv-realistischen Weg der Forschung über die Seele zeige", einen Weg, von dem Du Bois-Reymond behauptet, daß ihn de la Mettrie in „der Einfalt seines Herzens" gefunden habe, als „er nach langer kimmerischer Nacht der Scholastik mit den letzten Ueberlieferungen derselben brach",[1]) womit indessen nur die beschämende Tatsache anerkannt wird, daß der stolze Vertreter der Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts unter dem Joche des Materialismus die philosophischen Gedanken und Behauptungen, die Voraussetzungen und Einbildungen der französischen Enzyklopädisten wiederholte.

Von dem niederschlagenden Ignorabimus rafft sich dann der Naturforscher auf zu dem „mannhaften Losungswort" des sterbenden Septimius Severus an seine Legionen: Laboremus. Aber was soll dieser Aufruf zur Arbeit, wenn man dem menschlichen Leben und seiner Arbeit einen Sinn nicht zu geben weiß, wenn man dem menschlichen Geiste nur ein „kümmerliches Surrogat wahren Erkennens" zu bieten vermag, und auf die ernsten Fragen des ethischen Bewußtseins sich in eisiges Schweigen hüllt oder nur die eine Richtschnur für das Handeln kennt: Lebe dich aus in dieser Welt, denn das Leben ist der Güter höchstes? Bei der Verzweigung auf das ethische Gebiet tritt es besonders deutlich hervor, daß die Philosophie des Materialismus, blindgläubig und wie im Taumel sich an das Dogma der allmächtigen Materie klammernd, alle Selbstbesinnung verloren hat, und daß auch die zurückhaltendere Form der Abstinenzphilosophie ihr keine Hülfe bringen kann. Wie es für den Standpunkt der mechanischen Weltanschauung keine größere oder geringere Vollkommenheit gibt, so erst recht keine absoluten Werte. Wie sich Chaos und Kosmos nur durch andere Verteilung derselben Massen unterscheiden, und wie für die organischen Wesen „das Anpassungsgleichgewicht" die entscheidende Rolle spielt, so soll auch das sittliche Leben im Mechanismus restlos aufgehen und in materiellen Kombinationen seine Grundlage und Entwicklung haben. Wer aber sein ganzes Sein und Leben nur als Glied eines

[1]) Reden I, 196 f.

notwendig verlaufenden Prozesses führt, kann den Funktionen und dem Getriebe und zuletzt den Stampfern und Rädern dieser Weltmaschine, deren grausiges Spiel ein Hohn auf alle sittlichen Ideale ist, nicht entrinnen. Für ein solches Naturwesen gibt es keine Freiheit, kein Sollen, kein Handeln als Vorzug einer geistig-sittlichen Persönlichkeit nach den absoluten Normen von Gut und Bös, sondern nur ein Vorgehen wie in der Natur. Wer die Ethik zu einem Kapitel der Biologie macht, muß auf den Begriff der sittlichen Pflicht verzichten und bleibt, trotz aller Bemühungen, die ihm sein eigenes besseres Selbst in Widerspruch zu seinem eigenen System aufzwingt, prinzipiell auf dem niedrigsten Niveau der Nützlichkeitsethik festgebannt, deren regulative Prinzipien der Nutzen und der Schaden, und deren Gesetz die Selbstsucht ist.[1])

Man muß eine Binde vor den Augen haben, wenn man die empörenden Konsequenzen solcher Theorien nicht einsehen will. Manchen Vertretern derselben[2]) gereicht ihre eigene Inkonsequenz zum Ruhme, mit der sie, besser als ihr System, den unsittlichen Folgerungen desselben entgehen wollen, aber sie können es nicht, ohne Anleihen zu machen bei einer der ihrigen entgegenstehenden Weltanschauung, um so wider Willen den Beweis zu liefern für die Größe und sittliche Kraft der christlichen Religion, die auch diejenigen unter ihre Ideale beugt, die vor ihr fliehen.

Die dem naturalistischen Evolutionismus inne wohnende Tendenz, das Spätere als das besser Angepaßte und deshalb Bessere zu erklären, erhält zuletzt den Todesstoß durch die naturwissenschaftliche Eschatologie, die alles Leben und Streben in demselben Untergang begräbt und über alles, Recht und Unrecht, Menschenliebe und Unterdrückung, Heroismus

---

[1]) Weitere Ausführungen siehe bei J. Mausbach, Weltgrund und Menschheitsziel. M.Gladbach 1904. S. 30 ff. W. Schneider, Göttliche Weltordnung und religionslose Sittlichkeit. Paderborn 1900. C. Gutberlet, Ethik und Religion. Münster 1892. S. 193 ff. R. Eucken, Die Einheit des Geisteslebens. Leipzig 1888. S. 7—62, Br. Bauchs Abhandlung über Ethik in: Die Philosophie im Beginne des 20. Jahrhunderts. Heidelberg 1904. 1. Bd. S. 54 ff. u. H. Schwarz a. a. O. S. 87 ff. Richtig bemerkt Bauch (S. 64): „Mit einer kleinen Begriffsverschiebung kann diese ganze (naturalistische) ethische Richtung sogar von »allgemeiner Menschenliebe« sprechen, da deren letzter Grund doch immer die Eigenliebe ist. . . . Denn die tiefste sittliche Einsicht dieser Theorie lehrt ja aufs deutlichste, daß jedes Individuum, also auch das »soziale Wirbeltier« Mensch, eben am besten fährt, wenn es den anderen Exemplaren seiner Gattung in allen seinen Interessen möglichst konform ist."

[2]) Z. B. A. Ladenburg, der seinen Kasseler Vortrag über den Einfluß der Naturwissenschaften auf die Weltanschauung mit der Aufforderung „zur werktätigen Menschenliebe" schloß. Treffend ist die Erwiderung Schells: Der Gottesglaube und die naturwissenschaftliche Weltanschauung. S. 24 ff.: „Die Geschichte der grundsätzlich geübten Nächstenliebe ist die Geschichte des Glaubens an Gott und an Gottes Reich — im Diesseits und im Jenseits."

der Tugend und Schändlichkeit des Lasters dasselbe Leichentuch ausbreitet. Die letzte Antwort ist ein ewiges Schweigen, das dem Guten nicht mehr Existenzberechtigung zuerkennt als dem Bösen. Die höchste Macht ist der Tod, das letzte Ziel der Untergang. Dem Pessimismus, der bei der Preisgabe ewiger Lebensziele sich notwendig einstellt und dem man nur mühsam zu entgehen sucht, indem man an die dem Menschen wie jedem Lebendigen eingeborene, für den Naturforscher unerklärbare Lust zu leben durch den Aufruf zur Lebensbetätigung appelliert, hat der englische Naturforscher Huxley, selbst ein Anhänger der naturwissenschaftlichen Weltanschauung, in dem Satze Ausdruck verliehen: „Wenn die moderne Zivilisation einen Gesellschaftszustand aufweist, der kein würdiges Ideal verkörpert, wenn es wahr ist, daß die steigende Naturerkenntnis und der sich daraus ergebende Gewinn einer ausgedehnten Naturbeherrschung, und der wiederum hieraus folgende Wohlstand nicht imstande sind, der Armut und der natürlichen und sittlichen Verderbnis der Volksmassen erfolgreich zu begegnen, dann würde ich als das wünschenswerte Ende das Herannahen eines gütigen Kometen begrüßen, der die ganze Geschichte hier wegfegt." Einer solchen trostlosen Anschauung gegenüber, welche die Geschichte der Menschheit in eine sinn- und ziellose Bewegung auflöst und den Weltlauf und mit ihm alle sittlichen Kämpfe in das Dunkel der Nacht und die Kälte des Eises begraben werden läßt, eignen wir uns das Wort an, das Champagny bei dem Eintritt Littrés in die französische Akademie sprach:[1]) „Die Wissenschaft, welche an den materiellen Elementen klebt und in den Tatsachen aufgeht, ohne zu den letzten Gründen aufzusteigen, wird uns niemals ausfüllen können. Der Mensch bedarf anderer Uebung und Genugtuung für seine Vernunft, anderen Trostes für sein Leben, anderer Hoffnungen für seine Leiden, anderer Blüten, um die Gräber seiner Väter zu schmücken, anderer Lieder, um sie an der Wiege seiner Kinder zu singen." [2])

Den tiefsten Grund, der die Aufstellung und hartnäckige Behauptung einer solchen Weltanschauung bedingt, zugleich aber auch den

[1]) Zitiert bei O. Willmann, Geschichte des Idealismus, I, Vorwort.

[2]) Man vgl. auch die Gedanken, welche Romanes, der Freund und Mitarbeiter Darwins, ausgesprochen hat, besonders in den nach seinem Tode herausgegebenen Fragmenten: „Eine unbefangene Prüfung der Religion," bei A. Titius, Religion und Naturwissenschaft. Tübingen und Leipzig 1904. S. 48 ff. Romanes ist vom monistisch-materialistischen Standpunkt zur theistischen Weltanschauung zurückgekehrt. Mit bekannter Dreistigkeit bemerkt hierzu Häckel (Die Lebenswunder. 2. Aufl. Stuttgart 1904. S. 24): „Als diese Konversion bekannt wurde, lag es nahe, an eine Mystifikation zu denken; denn bekanntlich haben die fanatischen Verteidiger des kirchlichen Aberglaubens niemals Bedenken getragen, die Wahrheit in ihr Gegenteil zu verkehren. Die bewußte Lüge und der absichtliche Betrug gelten als heilig und verdienstlich, wenn sie zu Ehre Gottes geschehen.

einzigen Ausweg aus der Leere derselben hat Du Bois-Reymond in dem kleinen Sätzchen aufgezeigt: „Es gibt nur einen einzigen Ausweg, den Supernaturalismus," d. h. wenn wir das Sätzchen seiner mißbräuchlichen Redeweise entkleiden, die Annahme der weltschöpferischen Vernunft. Es ist immerhin ehrenhaft für die Konsequenz seines Denkens, wenn er im Theismus „den einzigen Ausweg" sieht. Der drohende Zusatz, „nur daß, wo Supernaturalismus anfängt, Wissenschaft aufhört", kann nur jene erschrecken, die sich durch die Proklamation der Naturwissenschaft als einziger Wissenschaft und ihrer Methode als der allein seligmachenden haben knechten lassen, oder in das Wort „Supernaturalismus" ihre ungeheuerlichen Vorurteile verbergen, als sei die Annahme der schöpferischen Weisheit der Todesstoß für Wissenschaft, Vernunft, Ordnung und Gesetzmäßigkeit. Mit kaum entschuldbarer Willkür verknüpft man mit dem Gedanken des absoluten weltschöpferischen Geistes den Gedanken der Laune, des willkürlichen Eingriffes, der Gesetzlosigkeit und bedenkt nicht, daß, wie der Kosmos in seiner Gesetzmäßigkeit, Ordnung und Zielstrebigkeit die Spuren jenes Geistes an sich trägt, der ihn erdacht und gewollt hat, so überhaupt nur ein wohlgeordneter, von Gesetzen durchwirkter Kosmos als Welt Gottes, als Werk der weltschöpferischen Weisheit gedacht werden kann.[1]) Jene oben (S. 22) dargelegte, den menschlichen Geist vergewaltigende Erkenntnistheorie ist vielmehr reinste Willkür. In ihrer Gottesscheu beugt die auf diese Willkür gestützte, angeblich voraussetzungslose Wissenschaft sich noch lieber dem Wahne, daß die Natur eine Spielhölle sei, in der mit gefälschten Würfeln gespielt wird, als daß sie der Forderung der Vernunft zustimmt, die Welt sei das Werk der Vernunft. Oft genug scheut sie auch vor Abgeschmacktheit nicht zurück, wie z. B. in den Worten, die Du Bois-Reymond dem Monolog des Faust gewidmet hat.[2])

Indessen hat sich später herausgestellt, daß es sich in diesem Falle (ähnlich wie beim alten Baer) wirklich um eine jener interessanten psychologischen Metamorphosen handelte, die ich im 6. Kapitel der Welträtsel besprochen habe." — Damit ist Romanes nachträglich von der Zoologie des 20. Jahrhunderts — nach Häckel ist alle Wissenschaft Zoologie (Lebenswunder, S. 98) — in die Klasse der pathologisch besonders merkwürdigen Wirbeltiere eingereiht worden, in der die von Baer, Du Bois-Reymond, Virchow und Wundt sich schon befanden.

[1]) Vgl. Schell, Gott und Geist, II. Bd., S 258 ff. und R. Otto, Natural. und relig. Weltansicht. Tübingen 1904, S. 42 ff., dessen Ausführungen aber beeinflußt werden durch den von ihm festgehaltenen Kanon, nach welchem die Welterkenntnis nicht mit Gewißheit zur Gotteserkenntnis führen, sondern nur gezeigt werden kann, wie die religiöse Weltanschauung „freie Fahrt" habe, insofern die aus anderen Quellen eröffnete Gotteserkenntnis durch die Welterkenntnis keine Hemmung erfahre.

[2]) In der Rede: Goethe und kein Ende (I, S. 427) verlangt er die „leuchtenden Gestalten" (der Geisterwelt) „spektroskopisch zu studieren oder etwas von ihrer Substanz

4. Annäherung der Naturwissenschaft an die Philosophie. Versuche, beide zu versöhnen.

Sollte der Mensch, dieses rastlose Ursachentier, wie Lichtenberg ihn genannt hat, sich bei der Ignorabimusphilosophie beruhigen, in dem neuen Pyrrhonismus sogar „die notwendige Ergänzung der Erkenntnistheorie" anstaunen? „Wenn ich nach meinen Erfahrungen urteilen soll," so sprach auf der Naturforscherversammlung zu Lübeck 1895 W. Ostwald, „hat kaum ein Naturforscher an das Ignorabimus geglaubt, wenn man sich auch nicht veranschaulicht hat, an welchem Punkte das Unhaltbare jenes Schlusses lag." [1]) So mußte denn Du Bois-Reymond selbst es beklagen,[2]) daß das durch die Naturwissenschaft so ernst geschulte Geschlecht wiederum die Neigung zur Spekulation offenbare. In der Abneigung gegen eine phantastische Spekulation groß geworden, wiederum, und nicht mit Unrecht, erbittert über die wilde Spekulation, die ihm jetzt aus naturwissenschaftlichen Kreisen entgegentrat, sieht er in jeder Ueberschreitung der Erfahrungsgrenzen die Gefahr für die Naturwissenschaft, sie könne, ihrer Methode untreu geworden, in die Bahnen der konstruktiven Naturphilosophie eines Schelling zurücklenken. Von einem anderen Gesichtspunkte aus hat neulich Verworn[3]) es beklagt, daß manche Naturforscher dem Kitzel philosophischer Betrachtung nicht widerstehen, um dann selbst die Flagge an den Mast zu nageln und, verwegener als diejenigen, die er tadelt, sich auf das mare tenebrosum philosophischer Spekulation zu begeben. Was von den einen beklagt, wird von anderen freudig begrüßt. E. von Hartmann[4]) charakterisiert die Zeitlage dahin, daß alle Welt des unfruchtbaren Agnostizismus müde sei. Man sehne sich nach Metaphysik, aber noch wage man nicht, sie mit fester Hand zu ergreifen.

Allerdings auch ein Haeckel treibt Philosophie und Spekulation unter der alten, ihm noch als Reminiszenz in den Ohren klingenden

---

für die chemische Untersuchung aufzufangen. Von dem Tage an erschiene uns das ganze Treiben dieser Welt so ekel, schal und unersprießlich, wie dem Dänenprinzen, beschauliches Mönchtum wäre vielleicht noch die beste Lösung, die wir dem Lebensproblem zu geben wüßten". Wir brauchen kaum anzumerken, daß uns an dieser Stelle nur der Erguß theoretischer Weisheit interessiert, nicht die andere Frage, inwieweit Du Bois-Reymond berechtigt war, in der Charakterzeichnung des Faust Widersprüche zu finden.

[1]) Vgl. W. Schmidt, Der Kampf der Weltanschauungen; Berlin 1904, S. 10.

[2]) Vgl. besonders die Reden: Ueber Geschichte der Wissenschaft und Ueber die wissenschaftlichen Zustände der Gegenwart. II, 335 ff. u. 448 ff.

[3]) A. a. O. S. 4.

[4]) In der Zeitschrift Deutschland 1903, S. 71.

Devise[1]): Entweder Naturerkenntnis und Erfahrung oder Glaubensdichtung und Offenbarung, und mit dem Wagemut eines Mannes, der die Welt aus den Zellen seines Gehirns aufbaut. Unter dem fürchterlichen Motto: „Alle Naturwissenschaft ist Philosophie und alle Philosophie ist Naturwissenschaft, alle wahre Wissenschaft aber ist Naturphilosophie" [2]) streckt in den „Welträtseln" und in den „Lebenswundern" eine Spekulation ihr Haupt empor, die sich rühmt, wahre Induktion und Deduktion in der „unbefangenen und reinen Gehirntätigkeit der Vernunft" zu verbinden, wobei „psychologische Metamorphosen" dadurch ausgeschlossen sind, daß die zoologische Vorbedingung, die normale Beschaffenheit des gedankenabsondernden Gehirnteils, des „Phronema", in einzigartiger Weise erfüllt ist.[3]) Die Entwickelung dieses „Denkherdes", dessen Physiologie einfach darin besteht, „daß die Chemie des Neuroplasmas seine Lebenstätigkeit bedingt,"[4]) begann vor 12—15 Millionen Jahren in der Tertiärzeit (dies weiß Haeckel aus der einzigen Quelle der Wissenschaft, aus der Erfahrung) und steigerte sich, bis dieses Phronema, selbst dem „Substanzgesetz" und dessen physikalischen und chemischen Vorgängen unterworfen, eben dieses Substanzgesetz als Gedanke absonderte und ausrief: Es ist erreicht. „Gott-Natur" hat sich ihm im „Substanzgesetz" offenbart; mutig enthüllte er das verschleierte Bild von Sais, und erstaunt sahen wir, wie das „Feste zu Geist verrinnt". Der „reine Monismus" eines Haeckel erfaßt in der „Substanz" das große Weltwesen, den Gott-Natur eines Spinoza, und diese Substanz als unendliche Ausdehnung und ewige Energie, wobei Energie auch gleich Geist gesetzt werden kann, und beides und alles ist eins und dasselbe. Im „Kraft-Stoff" ist Materialismus, Dynamismus und Spiritualismus auf einfachste Weise in Identität verbunden, und alles, Ausdehnung und Bewegung, Physisches und Psychisches, Materie und Geist, Bewußtsein und Empfindung, Denken und Wollen, nimmt dieser „Kraft-Stoff" widerspruchslos als Einheit in sich auf, wie er es aus sich herausgegeben hat. Es macht aber nichts zur Sache, wenn man noch ein Drittes, die Empfindung als fundamentales Attribut, einfügt und die „Trinität der Substanz" als „sicherste Basis des Monismus" darbietet. Und weshalb auch nicht? Wozu überhaupt noch die Zahl, wenn im ganzen Universum wie in jedem kleinsten Teile desselben, in jedem Atom und in jedem Molekül drei fundamentale Attribute der Substanz untrennbar verknüpft und eins und dasselbe sind. Das „Substanzgesetz" bietet uns nach Haeckel folgende Erkenntnis: 1. daß die Summe des Stoffes ewig

---

[1]) Lebenswunder, Vorwort VI. — [2]) A. a. O. S. 4. — [3]) A. a. O. S. 24 f.
[4]) A. a. O. S. 20.

und unveränderlich ist (Konstanz der Materie); 2. daß die ewige und unendliche Bewegung unveränderlich ist (Konstanz der Kraft); und 3. endlich, daß die Quantität der Empfindung oder Beseelung eine unveränderliche Größe darstellt (die Konstanz des Psychoms). [1]) Wir brauchen nun nur die übliche, aus der Gewohnheitsphrase der „toten Materie" und aus der erblichen, von unseren Barbaren-Ahnen überkommenen Mystik stammende Geringschätzung der Materie und ihre Herabsetzung gegenüber dem „Geiste" fahren zu lassen [2]) und wir sehen klipp und klar ein, daß alles eine „Monas" ist. So wallt die Monassubstanz auf und ab von Ewigkeit her in Lebensfluten, im Tatendrang, webt hin und her am sausenden Webstuhl der Zeit und wirkt der Gottheit lebendiges Kleid. Wer beugt sich nicht in Ehrfurcht vor dieser „Psychomform" und verehrt nicht diese Offenbarung der „Substanz", kindliche Schauer tief in der Brust, die er teilt mit jedem Atom und jeder Atomseele, die da in ihren „höchst einfachen Willensregungen" angezogen und abgestoßen werden, sich in noch dunklen, aber doch einfachen Bewußtseinsakten verbinden und trennen, und die selbst das Lob verdienen, daß sie dem Substanzgesetz besser folgen, als die höheren und besseren Produkte mit ihren mehr verwickelten Willensbewegungen, wahrscheinlich deshalb, weil keine Barbaren-Ahnen ihnen mystische Vorstellungen mit auf ihren Lebensweg gegeben haben.

In einer solchen „Spekulation" sah Du Bois-Reymond die entsetzliche Naturphilosophie wieder aufleben, welche die Wissenschaft um ihren Ernst bringt. [3]) Ihr gegenüber war wiederum jenes Wort berechtigt, welches die „Naturphilosophie" als eine die nüchterne Forschung bedrohende Trunkenheit kennzeichnen sollte: Induktion ist der auf die jeweilige Aufgabe angewandte gesunde Menschenverstand. Das von ihm allzu voreilig aufgestellte Gesetz [4]) war zuschanden geworden, an die

---

[1]) Vgl. a. a. O. 519 ff. — [2]) A. a. O. S. 523.

[3]) Rede über die sieben Welträtsel I, 388 f. Kurz und treffend fertigt er den „Willen" und das „Bewußtsein" der Atome ab: „Ein wunderlicher Wille in der Tat, zu dem immer zwei gehören! Ein Wille, der wie Adelheids im Götz wollen soll, er mag wollen oder nicht, und das im geraden Verhältnis des Produktes der Massen und im umgekehrten des Quadrates der Entfernungen! Ein Wille, der das geschleuderte Subjekt im Kegelschnitt bewegen muß! Ein Wille fürwahr, der an jenen Glauben erinnert, der Berge versetzt, aber in der Mechanik bisher als Bewegungsursache noch nicht verwertet wurde. . . . Haeckel sündigt wider eine der ersten Regeln des Philosophierens: **Entia non sunt creanda sine necessitate**; denn wozu Bewußtsein, wo Mechanik reicht? Und wenn die Atome empfinden, wozu noch Sinnesorgane? Haeckel übergeht die Schwierigkeit, zu begreifen, wie den zahllosen »Atom-Seelen« das einheitliche Bewußtsein des Gesamtgehirns entspringe." Vgl. auch Schell a. a. O. S. 21 ff.

[4]) Siehe S. 9.

Stelle der Naturforschung war die Naturdichtung getreten, und der Erfolg, den letztere hatte, entstammte sicher nicht dem „gesunden Menschenverstande“, den Du Bois-Reymond in dem durch die Naturwissenschaft geschulten Geschlechte personifiziert sah.

Man wird es Verworn zu gute halten, wenn er als Schüler Haeckels die Ideen seines Lehrers als durch „einfache Klarheit ungemein bestechend“ und „die Klippe auf die einfachste Weise glücklich überwunden“ findet, an welcher der Materialismus vollständig Schiffbruch litt. Annehmen kann er trotzdem diese Weltkonstruktion nicht; denn sie läßt alles genau so unerklärt, wie es war. „Der Dualismus ist nicht beseitigt, denn wir sind durch nichts imstande, beide (Materie und Geist) als eine Einheit zu denken.“ [1])

Aber auch jeder poetisierenden, pantheistischen Weltanschauung, welche der „atheistischen Halbnacht“ des mechanischen Monismus eine „animistische Tagesansicht“ eines pantheistischen Monismus zur Seite stellen will, muß der konsequent denkende, induktorisch geschulte Naturforscher im Namen jenes „gesunden Menschenverstandes“, der sich an der Empirie orientiert, verständnislos gegenüberstehen, weil sie mit Formeln arbeitet, die den Grundsätzen wahrer und echter Erforschung der Weltwirklichkeit widersprechen. Dem Naturpantheismus Goethes hat Du Bois-Reymond den Vorwurf gemacht, daß er der durch die Ausartungen der Schellingschen Naturphilosophie schon vielfach betörten deutschen Wissenschaft jene falsche Richtung eingeprägt habe, welche ästhetische Träumereien an die Stelle der exakten, mechanisch zergliedernden Methode setzen wolle. Dieser Stimmung entstamme auch Goethes Widerwille gegen das Experiment, seine gehässige Polemik gegen Newton und andere unerfreuliche Erscheinungen. Die „rein mechanische Weltkonstruktion, welche heute die Wissenschaft ausmacht“, sei dem Weimarschen Dichterfürsten stets unverständlich erschienen, „weil ihm das Organ für theoretische Naturwissenschaft in ihrer höheren Gestalt gefehlt habe.“ [2]) Jene Weltkonstruktion allerdings, die alles, was mit Instrumenten sich nicht fassen läßt, in das Gebiet der Illusion verweist und von der Du Bois-Reymond mit der Oberflächlichkeit des Système de la nature behauptet, sie mache die Wissenschaft aus, kam Goethe „so grau, so kimmerisch, so totenhaft vor“, daß er Mühe hatte, es in Gegenwart des Buches (Système de la nature), das sie feilbot, auszuhalten. [3]) Anderer-

---

[1]) A. a. O. S. 14 ff. — [2]) In der Rede: Goethe und kein Ende.

[3]) Sehr richtig bemerkt Otto a. a. O. S. 19, daß moderne Naturalisten mit Vorliebe ihren Frieden und ihre geistige Erholung in Goethescher Weltansicht suchen. „Daß sie so tun, spricht für ihre innere Stimmung und ihren Geschmack, aber nicht ebenso für ihr Unterscheidungsvermögen und ihre Konsequenz. Die Anschauung der Dinge, die hier (von

seits aber besteht der Vorzug des „naturwissenschaftlichen, induktorisch geschulten Denkens", wenn wir diesen Ausduck einmal gebrauchen wollen, in der strengen Zurückweisung pantheistischer und hylozoistischer Mythen, die uns die Annahme zumuten, den Weltgrund mit der Welt identisch zu setzen, ihn als ein unfaßbares, mit dem volltönenden Worte Gottheit benanntes X zu betrachten, das hinter den verschiedenartigen, im Kontrast mit einander stehenden Erscheinungen als deren unbewußter und unpersönlicher Träger seinen Spuk treibt und in der Verschiedenheit gegensätzlicher Erscheinungen sich entzweit, das heißt aufhebt. In dem Nachwort, das Paulsen seiner Kritik der Haeckelschen Welträtsel beifügt,[1]) klingt die Sprache der Versöhnung, die der Monismus des einen dem Monismus des anderen anbietet, wenn letzterer es über sich bringe, ein wenig andere Worte zu gebrauchen. Haeckel sei den Weg nicht zu Ende gegangen, indem er zwar von Atomseelen rede, aber nicht den Mut habe, ebenso von Erd- und Weltseele zu sprechen. Er strecke sich erst nach jener Ansicht, die Leben, seelisches Leben nicht als ein der Wirklichkeit Fremdes, Zufälliges, sondern als etwas ihr innerlich Angehöriges, als die andere, die innere Seite ihres Wesens hinstellt. Der so scharf beurteilte, von „Seichtigkeit triefende" Haeckel, der „in der Rolle des Großgeistes der Zeit mit anmaßlicher Leichtfertigkeit" seine Ware als Lösung der Welträtsel anpries, soll als vollwertig hingenommen werden, wenn man mit einer kleinen Wortverschiebung hinzufüge, was er eigentlich habe sagen wollen; er habe nämlich sagen wollen: „Alle Dinge sind psycho-physischer Natur". Die Versöhnung findet Paulsen in dem Gedanken, daß den Zellen und Molekülen, aber nicht bloß diesen einfachen, auch den umfassenden Systemen, den himmlischen Körpern und den kosmischen Systemen, ein irgendwie gestaltetes seelisches Leben entspricht, das dem, was wir in uns erleben, von ferne vergleichbar ist. Die Versöhnung der Naturwissenschaft mit der Philosophie findet er in den — Phantasien Fechners.[2]) Also die Erde ein Riesenorganismus,

---

Goethe in seiner Farbenlehre) mit so viel Aufwand von Mühe und zum Teil von Ungerechtigkeit bestritten wird, ist gerade die Anschauung derjenigen, die sich heute mit so viel Emphase und mit so wenig Verständnis auf Goethe berufen."

[1]) **Philosophia militans**, S. 188 ff.

[2]) Wir verweisen noch zur Illustration dieser panpsychistischen Mystik auf den Anhang, den Th. Lipps seinem Leitfaden der Psychologie, Leipzig 1903, beigab. Dort (S. 335 ff.) bekommen wir zu lesen: „Das tatsächliche Gebundensein der Bewußtseinserlebnisse an das Gehirn ist denkbar nur unter der Voraussetzung des Panpsychismus. Dies aber heißt: Es besteht ein einziger Weltzusammenhang, ein einziger materieller und zugleich geistiger Weltgrund, eine Weltmaterie, die zugleich ein Welt-Ich ist. . . . Wir müssen das Reale denken als Bewußtseinsleben, müssen also das, was wir den Erscheinungen, d. h. letzten Endes unserem Bewußtseinsleben, zugrunde legen, denken als ein gleichartiges

die Gestirne beseelte Wesen, und der ungeheure Mechanismus des ganzen Weltalls nur das Organ einer Weltseele. In diesem Bekenntnis soll auch der Physiker seine mechanische Auffassung vom Geschehen in der Körperwelt als die niedere Seite der Betrachtung einer höheren philosophischen Auffassung ein- und unterordnen. Dem Prinzip der Analogie sich anvertrauend, soll er vom Phänomen des Lebens auf dieser Welt kühn den Schluß wagen auf die analoge Beseelung des Universums. Damit sind wir also nach vielen Irrwegen wieder angelangt bei dem Analogiespiel der abenteuerlichen „naturphilosophischen Spekulation".

So anerkennenswert das in der Tiefe der menschlichen Natur wurzelnde Bestreben ist, die Ideenleerheit des Materialismus zu überwinden, und so herrlich der dem Physiker versprochene Lohn ist, daß er Raum für den Idealismus, für die erhabenen und unentbehrlichen Ideen des Wahren, Guten und Schönen gewinne; der Preis, den er dem Naturpantheismus zahlen soll, wird dem Physiker unerschwinglich sein. Stets wird er die Frage stellen, wie die beiden Betrachtungsweisen innerlich zusammenkommen und das in Gegensätze zerrissene Reale zugleich Weltmaterie und ein Welt-Ich sein könne. Willensstimmungen und Herzensbedürfnisse mögen ihn nötigen, den Bedarf an Idealismus selbst auf diesem Wege zu decken, sein Kopf wird diesen Weg als ungangbar bezeichnen. Die Naturwissenschaft wird an der Erfahrung in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts genug haben und nicht wiederum durch poetisch-philosophisches Blendwerk sich umgaukeln lassen. Oder sollte sie die dichterische Inspiration Goethes [1]: „Ich denke mir die Erde mit ihrem Dunstkreis als ein großes Tier, das im ewigen Ein- und Ausatmen begriffen

---

Bewußtseinsleben, nämlich als das Bewußtseinsleben des Welt-Ich. . . . Und tun wir dies, dann ergibt sich von selbst das Weitere. Diesem Welt-Ich gehört mein individuelles Bewußtsein, wie das der anderen, an als ein Teil. Das Welt-Ich differenziert sich in solche individuelle Bewußtseinseinheiten, doch nicht, um in sie sich aufzulösen. Wie überall, so ist auch hier das Ganze mehr als die Summe der Teile, die »Gesamtwelle« mehr als die Summe der »Wellengipfel« — unter denen die höchsten, die wir kennen, die Menschen sind —, und die Einheit des Ganzen, der Zusammenhang der Teile, etwas von jedem Teil und demnach auch von der Summe der Teile Verschiedenes. Es ist das die Teile in sich Hegende oder ihr Substrat" usw. Von dieser Philosophie würde der solide Naturforscher wieder sagen, daß sie „die Sprache des gesunden Menschenverstandes und der schlichten Ueberlegung" verlernt habe, und er wird sich an den Kopf fassen und denken: Dieses Welt-Ich ist mir unbekannt; ich kenne nur die „Erscheinungen", die „Attribute", und diese lassen sich nicht auf Eins zurückführen. Daß die Weltmaterie ein Welt-Ich sei und die Atome im Sumpf und mein Selbstbewußtsein Teile dieses Welt-Ich, ist die ungeheuerlichste Zumutung, die man an mich stellen kann, und wenn ich von den Erscheinungen nicht mehr auf das Wesen schließen kann, das sich durch dieselben offenbart, dann verzichte ich auf alle Erkenntnis.

[1]) Zitiert bei O. Liebmann, Gedanken und Tatsachen; I. S. 280.

ist", als den letzten Schluß philosophischer Weisheit anerkennen wollen? Man kann es dem Naturforscher nicht verdenken, wenn er solcher Mystik gegenüber die Forderung stellt, daß ihm, „ehe er in die Annahme einer Weltseele willigt, irgendwo in der Welt, in Neuroglie gebettet, mit warmem arteriellem Blut, unter richtigem Druck gespeist und mit angemessenen Sinnesorganen versehen, ein dem geistigen Vermögen solcher Seele an Umfang entsprechendes Konvolut von Ganglienzellen und Nervenfasern gezeigt werde." [1]) Kant hat mit Recht den Hylozoismus als „den Tod aller Naturphilosophie" bezeichnet. Wenn aber O. Liebmann fragt [2]): „Wer bürgt uns denn dafür, daß nicht unsere Planeten, Monde, Fixsterne die Atome oder auch die molécules der Nervenzellen und Fasern jenes transmakroskopischen Riesengehirns sind, welches der empirische Physiologe im Weltenraum vergeblich sucht?", so kann man nur antworten: Wer schützt uns, wenn eine ungeheuerliche Phantasie ihre Grimassen schneidet?

Was bleibt übrig, um dem verhaßten Dualismus zu entrinnen? Eine radikale Kritik der erkenntnistheoretischen Grundlagen, d. h. eine Auflösung des Denkens und eine Auflösung der Welt in Hirngespinste. Von einer solchen radikalen Kritik verspricht man sich, daß sie die Probleme löst, indem sie zeigt, daß sie nicht existieren. Jene von Avenarius und seinen Schülern [3]) ausgebildete empiriokritische These, nach welcher die Unterscheidung der inneren und äußeren Erfahrung die große Grundlüge und der große Selbstbetrug der bisherigen Denkweise ist, ruft der Naturforscher Verworn zu Hülfe, um frisch und fröhlich, von allen Hypothesen und Vorurteilen frei zu erklären: Unser ganzes

[1]) Du Bois-Reymond, Reden; I, 129.

[2]) A. a. O. S. 284. Recht bezeichnend ist folgende Ausführung Liebmanns: Da Lebendiges nur vom Lebendigen kommt, „warum sollte man nicht, den Faden der Erfahrungsanalogie weiterspinnend, annehmen dürfen, daß auch die Gesamtheit der Lebendigen nicht von einem toten, sondern von einem lebendigen Etwas stammt, daß die Erde, unsere Mutter, etwas wenn auch verborgenerweise Lebendiges sei?" Also statt des richtigen Schlusses lieber den Sprung in Aberglauben und Mythologie. „Bedenkt man ferner," so fährt er fort, „daß allmäliche Entwickelung . . . nie aus einem Nichts ein Etwas macht, hält man das »ex nihilo nihil fit« als Axiom fest, so gerät man mit sich selbst in Widerspruch, wenn man die Entstehung tierischer Seelen und den Ursprung des menschlichen Geistes aus toten Mineralien, d. h. aus dem Nichts der Beseeltheit und Geistigkeit als glaubhafte Hypothese gelten läßt." Sehr richtig; aber gerade das Opfer, diesen Widerspruch glaubhaft hinzunehmen, mutet man dem denkenden Geist zu, nur um dem einzigen Erklärungsgrund der Welt und ihrer Wesen zu entgehen.

[3]) So Petzoldt, Ziehen, mit ihnen berührt sich vielfach der Physiker und Philosoph E. Mach. Vgl. hierzu W. Wundt im XIII. Bd. seiner philosophischen Studien, C. Gutberlet, Der Kampf um die Seele, u. G. Wobbernin, Theologie und Metaphysik, und der christl. Gottesglaube in seinem gegenwärtigen Verhältnis zur Philosophie.

Streben, die psychischen Erscheinungen durch die Faktoren der Körperwelt zu erklären, war ein Kampf mit Windmühlen, die Körperwelt existiert nur in der Psyche. Mit festem Schnitt schneidet er aus dem menschlichen Geiste jene aus der paleolithischen Traumperiode stammenden Konzeptionen weg, rottet die aus animistischen Vorstellungen der Urzeit übernommene, jeder Vernichtung spottende, selbst in dem Kantschen „Ding an sich“ noch fortspukende Erbschaft aus, und nun sind wir „von Gespensterfurcht und Albdrücken frei“. Die Sonne eines schönen Tages erleuchtete die geistige Welt, als sie allen Dualismus los wurde im Psychomonismus, d. h. in der Erkenntnis: alle Wirklichkeit sei nur Psyche, nur Empfindung, vom Lichtstrahl, der als isolierte, noch nicht sich empfindende Empfindung in das Auge dringt bis zum Menschen, der aus einem Komplex von Empfindungen besteht, nicht ein Wesen ist, das empfindet, sondern ein Komplex von Empfindungen, die sich selbst empfinden, auf Bedingungen hin, die wieder Empfindungen sind.[1]) So ist die laterna magica konstruiert, die uns die Welt vorzaubert, das Vakuum des Monismus ausgefüllt durch Komödien der Empfindung. Wiederum ist die objektiv reale Welt in den „Traum eines Träumenden“ verwandelt, und dieser „Traum des Träumenden wird zwar von keinem geträumt, ist aber doch ein Traum, der also sich selbst träumt und unter anderen Traumgestalten auch die Fiktion eines vermeintlichen Träumers träumt“. Mit welcher Ironie wiederholt sich hier die Geschichte! Um dieser Selbsttäuschung sich hingeben zu können, greifen Physiologen und Physiker zu dem erkenntnistheoretischen Idealismus der früheren so verachteten Naturphilosophie. Allerdings nur in der Theorie halten sie an ihrer Illusion fest, um sich einzubilden, ein Problem sei nicht vorhanden, das sie praktisch auf Schritt und Tritt anerkennen müssen.[2])

In der Frage nach dem zureichenden Grunde, in der Anwendung des Kausalitätsgesetzes hatte Du Bois-Reymond das holde Ausblühen

---

[1]) Verworn a. a. O. S. 28 ff. und die Anmerkungen S. 41 ff. Verworn empfindet es mißlich, daß er noch von Psyche und Psychomonismus sprechen muß. Vorläufig sollen die alten Ausdrücke (Seele, Empfindung, Gedanke, Gefühl usw.) zur Bezeichnung der „Wirklichkeiten“ der Welt noch beibehalten werden, da es schwer fällt, sich so schnell in die neue Auffassung hineinzudenken, und den ungeheuer festsitzenden alten Menschheitsgedanken preiszugeben. Allmählich bekommen wir also eine neue Sprache, die Geheimsprache eines esoterischen Kreises, der das Weltall vorurteilslos betrachtenden Monisten. Bis dahin genügt es, daß die Wissenden sich bewußt bleiben, daß alle die Dinge, wie Seele, Empfindung, Gedanke nicht mehr einen Gegensatz zu körperlichen Dingen bedeuten sollen. Heraklit hat schon gesagt: „Die Wachenden haben nur eine und zwar eine gemeinsame Welt, im Traum kehrt jeder in seine eigene zurück.“

[2]) Vgl. z. B. Verworn S. 33.

des Menschengeistes bewundert, Schopenhauer erblickte, einen Gedanken so alt wie die Wissenschaft auf die Naturwissenschaft anwendend, in der Frage warum? die Mutter der Naturwissenschaft, und in einem gedankentiefen Kapitel der Summa contra gentiles [1]) hatte der hl. Thomas schon im voraus alle späteren okkasionalistischen Systeme unter dem Gesichtspunkte, daß sie die Naturwissenschaft unmöglich machen, widerlegt. Als ein Zeichen der Selbstzersetzung des Empirismus darf man es wohl betrachten, und es kommt zugleich der Proklamation des Nihilismus in der Wissenschaft gleich, wenn das strahlende Licht des Kausalitätsgesetzes, das den Weg der Wissenschaft eröffnet und erleuchtet, von Naturforschern und Philosophen in das Dunkel der Mythen herabgezogen, zu einer Art „Fetischismus", zu einem „Götzen" herabgedrückt wird, den der Mensch in seiner Denkgewohnheit anbete, wie der Wilde in seiner Selbsterniedrigung das Stück Holz. Mit den selbstgeschaffenen Plagegeistern Don Quixotes glaubt man es vergleichen zu dürfen, oder mit den Geistern, die der Zauberlehrling zwar zu rufen verstand, aber dann nicht mehr los wurde. [2]) Von einer späteren Naturwissenschaft hofft man, daß sie die Begriffe Ursache und Wirkung beseitigen wird. Durch Aufklärung also soll sie beweisen, daß Finsternis ist. Nur eine durch „lange Entwicklung erworbene und durch Vererbung gefestigte Denkmethode" sollen die Denkgesetze sein, „die unter anderen Umständen auch wohl anders hätte ausfallen können". Ein „kühner und selbständiger Geist" könne es wagen, sich von allen bisher üblichen Denkformen loszumachen, allerdings auf die Gefahr hin, den Rückweg nicht mehr zu finden, so die Möglichkeit der Verständigung mit seinen zurückgebliebenen Genossen zu verlieren und sein Leben in einer Nervenheilanstalt zu beschließen. Auch die Mathematik soll nur „eine freie und willkürliche Schöpfung des menschlichen Geistes" und der große Nutzen derselben für die Erfahrungswissenschaften nur ein „merkwürdiger Zufall" sein. Kurz, alles, was wir als denknotwendig erkennen, soll der Verurteilung verfallen, daß es nur zufälliges Resultat der Denkwege eines einseitig gerichteten und durch die Vererbung fest gewordener Vorstellungen herangezüchteten Geistes sei. [3]) Zu solchen Kuriositäten gelangt man, wenn man der Grundbestimmung des menschlichen Geistes für die Wahrheit feindselig gegenübertritt. Wer die Gewohnheit an die Stelle der Ver-

---

[1]) III. cap. 69.

[2]) Z. B., E. Mach in seinen populär-wissenschaftl. Vorlesungen und C. Frenzel: Ueber die Grundlagen der exakten Naturw. Kap. III. (Leipz. 1905).

[3]) So W. Ostwald. Vorlesungen über Naturphilosophie, Berlin 1902, 2. Aufl. S. 303 ff.

nunft setzt, handelt gemeingefährlich, weil er den Quell menschlicher Wahrheit vergiftet.[1])

In gleicher Auflehnung gegen die Wahrheitskraft des Geistes fordern andere im Interesse des Agnostizismus und in der Scheu vor der Anerkennung des überweltlichen Gottes die Einschränkung des Kausalitätsgesetzes auf die subjektive Welt des Denkens oder auf die Welt der Erfahrung. Man mutet uns also die Annahme zu, daß es eine Ordnung des Seins geben könne, wo Wirkungen entstehen ohne Ursachen, wo etwas aus Nichts entsteht, man mutet dem Denken zu, das Denkunmögliche, den Widerspruch für möglich zu halten.[2])

Der Vernunft des Menschen hat Du Bois-Reymond in dem Satze Ausdruck gegeben: Die theoretische Naturwissenschaft ist das systematisch ausgestaltete Bestreben, der Dinge Gründe zu kennen. Wie unser ganzes Denken, so beherrscht das Kausalitätsgesetz die Naturwissenschaft.[3]) In diesem Sinne deutet er auch den bekannten, auf den ersten Eindruck befremdlich klingenden Ausspruch Kirchhoffs: es sei die Aufgabe der Mechanik, die in der Natur vor sich gehenden Bewegungen vollständig und auf die einfachste Weise zu beschreiben.[4]) Die Naturwissenschaft, soweit sie erklären und nicht bloß beschreiben will, handelt von dem, was bei der Hervorbringung der Erscheinungen geschieht, und von den Ursachen, weshalb es so geschieht. Sie beschreibt nicht Naturprodukte, sondern erklärt so weit wie möglich Naturprozesse. Wenn wir die Gründe der Erscheinungen gefunden, empfinden wir jenes Gefühl der Befriedigung, das den Reiz der Wissenschaft ausmacht, die Befriedigung unseres Kausalitätstriebes. Daß die Mechanik und die Naturwissenschaft überhaupt dieses Bedürfnis nicht vollständig befriedigt, ist der Beweis dafür, daß sie über sich selbst hinausweist. Keinen Schritt aber kann der Naturforscher tun, ohne anzuerkennen, daß das geistige Auge in der Natur mehr sieht, als das sinnliche, also ohne von den Früchten der Metaphysik schon gekostet zu haben, und um so mehr erweitert und vertieft sich seine Wissenschaft, je mehr Tatsachen er geistig weiter ausschauend und tiefer einblickend in einen Kausalzusammenhang zu

---

[1]) So urteilt Cohen, zitiert bei Titius a. a. O. S. 81. Vgl. auch Philosoph. Jahrb. 1895 S. 354 ff. Als Grund für diese Anfeindung des Kausalitätsgesetzes gibt Frenzel den mystischen Zug an, der uns zwingt, von Ursache zu Ursache weiter zu schreiten.

[2]) Gut bemerkt J. Reinke (Die Welt als Tat. 2. Aufl. Berlin 1901, S. 60) gegen jene Philosophen, die die objektive Gültigkeit des Kausalitätsgesetzes bestreiten: „Wäre diese philosophische Lehre richtig, so müßte in der ganzen Natur die Kausalverknüpfung aufhören, sobald man sich — etwa durch Massenvergiftung — die Tätigkeit aller menschlichen Gehirne ausgelöscht denkt; selbst von einer Kausalbeziehung zwischen dem Gift und dem Tode des Menschen könnte dann keine Rede mehr sein."

[3]) Reden I, S. 434. — [4]) Vgl. auch Reinke, a. a. O., S. 50 ff.

bringen weiß. Und nun soll es der menschlichen Vernunft verboten sein, sich durch dasselbe Kausalitätsgesetz höher aufwärts tragen zu lassen? Dieselbe Vernunft, die den Naturforscher leitete bei der Erkenntnis und der geistigen Durchdringung der Erfahrungstatsachen, soll in ihrem geistigen Aufstieg gehindert werden, soll erblinden müssen, wenn sie weiter forschen will? Das heißt, wie Schell treffend gesagt hat, den Geist töten an jenem Punkte, wo er am meisten Geist ist. „Wir erschließen Gott," so bemerkt Reinke, „aus seiner Wirksamkeit, wie wir die Naturgesetze aus ihrer Wirksamkeit erschließen. Man könnte Gott in gewissem Sinne das oberste Naturgesetz nennen. Die Kenntnis der Natur führt unausweislich zur Gottesidee, und gerade nach den Gesetzen der Kausalität sind wir nach meinem Dafürhalten des Daseins Gottes so sicher wie des Daseins der Natur." [1])

Die wahre Philosophie und echte Spekulation mutet dem Naturforscher keineswegs zu, seine Methoden und Prinzipien in der Erforschung der Tatsachen zu verleugnen, die Induktion durch die Deduktion verdrängen zu lassen, vielmehr muß ihr erster Grundsatz die strenge Befolgung dieser Prinzipien fordern und der Naturphilosophie gebieten, daß sie von dem Schatze der Erfahrungen ausgehe und sich an den Tatsachen orientiere. Die echte Spekulation wird mit der exakten Naturforschung übereinstimmen müssen in der Ablehnung jeder abenteuerlichen Spekulation, die so viele Schuld trägt an der Verachtung der Philosophie durch die exakte Forschung. Die christliche Philosophie stimmt auch voll und ganz den Worten zu, welche Ringseis zu den Akademikern sprach: „Was Gott, der Schöpfer, in der Natur hervorzubringen sich gewürdigt, das halten auch Sie wert der Beachtung und spotten Sie keineswegs, wie mit anderen Hegel getan, über Naturforscher, welche die Häkchen und Härchen an Käferfüßen zählen und sie mikroskopisch betrachten." Aber sie leitet ihn auch dazu an, daß er als denkender Mensch nicht dabei stehen bleibe, nicht aufgehe in eine Registraturarbeit und seinen Geist nicht wegwerfe an Kleinkram. [2])

Gibt man auf den Ton acht, der in den Reden auf der Naturforscherversammlung in Breslau sowohl wie auf dem Kongreß der Philosophen in Genf im Jahre 1904 durchklingt, und vergleicht man damit jene beim Beginn unserer Untersuchung gekennzeichnete Geringschätzung der Philosophie von seiten der Naturforscher, so erkennt man, wie sich die Zeiten ändern und mit ihnen die Auffassungen nicht nur in der vom

---

[1]) A. a. O. S. 476.

[2]) Reinke gibt seinem neuesten Werk: Philosophie der Botanik, Leipzig 1905 als Motto das Wort Chamberlains: La science sans philosophie est un simple bureau d'enregistrement.

Hauch der Tagespresse hin und her bewegten Menge, sondern auch in den Akademien und auf dem Areopag der Wissenschaft. Jene Verachtung, mit der man die höchste der menschlichen Wissenschaften zu den Afterwissenschaften werfen wollte, ist geschwunden, geschwunden auch jener Uebermut, der die Naturwissenschaft zur einzigen Wissenschaft erheben wollte. Es ist der innerste Trieb des menschlichen Geistes, der ein unnatürliches Joch nimmer erträgt, es ist aber auch die gesicherte Erkenntnis, daß die Naturwissenschaft aus sich ungenügend und nicht berufen ist, die höchsten Probleme zu lösen, welche den Bann gebrochen haben. „Nachdem wir," so kennzeichnet Fr. Ratzel sehr gut die Stimmung, „die naturwissenschaftliche Weltanschauung als eine Decke kennen gelernt haben, die zu kurz ist und außerdem noch große Löcher hat, haben wir uns notgedrungen zur Philosophie zurückgewandt." Es war eben ein Gewaltakt, als man den menschlichen Geist auf das Konstatieren eines sinnlichen Tatbestandes einschränken wollte. Jede Frage, bis in die Tiefe verfolgt, wird zur philosophischen Frage. Die Philosophie ist es, auf deren Boden die Weltanschauungen zum wissenschaftlichen Austrag kommen, nicht als ob sie im Sinne des alten kraftlosen Rationalismus Religion und Glauben ersetzen könnte, sondern insofern sie die Grundlagen der Religion wissenschaftlich rechtfertigt, die Harmonie zwischen Willen und Glauben herstellt und Naturkunde und Religion versöhnt.[1]) Mag auch noch manche Unklarheit vorherrschen und ein

---

[1]) Auch auf seiten der protestantischen Theologie erkennt man immer mehr an, daß die skeptisch-agnostische Richtung der Ritschlschen Theologie, welche die Religion als Gefühls- und Willenstat von der theoretischen Vernunfterkenntnis loslösen will, ins Verderben führt. So sieht Wobbermin die Aufgabe darin, „den christlichen Gottesglauben in wissenschaftlich-philosophischer Weise zu vertreten, ihn wissenschaftlich-philosophisch zu begründen". Die Rettung sieht er in der Parole: Von Kant aus vorwärts. Das ungünstige Urteil über die traditionellen Versuche, das Dasein Gottes zu beweisen, kann er sich nicht ohne weiteres und nicht vollständig aneignen. „Mir scheinen die den Hauptformen jener Beweise zugrunde liegenden Motive und Tendenzen bedeutsame Wahrheitsmomente von bleibender Gültigkeit zu enthalten; ja, meine Meinung geht gerade dahin, daß wir diese Motive und Tendenzen heute auf Grund unseres heutigen Wissens und Erkennens eine viel stärkere Beweiskraft gewinnen lassen können, als es den alten Theologen und Philosophen möglich war." Andersen (Preußische Jahrbücher 1904. 180 Bd. 1. H, S. 15 ff) gesteht, daß der Skeptizismus, wie ihn Ritschl gepredigt, bei manchen Theologen den Eifer für die Vertiefung der Wahrheit gelähmt, ja, ihnen sogar das Verständnis für die spekulativen Bemühungen der Vergangenheit und Gegenwart genommen hat. „Die Wahrheit hinsichtlich der Gottesfrage und der heute spekulativ arg vernachlässigten Unsterblichkeitsfrage und damit die allein objektiv wahre Religion wird nur mit Beihilfe der Philosophie gewonnen werden können. . . . Erst mit Herstellung der inneren Harmonie von Kopf und Herz der Menschen werden wir die unerschütterliche und unverlierbare Religionsgrundlage gewonnen haben." Vergl. auch die Kritik des Neukantianismus bei Schmidt: Der Kampf der Weltanschauungen, S. 243 ff.

starker Widerwillen gegen die „Metaphysik“ zu überwinden sein, freudig können wir es begrüßen, daß die Vertreter der Naturwissenschaften den einseitigen Empirismus verlassen und sich allseitig das Bedürfnis regt nach philosophischer Vertiefung der empirischen Resultate. Die Tatsachen der Erfahrung und die ernste und mühevolle Arbeit des Naturforschers in der Konstatierung derselben geben aber auch einen Schutz gegen die Abenteuer einer sich verirrenden Spekulation. In dem unerbittlichen Gegensatz gegen eine pantheisierende Spekulation, die, von den Flügeln der Phantasie getragen, aus der Natur ein unbestimmbares Allwesen machen will, treffen zusammen der gesunde Empirismus des Naturforschers und die christliche Gotteserkenntnis.

II. Besonderer Teil.

1. Materie und Kraft. Bewegung und Richtung der Bewegung. Die Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens.

Wenn man dem Satze Helmholtz: „Die Wissenschaft, deren Zweck es ist, die Natur zu begreifen, muß von der Voraussetzung ihrer Begreiflichkeit ausgehen“ nicht den willkürlichen, materialistischen Sinn unterlegt, nach welchem nur mechanisches Erklären Wissenschaft ist, und wenn man ferner mit dem Worte begreifen nicht eine für den menschlichen Verstand unerreichbare, aber auch für den Charakter und Besitz wahren und sicheren Wissens unnötige Forderung verbindet, so enthält er die Wahrheit, daß die Welt, um erkennbar zu sein, objektiv vernünftig sein muß. Die objektive Welt und das subjektive Denken sind einander angepaßt von einer Macht, die beide beherrscht. Die wahre und sichere Erkenntnis, die der Mensch von der Welt, ihrer großartigen Gesetzmäßigkeit, ihrer ursächlichen Bedingtheit und durchgreifenden Zweckbeziehung sowie von den Ordnungen und Ausstattungen ihrer Wesen gewinnt, eine Erkenntnis, die nicht dadurch zweifelhaft oder angreifbar wird, daß die Summe des empirischen Wissens stets wächst, vielmehr durch jeden Fortschritt des Naturerkennens nur neues Licht erhält, bietet seinem Geiste eine feste Grundlage und einen sicheren Ausgangspunkt dar für die auf Grund des Kausalitätsgesetzes zu gewinnende, demnach dem Inhalt nach wahre und der Form nach gewisse Erkenntnis der höchsten und letzten Ursache aller Dinge. Daß zu dieser

Grundlage auch die Tatsachen jenes Universums, das in unserem Innern ist, gehören, brauchen wir bloß anzudeuten.

Das erste, auch für das ideale Naturerkennen des Laplaceschen Geistes unbegreifliche Welträtsel ist nach Du Bois-Reymond das Wesen von Materie und Kraft. „Alle Fortschritte der Naturwissenschaft haben nichts dazu vermocht, uns dieses Rätsel zu enthüllen, und alle zukünftigen werden nichts dazu vermögen.“ [1]) Als umfassendstes Welträtsel schließe es vielleicht alle anderen so in sich, daß sie auf dieses Eine zurückgeführt werden könnten. Nur der bequemeren Behandlung wegen empfehle es sich, die Welträtsel getrennt aufzuführen und herzuzählen.[2])

Im ersten Satze ist anerkannt, daß alle naturwissenschaftliche Erklärung an ein Ziel gelangt, wo sie das Bekenntnis ablegen muß, daß die Faktoren des Naturgeschehens, mit denen sie überall rechnet, unerklärbar und als solche in jedem naturwissenschaftlichen Ergebnis vorausgesetzt und mit aufgenommen sind. Da Materie und Kraft und dazu das gesetzmäßige Wirken derselben alles Naturgeschehen in der anorganischen und organischen Welt, im ganzen Universum wie im einzelnen Naturprozeß tragen, durchdringen oder wenigstens mitbedingen, wie das Einmaleins jede Rechnung und die logischen Denkgesetze die gesamte Denkarbeit, so ist schon im ersten Welträtsel die Tatsache enthalten, daß die naturwissenschaftliche Kausalerklärung nichts vollkommen bis auf den letzten Grund erklärt, daß mithin alle ihre „Rückführungen“ die Erklärung und Entscheidung nur zurückschieben.

Bei jedem Teil seiner Arbeit schaut den Naturalisten jene Sphinx an, die er aus dem einfachsten Naturprozeß nicht verbannen kann, die überall dabei ist und mittut. Als Anerkennung dieser Tatsache gewinnt die Kirchhoffsche Definition: es sei die Aufgabe der Mechanik, die Naturerscheinungen zu beschreiben,[3]) ihre besondere Bedeutung. So aufgefaßt, nimmt sie der Naturwissenschaft nichts von ihrem Glanz, sondern in der Begrenzung der Leistungsfähigkeit bestimmt sie ihren Wert.

Mit der vollen Wucht der Tatsachen wird damit aber auch der menschliche Geist mit seinem völlig unbefriedigten, sogar in schneidiger Schärfe herausgestellten Kausalitätsbedürfnis vor die Frage gestellt, ob er an dieses „greuliche Welträtsel“ als an den Grund alles Seins glauben und sich selbst in demselben begraben will. Ein dunkles Spiel eines dunklen Fatums wäre es ja schon auf jeden Fall, daß das, „was als Materie im Raume spukt“, im selbstbewußten Geist seine Feinblüte

---

[1]) Reden. I, S. 114. — [2]) A. a. O. I, 129 u. 417. — [3]) Vgl. S. 36.

treiben und zur Besinnung gelangen soll, um nun auf der Höhe des Selbstbewußtseins sich für immer vor sich selbst zu verbergen. Eine Entschuldigung immerhin wäre es, daß dieses „Gespenst“ überhaupt nicht weiß, was es tut, und selbst die Frage, weshalb es so sei und was es tue, nicht einmal verstehen kann. Wozu also die lästige, inquisitorische Frage, die es im menschlichen Geiste an sich selbst zu stellen stets gezwungen ist? Wozu diese fruchtlose Selbstqual? Selbst der Fetischdiener wahrt sich doch das Recht, seinen Fetisch durchzuprügeln und abzusetzen, wenn er ihm lästig wird.

Im zweiten Satze macht Du Bois-Reymond im Widerspruch mit der von ihm selbst so klar herausgestellten Tatsache der unübersteiglichen Kluft zwischen den beiden Reichen des Bewußlosen und des Bewußtseins den ohnmächtigen Versuch, das ganze Weltproblem auf ein einziges „Welträtsel“ zurückzuführen. Er kann es aber nur so, daß mit der Rückführung die Steigerung des Rätsels gleichen Schritt hält, die gegensätzlichen Bestimmungen desselben in geometrischer Progression und damit Dunkelheit und Widerspruch wachsen. Nicht ins Licht gestellt, sondern in die Finsternis eines babylonischen Tiamat wird das „Welträtsel der Materie“ versenkt, wenn ihm die Potenzen der gesamten Weltwirklichkeit bis hinauf zum selbstbewußten Geiste angedichtet werden, und es ist nur die Selbstbehauptung der Vernunft, wenn sie es ablehnt, ein so belastetes Rätsel, seinen Weltspuk und seine Zauberkunst als das Urwesen, die Urtatkraft und den Urgrund alles Seins und aller Tätigkeit hinzunehmen. Die „leuchtende Höhe“, zu der die Wissenschaft des Materialismus den denkenden Geist erheben will, ist ein Sturz in die tiefste Dunkelheit.

Wir würdigen das Postulat des Naturforschers als ein Zeugnis für jene Ursprungskraft des Geistes, mit der er eine einheitliche Weltanschauung verlangt. Auch irrt der Monismus, der diesem Einheitsbedürfnis seinen Namen entlehnt, nicht in seiner Forderung, daß als Weltgrund nur das Absolute gedacht werden kann. Aber er irrt und müht sich in Widersprüchen ab, wenn er als das Absolute ein Etwas setzen will, das nach allen Kategorien seines Seins sich als das Gegenteil eines solchen offenbart. Der einzige, vom konsequenten Denken geforderte Monismus ist der Theismus.[1])

---

[1]) In der Rede über die 7 Welträtsel (I, S. 387) und in seiner letzten Rede gegen den Neovitalismus (Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissensch. 1894) hat bei einer flüchtigen Erörterung der Schöpfung Du Bois-Reymond dem Gedanken Ausdruck gegeben, der schöpferischen Allmacht sei es würdiger, „durch supranaturalistischen Eingriff in die Weltmechanik“ höchstens einmal einfachste Lebenskeime zu schaffen, aber so ausgestattet, daß aus ihnen ohne Nachhilfe die gesamte heutige organische Schöpfung werde,

Mit Energie wird der Sprung in ein asylum ignorantiae stets dann gewagt, wenn sichere Erkenntnisse und unausweichliche Tatsachen die Preisgabe liebgewordener Vorurteile fordern. Die Definition Voltaires: die Materie sei ein être presque inconnu, vom Naturforscher Erman dahin gewendet: Nie werden wir erkennen, was als Materie im Raume spukt, wird als „salomonische Weisheit" gepriesen, obwohl die Salomon in den Mund gelegte Weisheit diejenigen als Toren bezeichnet, welche die laute Sprache der Natur für ihren Schöpfer nicht verstehen. Auf dem Polster unbekannter, rätselhafter und unmöglicher Eigenschaften der Materie möchte man den Geist zur Ruhe betten, nachdem man sich von der Erkenntnis und Würdigung der bekannten und offenbaren dispensiert hat. Man gefällt sich im Postulat des Widerspruches, und um ihn zu verhüllen, zieht man den Flor des Geheimnisvollen und Zauberischen vor, der zugleich dem aus der Wirklichkeit strömenden Licht den ungetrübten Durchgang versperren soll. Ja, wenn das Spiel mit den bekannten und fertigen Figuren verloren ging, sucht man Zuflucht und Trost bei dem Gedanken, die Würfel seien vielleicht mit magischen Kräften ausgestattet, und es spotte unser die Natur als

und noch würdiger, sich auch jenes „einmaligen Eingriffes in gegebene Gesetze" zu enthalten und die Materie gleich von vornherein mit allen Kräften auszurüsten. So brauche man nur einen Schöpfungstag. Man könnte in diesem Gedanken einen unklaren, dumpfen Anklang an das condere causales rationes futurorum in creatura bei Augustinus finden, einen Gedanken, den bis in seine Tiefe zu durchdringen Du Bois-Reymond nicht imstande war. Immer schwebt ihm die schöpferische Allmacht wie eine supranaturalistische, willkürlich eingreifende brutale Naturmacht vor, und selbst wenn er dem theistischen Gedanken Berechtigung zuerkennt, kann er es nur, indem er ihn deistisch verzerrt. Die Erhabenheit des christlichen Gottesbegriffes, jener Weisheit, die nach einheitlichem Plane die Gesamtheit des Kosmos in seinen Gestaltungen, Arten und Gattungen schafft und ordnet, die da attingit a fine usque ad finem fortiter et disponit omnia suaviter, ist ihm nie zum Bewußtsein gekommen. Auch dem oben ausgesprochenen Gedanken wollte der vom Materialismus fast unheilbar infizierte Naturforscher nur vorübergehend Ausdruck geben, um von ihm einen, wie er meinte, passenden Uebergang zu finden zu dem materialistischen Postulat einer ewigen, unerschaffenen, mit allen Potenzen zur Ausbildung des Weltganzen ausgestatteten Materie. Indem er dieser Materie die Ewigkeit zuspricht, glaubt er ihr etwas an Kraft und Vermögen zugebilligt zu haben, als ob die Kategorien der Zeit und Ewigkeit die Ursächlichkeit ersetzen könnten. Zeit und Ewigkeit machen aus der Null niemals eine Eins, aus der Eins niemals eine Zwei und aus dem Leblosen niemals ein Lebendiges. Wertvoll ist der Gedanke Du Bois-Reymonds insofern, als er die Erkenntnis enthält, daß das zum Kosmos werdende Chaos ebenso sehr der Erklärung bedarf, wie der ausgebildete Kosmos selbst. Daß die schöpferische Allmacht den gesamten Weltplan auf einmal und zwar unter vollkommenster geistiger Durchdringung seines Inhaltes erfaßt, ist selbstverständlich. Sie vermag eben unvergleichlich mehr wie der Laplacesche Geist. Ob sie aber der Materie die Kräfte zum Weltganzen einschaffen konnte, hängt von ihrem eigenen Plane, von dem Inhalte und der Stufenfolge dessen ab, was sie verwirklichen wollte.

der größte aller Taschenspieler. Sokrates würde es mit Staunen sehen, daß diese „Weisheit“ sich mit seinem Namen schmückt.

Der Materialismus hat niemals auch nur den Versuch gemacht, zu erklären, wie der Stoff die Bewegung und kunstvolle Gestaltung, Leben, Empfindung und Geist, den ganzen Kosmos nach seinen Arten und Gattungen aus sich hervorbringe. Statt dessen sollen wir an seinen Rätseln und an dem Aberglauben Gefallen finden, das Höhere sei aus dem Niederen, das Vollkommenere aus dem Geringeren entstanden, und solcher Aberglaube soll der Weisheit letzter Schluß deshalb sein, weil das Wesen der Materie nicht ganz durchschaubar ist. Indessen wir kennen dieses être presque inconnu hinreichend. Wo auch immer es „im Raume spukt“, offenbart es sich immer und überall als nach bestimmten Gesetzen spukend, denen es untertan ist und stumm gehorcht. Dem Trägheitsgesetz mit eiserner Notwendigkeit unterworfen, kann es seine örtliche Lage nicht einmal ändern, sich nicht einmal bewegen, wenn es nicht gestoßen wird. „Der Stoff ist seinem ganzen Wesen nach das Gegenteil von Selbstbestimmtheit, der Inbegriff allseitiger Unbestimmtheit und vielfältiger Bestimmbarkeit. Die Grundeigenschaften der Materie offenbaren keine innere Notwendigkeit, sondern die Tatsächlichkeit positiver Anordnung. Die Materie ist unbestimmt und indifferent hinsichtlich ihrer substantiellen Gestaltung, Einheit und Vielheit in den Elementen, Körpern, Aggregatzuständen, Kräften, Eigenschaften, dem Verhältnis der latenten zur lebendigen Energie, hinsichtlich der Zeit und der zeitlichen Konstellationen, des Ortes und der Ortsveränderung, der Bewegung nach Art, Richtung und Schnelligkeit, der Gattung und Art ihrer Mischung und Organisation.“ [1]) Du Bois-Reymond erkannte dies an, als er beim Beweise für die mechanische Unerklärbarkeit des Bewußtseins treffend ausführte, daß es einer Anzahl von Kohlenstoff-, Sauerstoff-, Wasserstoff-, Stickstoff- usw. Atomen gleichgiltig sei, wie sie liegen und sich bewegen, liegen und sich bewegen werden, eine Erkenntnis, die, wie Tyndall bemerkt, nur in „Stunden des Schwindels und der Schwäche“ verdunkelt werden kann.

Keine Erweiterung der Naturwissenschaft wird die Erkenntnis dieser Tatsachen ändern und jene allseitige Bedingtheit der Materie wegschaffen, die sie immer und überall deutlich und handgreiflich offenbart. Die Erfindung des Teleskops und Mikroskops zeigten die Wunder der Schöpfung im großen Weltenraum und im kleinen Wassertropfen. Die Erkenntnis der Kontingenz der Materie wurde dadurch nicht ver-

---

[1]) Schell, Dogmatik. I. Bd. S. 232. Weitere Ausführungen bieten Schell, Gott und Geist. 2. Bd., 1. Abh., und Gutberlet, Der mechanische Monismus, S. 14 ff.

ändert. Sie ist unabhängig von jeder Theorie, die sich ein Naturforscher oder ein Philosoph über die innerste Konstitution der Materie bilden mag. Diese Kontingenz zu leugnen, sollte man als trauriges Vorrecht solchen Philosophen überlassen, die auch die Bewegung oder die Existenz der Außenwelt zu leugnen den Mut hatten. Als einst Fichte in Streit geriet mit den Studenten in Jena und diese ihm die Fenster einwarfen, schrieb Goethe, dies sei eine recht unangenehme Art und Weise, von der Existenz eines kausalen Nicht-Ich überzeugt zu werden. In gleich deutlicher, angenehmer wie unangenehmer, Weise überzeugt uns die Materie, wo wir auch immer mit ihr zusammentreffen, von ihrer Kontingenz. Dieses nach allen Seiten bedingte und der Erklärung bedürftige Etwas, das die Frage, weshalb es sei, nicht einmal versteht, als das aus sich bestehende, selbstbestimmte Urwesen, als den Erklärungsgrund des Alls hinzunehmen, ist die größte Ungereimtheit, die man dem menschlichen Geiste zumuten konnte. Wer aber bei allen uns zugänglichen Erscheinungsformen der Materie die unleugbare Bedingtheit derselben anerkennt, um sie für die Gesamtmasse derselben, für die „Materie als solche" in Frage oder in Abrede zu stellen, tritt in Konkurrenz mit jenem Kaufmann, der sich rühmte, alles unter Einkaufspreis zu verkaufen, und auf die Frage, wieso er denn prosperiere, antwortete: das tue die Masse.

Aus der Materie folgen bestimmte Eigenschaften der Körperwelt, die uns zum Bewußtsein gebracht werden in dem Worte: Hart im Raume stoßen sich die Dinge. Neben der Materie, dem Ausgedehnten, Undurchdringlichen, Trägen, hin und her Getriebenen erscheint sofort ein zweiter, mit ihr verbundener Faktor, ein geheimnisvoller Gast, die Kraft, unzerstörbar, unvermehrbar wie die Materie, „ein Proteus", wie sie Helmholtz nannte, „in immer neue Formen sich kleidend, durch den Raum wirkend und doch nicht ohne Rest teilbar mit dem Raume, das, was wirkt in jeder Wirkung am Stoffe, was das Bewegende in jeder Bewegung ist, und doch nicht Geist und nicht Materie".

Wie kommt die Kraft zur Materie? Woher jene „Zweieinigkeit",[1]) in der vereint wir Materie und Kraft erkennen? Gewiß ist die Materie nicht wie ein „Fuhrwerk, davor die Kräfte wie Pferde nach Belieben angespannt und wieder abgeschirrt werden". Aber daß der Kraft keine Wirklichkeit zukomme, ihr Begriff nichts als ein Anthropomorphismus und rhetorischer Kunstgriff unseres Intellektes sei, „eine Ausgeburt des uns eigenen unwiderstehlichen Hanges zur Personifikation",[2]) ist eine

[1]) Du Bois-Reymond: Reden II, S. 17. — [2]) A. a. O. S. 14. „In den Begriffen von Kraft und Materie kehrt derselbe Dualismus wieder, der in den Vorstellungen von Gott und Welt, Seele und Leib sich zu erkennen gibt."

Behauptung, die im Interesse eines vorgefaßten Monismus gewagt werden mußte, die Ausgeburt eines a priori festgelegten Denkens, das den „Dualismus von Materie und Kraft“ durch schöngeformte Worte ausschalten möchte, da es ihm erfahrungsmäßig und bei richtigem Denken nicht entrinnen kann. Bis in die Spitze getrieben lautet dieser Machtspruch: „Es gibt weder Materie noch Kräfte. Beide sind nur von verschiedenen Standpunkten aus aufgenommene Abstraktionen der Dinge, wie sie sind“,[1]) eine sich selbst aufhebende Formel des materialistischen Grunddogmas von der Identität alles Seienden, verbunden mit dem Bekenntnis der inneren Unmöglichkeit, dasselbe auch nur auf der niedersten Stufe des Seienden und Tätigen zu begründen. Wer aber die „geheimnisvolle Zweieinigkeit“ von Materie und Kraft für ein absolut unerkennbares Welträtsel hält, müßte sich auch Behauptungen versagen, für die er keinen Erkenntnisgrund besitzt. Starke Gründe aber hätte er, sein mit der Miene der Unfehlbarkeit vorgetragenes Dogma, das schon an der „Zweieinigkeit“ von Materie und Kraft scheitert, einer gründlichen Prüfung zu unterziehen. Diese Gründe bietet ihm die formell ausgesprochene Erkenntnis dar, „daß unser Denken zwischen diesen beiden Abstraktionen, ohne einen Ruhepunkt zu finden, hin- und herschwanken muß“ und den Ruhepunkt nur findet im — ewigen Widerspruch. „Es ist dem menschlichen Geiste nun einmal nicht beschieden, in diesen Dingen hinauszukommen über einen letzten Widerspruch.“[2]) Das apodiktische Verbot, über diesen „Widerspruch“ hinauszugehen, bringt nur die gewaltsame Forderung zum Ausdruck: Der menschliche Geist dürfe sich der Zwangsjacke der materialistischen Philosophie nicht entledigen, auch dann nicht, wenn die grausame Wirklichkeit sie zerreißt.

Ohne indessen durch solche Machtgebote sich stören zu lassen, bewegt die „unerforschliche Zweieinigkeit“ und wird sie bewegt, tritt sie in eine wunderbar mannigfaltige Wechselbeziehung zu ihresgleichen, und alles stimmt so fruchtbar und bedeutungsvoll zusammen, daß die Wissenschaft sich nicht genugtun kann in ihrem Staunen, wie die Atome und Elemente verknüpft und verbunden sind, sich suchen und fliehen, anziehen und abstoßen, sich zu den Naturgebilden so und nicht anders mischen, sich zu Massen und Weltsystemen ordnen, die andere anziehen und halten und doch wieder selbst gehalten werden, wie sie das Weltall bilden mit seinen unzählbaren Sonnen, Planeten und Monden, die im Leeren aufgehangen, rhythmischen Schwunges jahrtausendelang ihre Bahn vollenden. Oder staunt vielleicht die Wissenschaft ihre eigenen Abstraktionen an?!

---

[1]) A. a. O. u. I, S. 433. — [2]) A. a. O. S. 15.

Die Naturwissenschaft allerdings, an den Grenzen der Erscheinungen Halt machend, hat es mit dem eigentlichen Kraftbegriff nicht zu tun; stets aber bedient sie sich desselben als des Zwischengliedes, welches den ursächlichen Zusammenhang der physikalischen Erscheinungen und Wirkungen vermittelt. Wer selbst sagen wollte, die Kraft sei ein Wort, das den Bedürfnissen des Denkens Genüge leisten solle, hat ihr damit dasselbe objektive Recht zuerkannt wie der Ursächlichkeit und dem Kausalitätsgesetz. In der Welt herrscht eben Ursächlichkeit. Es besteht ein ursächlicher, und zwar bestimmt gerichteter ursächlicher Zusammenhang zwischen den Dingen. Die Ursächlichkeit ist das Band, welches die Vielheit der in Raum und Zeit auseinander liegenden Dinge zur gesetzmäßigen Einheit verknüpft. Das Sein offenbart sich als Kraft, als Tätigkeit. Als Ausdruck dieser Tatsache mag trotz ihrer unvollkommenen Formulierung die Definition Helmholtz' gelten: Das Gesetz, als objektive Macht anerkannt, nennen wir Kraft. [1])

Die Kraft ist real, weil sie wirkt. „Wer ein Stück Eisen in der geschlossenen Hand haltend, seine Hand in die Nähe eines kräftigen Magneten bringt, oder wer sich in der Zerstreutheit nicht auf, sondern neben den Stuhl setzt, oder wer den Arm horizontal ausstreckt und dann sinken läßt, der fühlt leibhaftig den unsichtbaren Zug. Es bedarf der angespannten Muskelkraft, um diesen unsichtbaren Zug zu überwinden.“ [2])

---

[1]) Helmholtz: Ueber die Erhaltung der Kraft. Zusätze von 1881, Leipzig 1902, S. 53. In dieser Definition ist zum Ausdruck gebracht, daß die Kraft der Vermittler ist für das gleichförmige Geschehen, für die Abhängigkeit der Wirkung von der Ursache und jenen in den Ursachen liegenden Grund bezeichnet, wonach bei gleichen Ursachen gleiche Wirkungen folgen. Das Gesetz ist allerdings nicht die Kraft, sondern Ausdruck für die konstante Art und Weise, wie die Kraft unter gegebenen Bedingungen sich äußert. Das Gesetz weist auf den Gedanken hin, die Kraft auf den Willen; das Gesetz ist Abdruck des Gedankens, die Kraft Abdruck des Willens. Woher stammt die Kraft und jene bestimmende Notwendigkeit in ihr, jener innere Grund, der sie zu ihrer beständigen gleichförmigen Wirksamkeit dirigiert, sich ihrer gleichsam als Exekutivgewalt bedient? — Der Mißbrauch, der mit der Anwendung des Kraftbegriffes verbunden sein kann, beweist so wenig gegen ihn, als auch irrige wissenschaftliche Erklärungen gegen die Wissenschaft beweisen. Es war deshalb wenig geistreich, wenn Du Bois-Reymond (a. a. O.) die Kraft zu den abgetanen Begriffen durch die Bemerkung werfen zu können glaubte: In ihr offenbare sich „dasselbe Bedürfnis, welches einst die Menschen trieb, Busch und Quell, Fels, Luft und Meer mit Geschöpfen ihrer Einbildungskraft zu bevölkern“, ebenso wenig geistreich, wie die Herabwürdigung des Kausalitätsgesetzes zum Fetischismus. Die Wissenschaft hat die Aufgabe, die wahren Ursachen zu suchen. Durch diese Forderung wird die Naturwissenschaft in der Zergliederung der Vorgänge in der Körperwelt so wenig aufgehalten, daß sie auf den Kraftbegriff bei jeder Aufstellung einer Hypothese rekurriert. Vergl. B. Erdmann: Ueber Inhalt und Geltung des Kausalitätsgesetzes, Halle 1905, S. 40 ff. — [2]) Liebmann, a. a. O., S. 189.

In dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft, oder wie man besser sagt, der Erhaltung der Energie,[1]) der größten Errungenschaft der Physik des 19. Jahrhunderts, hat die Naturwissenschaft eine allumfassende Maxime gefunden, durch die sämtliche Agentien der Körperwelt in einen großen Zusammenhang gebracht werden. Die Summe der Energie des Weltalls ist konstant, wie die Masse der Materie. Keine Energie entsteht von neuem, sondern die eine wird in genau bestimmten Verhältnissen in die andere umgesetzt. Alle durch den die träge Materie gleichsam durchfließenden Strom der Energie hervorgerufenen Verwandlungen sucht die Mechanik auf Bewegung der Massen und der Massenteilchen zurückzuführen. Die Mechanik wäre somit die Grundlage aller Physik, alles Geschehen in der anorganischen Welt ein mechanisches und auf mechanischen Gesetzen beruhendes. Die anorganische Natur löst sich auf in bewegte Materie, und in diesem Sinne definierte Du Bois-Reymond das Erkennen der Körperwelt im Sinne der theoretischen Naturwissenschaft als „Zurückführen der Veränderungen in der Körperwelt auf Bewegungen von Atomen, die durch deren Zentralkräfte bewirkt werden oder Auflösen der Naturvorgänge in Mechanik der Atome.“[2])

---

[1]) Der Begriff der Kraft ist weiter als der Begriff der Energie, ersterer umfaßt auch nicht-energetische, d. h. mechanisch nicht faß- und meßbare Kräfte. Das Energiegesetz, ein empirisches, durch vielfache Beobachtung so bestätigtes Gesetz, daß es auf anorganischem Gebiet als allgemein gültig betrachtet wird, kann auf die Prozesse in der organischen Welt, soweit in diesen eine höhere Kausalität tätig ist, nicht ausgedehnt werden. Die Naturgesetze gelten für ihren Tatbestand, für die Fälle, wo Ursachen und Wirkungen in derselben Sphäre des Naturgeschehens liegen. Die vom Materialismus infizierte Gegenwart „hat sich von dem Satz von der Energie zu sehr imponieren lassen,“ oder vielmehr sie stempelte ihn zu einem metaphysischen Weltgesetz, von dem metaphysischen Vorurteil ausgehend, daß alles Geschehen physisches Naturgeschehen sei. Der Erfinder des Gesetzes war von solchen Vorurteilen frei und Hertz schrieb behutsam: „Es ist gewiß gerechtfertigte Vorsicht, wenn wir das Gebiet unserer Mechanik ausdrücklich beschränken auf die unbelebte Natur und die Frage vollkommen offen lassen, wie weit sich ihre Gesetze darüber hinaus erstrecken. . . . Unser Grundgesetz, vielleicht ausreichend, die Bewegung der toten Materie darzustellen, erscheint wenigstens der flüchtigen Schätzung zu einfach und zu beschränkt, um die Mannigfaltigkeit selbst des niedrigsten Lebensvorganges wiederzugeben.“ Vergl. L. Busse: Geist und Körper, Seele und Leib, Leipzig 1903, S. 456 ff.; Reinke: Die Philosophie der Botanik, S. 40 ff., und E. von Hartmann: Die Weltanschauung der modernen Physik, Leipzig 1902, S. 75 ff.

[2]) Reden I, S. 106. Wie schon eben bemerkt, bedeutet die Anerkennung der übrigens nicht unbestrittenen Alleinherrschaft der Mechanik auf anorganischem Gebiete nicht die Anerkennung ihrer Herrschaft auf den Gebieten des organischen, psychischen und geistigen Lebens. Ueber letztere sind vielmehr, wenigstens bei den Philosophen, die Akten geschlossen. — Ob die mechanistische Auffassung für die anorganische Körperwelt — den Stoff mit seinen Eigenschaften und die Bewegung mit ihrer Richtung vorausgesetzt — ausreicht, kümmert uns hier nicht. Jedenfalls kommt sie mit den Begriffen Zeit, Raum und Masse nicht aus, sie bedarf der Bewegung. Wenn Du Bois-Reymond bemerkt:

Sofort stellt sich neben die Frage: Woher die Materie mit ihren ihr unvermeidlich anhaftenden Attributen der Schwere, Undurchdringlichkeit usw.? die andere ebenso große: Woher die Bewegung? Wie kam

„Die Gesetze der Bewegung zu erkennen, nicht deren Ursachen, ist unser Streben," so läßt er damit, wie er selbst anerkennt, die Bewegung als unerklärbares „Welträtsel" stehen. Es war aber nur eine uneigentliche Redensart, wenn er die Kraft als Maß der Bewegung, nicht als deren Ursache faßte, und den Begriff derselben so gefaßt für die analytische Mechanik als verwendbar und notwendig erklärte (Reden II, S. 16). Er verwechselt die Kraft mit der Kraftäußerung, der mathematisch formulierbaren Wirkung. Diese Verwechslung kann es aber der Vernunft nicht verwehren, sich zur Kraftäußerung die Kraft als Ursache zu denken und über die Berechnung und Beschreibung der Mechanik hinauszugehen. — Die im Text gegebene Definition setzt übrigens die Atome und deren Kräfte voraus, ohne zu erklären, was sie sind, woher sie ihre Eigenschaften haben und welche die Ursachen ihrer Bewegung sind.

Eine Bemerkung müssen wir hier einschalten über die neulich ausgebildete, sogen. energetische Naturauffassung und Weltanschauung. Der Anstoß zu dieser antimechanistischen Bewegung in der Naturwissenschaft ging von der Entdeckung des Energiegesetzes aus. In ihrer Ausbildung will sie radikal mit der materialistischen Denkweise brechen, indem sie die Grundlage derselben aufhebt. Der Dualismus von Materie und Kraft soll dadurch überwunden werden, daß die Materie aus der Naturwissenschaft eliminiert und die Energie als einzige reale Größe aufgestellt wird. Von dieser naturwissenschaftlichen Grundlage aus will sich die Theorie zu einer vollständigen „energetischen Weltanschauung" ausgestalten.

Als naturwissenschaftliche Theorie ist diese Auffassung der Körperwelt im wesentlichen nur eine Neuauflage des alten Dynamismus, von denselben Schwierigkeiten gedrückt und von derselben Aussichtslosigkeit wie dieser. Schon Hertz hat in seinen „Prinzipien der Mechanik" den Versuch einer energetischen Naturwissenschaft angedeutet, aber auch die Gründe dargelegt, weshalb er ihn für undurchführbar hält.

Wundt hat (Naturwissenschaft und Psychologie, Leipzig 1903, S. 41 ff.) hervorgehoben, daß diese moderne Energetik eine Annäherung an die aristotelische Physik in sich schließe, nicht eine äußerliche, die nur auf der zufälligen Identität des Wortes Energie beruhe, sondern eine tiefere, insofern sie qualitativ verschiedene Energieformen schon für die anorganische Welt fordere. Driesch sieht (Naturbegriffe u. Naturnrteile, Leipzig 1904 S. 224) in der Wiedereinsetzung der qualitativen Unterschiede eine notwendige Klärung der Begriffe.

Zur Weltanschauung eines energetischen Monismus sich ausweitend, unterscheidet sich die Theorie vom materialistischen Monismus nur durch das Adjektiv, indem sie den naturwissenschaftlichen Begriff der Energie zum alleinherrschenden und die ganze Welt erklärenden Faktor erheben und alle psychischen und geistigen „Energieformen" aus ihm ableiten und ihm unterordnen will. Dieses Unterfangen ist sachlich dasselbe und scheitert an denselben Schwierigkeiten, wie der materialistische Versuch, die psychischen Erscheinungen aus Bewegungen der Atome zu erklären. Man kann sich nur wundern, wie man nach dem Schiffbruch des Materialismus diesen Monismus der naturwissenschaftlichen Energie als wissenschaftliche Ueberwindung des Materialismus ausrufen konnte, vor dem er nichts voraus hat und dessen Anschaulichkeit er sogar einbüßt.

Um als Weltanschauung sich geben zu können, bedürfte die Theorie besonderer Energieformen **sui generis** für das Leben, vor allem für das psychische und geistige Leben, und für die anorganische Welt einer erklärenden Ursache der zweckdienlichen Be-

diese in die Welt der Atome? Der Laplacesche Geist, durch seine Weltformel bis auf den Urzustand der Dinge zurückgeführt, träfe die Materie „entweder ruhend und ungleich verteilt an, und er wüßte nicht, woher die ungleiche Verteilung; träfe er sie bewegt an, so wüßte er nicht, woher die Bewegung, welche ihm nur als zufälliger Zustand der Materie erscheint. In beiden Fällen bliebe sein Kausalitätsbedürfnis unbefriedigt." [1])

Der scharfsinnigste Denker des Altertums hatte aus der Bewegung und Veränderung in der Welt auf den unbewegten Beweger geschlossen. Seine Schlußfolge ist unanfechtbar geblieben und durch die naturwissenschaftliche Erkenntnis nur verstärkt worden. Die wesentlich träge Materie kann aus sich nicht zur Bewegung kommen und erklärt nicht ihre tatsächliche Bewegung. Die Bewegung ist für sie zufällig und bedarf in jedem Zeitmoment der erklärenden Ursache. Der kleinste Vorgang in der unbelebten Natur fordert zwei verschiedene Elemente, das materielle und das dynamische. Es stehen sich als verschieden gegenüber und sind zugleich in innigste Verbindung gebracht ein passiv Bewegliches und ein aktiv Bewegendes. Beide Faktoren für sich sind kontingent, kontingent ist ihre Verbindung und ihr Zusammenwirken, und alle hierdurch hervorgerufenen Veränderungen und hervorgebrachten Naturgebilde und Naturformen fordern eine erklärende Ursache. Der erste Satz des monistischen Bekenntnisses ist ein unausgleichbarer Dualismus; der „erste Paragraph" der Haeckelschen „monistischen Religion" ist ein Widersinn. Die einzig mögliche Lösung liegt in dem Bekenntnis, das der Naturforscher Hirn auf sein letztes Werk schrieb: [2])

Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke,
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Das vom Grunddogma des Monismus geforderte und gedankenlos aufgestellte Postulat einer ewigen Bewegung erklärt ebensowenig, wie das mit ihm verbundene Postulat einer ewigen Materie. Einem in sich kontingenten Sein bringen Zeit und Ewigkeit keinen Zuwachs an Kraft und Vollkommenheit. Zeit und Ewigkeit können die Ursache nicht ersetzen, weil sie selbst keine sind. Die Erklärungsbedürftigkeit beider, der

---

wegung und Richtung der Kraft und zuletzt des Daseins derselben überhaupt, sie bedürfte, wie Krone auf der Naturforscherversammlung zu Breslau 1904 hervorhob, als Grund des gesamten Universums einer ewigen unerforschlichen Kraft, deren Begriff sich mit dem Gottesbegriff deckt.

[1]) Du Bois-Reymond, Reden I, 114 u. 391.

[2]) Vgl. Kneller a. a. O. S. 23.

Materie und der Bewegung, würde durch die voreilige Annahme ihrer Ewigkeit in nichts gemindert, sondern nur auf jeden Moment der Ewigkeit ausgedehnt, und es bliebe die Frage: Wie kamen beide zusammen? Wie kam es zu der bestimmt gerichteten Bewegung?

Indessen dieses aus Willkür und Verwegenheit geschaffene Postulat fällt nicht etwa durch eine philosophische Beweisführung, die im Begriff einer ewigen Veränderung einen Widerspruch aufzuzeigen sucht,[1] sondern durch das aus der Induktion gewonnene naturwissenschaftliche Gesetz der Energieverwandlung. Eine philosophische Beweisführung gleichgültig zu behandeln, fiel dem Materialismus niemals allzu schwer; gegen ein durch empirische Beobachtung gewonnenes Gesetz sich auflehnen, das heißt gewaltig gegen den Stachel lecken. Der erste Hauptsatz der Energielehre ist die Energiekonstanz. In einem geschlossenen System von Körpern und Massenpunkten bleibt die Energie konstant, da niemals Energie aus Nichts entsteht oder zu Nichts verschwindet.[2] Der zweite Hauptsatz derselben aber lautet dahin, daß bei den Umformungen der Energie eine Entwertung und Zerstreuung derselben stattfindet. So setzt sich mechanische Bewegung in Wärme um, diese kann aber nicht wieder ganz in mechanische Bewegung umgewandelt werden. Die Totalenergie bleibt zwar dieselbe, insofern als was die eine Form verliert, die andere gewinnt, aber diese Umformungen sind nicht bestimmt, sich ganz zu kompensieren. Durch jeden Naturprozeß wird das wirksame Energiequantum gemindert und das neutrale erhöht. Die Weltuhr läuft ab. Der Weltprozeß, sich selbst überlassen, fällt der Ausgleichnng aller Unterschiede und Gegensätze und damit einer absoluten Indifferenz und der Erstarrung anheim.

„Das Verhältnis ist so, als ob jedermann genötigt wäre, beim Umwechseln von Kupfer-, Nickel- oder Silbermünze in Goldmünze sich gefallen zu lassen, daß er nur einen Teil des Geldwertes in Gold, den

---

[1]) S. Gutberlet, Der mechan. Monismus S. 32 ff. S. Duilhé de Saint-Projet, Apologie des Christentums mit Zusätzen von K. Braig. Freiburg 1889. S. 206 ff.

[2]) Dieser Satz „macht jedes Perpetuum mobile unmöglich, das auf der Voraussetzung beruht, ein Energiezuwachs könne innerhalb eines geschlossenen Gebildes zustande kommen, oder eine von außen her zugeführte Energiegröße könne bei der Aufnahme in das Gebilde vergrößert werden". E. v. Hartmann, Die Weltanschauung der modernen Physik. S. 13. Ein Perpetuum mobile wäre möglich im Sinne eines immer wiederkehrenden, sich genau kompensierenden Umsatzes der gegebenen Größe, d. h. die Welt hätte für einen immer vorwärtsgehenden Prozeß stofflicher Umwandlungen eingerichtet werden können auf Grund einer gegebenen positiven Einrichtung. Das Energiegesetz zeigt ja auch, besonders in seinem zweiten Hauptsatz, daß es positiver Anordnung ist. Für die Ewigkeit a parte ante wäre indessen auch dadurch nichts bewiesen, zumal nicht, da die Bewegungen in zeitlich aufeinanderfolgenden Phasen vor sich gehen.

Rest aber in gleicher oder noch minderwertigerer Münze erhielte. Bei jedem Umwechseln würde sich dann die Fähigkeit vermindern, seinen ganzen Geldbesitz in Gold umwechseln zu lassen. Der in Gold umwechselbare Teil des konstanten Geldbesitzes würde mit jedem Wechselgeschäft kleiner und der nicht rückverwandelbare Rest größer werden. Genau so entwertet sich die konstante Energie . . . mit jedem Energieumsatz mehr. Je länger der Prozeß der Energieumsätze abspielt, desto mehr geht die mechanische Energie in minderwertige Formen über, bis zuletzt alle Energie des Gebildes in Wärme, der relativ wertlosesten Form, angelangt ist." [1]) Die Möglichkeit einer weiteren Veränderung ist alsdann erschöpft, da aller Kraftvorrat in Wärme übergegangen und alle Wärme in das Gleichgewicht der Temperatur gekommen ist. Kurz, das materielle Weltall wird zur ewigen Ruhe verurteilt sein. Nur durch die Macht des Schöpfers, der einen neuen Himmel und eine neue Erde schafft, kann es vor dieser Eschatologie bewahrt werden. Aus diesem Satze der Energielehre folgt, daß der physikalische Prozeß der Welt vor endlicher Zeit begonnen haben muß, weil er sonst schon zum Gleichgewichtszustande geführt haben müßte. Wenn beide Sätze der Energielehre theoretische Wahrheiten im Sinne der Naturwissenschaften sind, so folgt, daß das materielle Weltall endlich und der physikalische Prozeß desselben nicht von Ewigkeit ist. Nur für den Fall, daß die materielle Welt endlich ist, entspricht sie dem Begriff eines geschlossenen Systems. Für eine unendliche Welt würden die Sätze jeden Sinn verlieren, und auch für Gebilde, die als Teile einer unendlichen Welt gedacht werden sollen, besäßen sie keine Richtigkeit mehr. Jedenfalls hat die Naturwissenschaft keine Gründe, die Endlichkeit der Welt in Zweifel zu ziehen. [2])

---

[1]) v. Hartmann a. a. O. S. 27. Man schätzt den Wert der Energieformen nach ihrer Wirkungsfähigkeit, d. h. nach ihrer praktischen Umsetzbarkeit in Arbeit. Nach dieser Norm hat mechanische Energie den höchsten Wert, weil man sie als solche verwerten oder ohne nennenswerten Verlust in andere Energieformen umsetzen kann; die anderen Energieformen haben einen geringeren und Wärme den geringsten Wert, weil bei ihrer Rückverwandlung in wertvollere Energieformen ein Teil sich der Rückverwandlung entzieht. In diesem Sinne spricht man von „Entwertung der Energie".

[2]) Vgl. v. Hartmann a. a. O. S. 30 ff. J. Epping, Der Kreislauf im Kosmos, Freiburg 1882. Gutberlet, Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Münster 1882. v. Hartmann bemerkt: „Der naturwissenschaftliche Materialismus glaubte aus der Konstanz der Energie während der Dauer des Prozesses auf ihre Ewigkeit unabhängig vom Prozeß schließen zu können. . . . Der zweite Hauptsatz zeigt die Voreiligkeit dieser Schlußfolgerungen und läßt das Dogma von der Ewigkeit des Weltprozesses als ein falsches Vorurteil erscheinen. Aber gerade dieses Vorurteil . . . ist es, was die noch unter seinem Banne stehenden Zeitgenossen hindert, sich auch den zweiten Hauptsatz der Energielehre anzueignen, der genau ebenso sicher und auf eine ebenso breite Erfahrungsbasis gegründet ist

Neben der Energie ist noch ein anderes sie durchdringendes und zugleich überragendes Prinzip des Naturgeschehens anzuerkennen, das **Prinzip der Richtung**. Die Energie ist eine meßbare Größe, die Richtung ist es nicht, letztere aber ist für die tatsächliche Auslösung der Energie das Wertvollste. In ihr tritt die ideale und reale Herrschaft des ordnenden und dirigierenden Gedankens im Naturgeschehen hervor, für das tatsächliche Naturgeschehen von weltumspannender und fundamentalster Bedeutung, mehr noch als es der Geist des Baumeisters und der von ihm entworfene Plan für das ungeordnete Baumaterial ist. Das Energiegesetz ist, wie Ostwald bemerkt, nur wie ein großer Rahmen, der eine unendliche Mannigfaltigkeit von Szenen umspannen kann. Die Szenen im einzelnen und in ihrem großen Zusammenhang, ihre wunderbare Mannigfaltigkeit und Gruppierung, ihr programmmäßiger Verlauf und ihr wunderbarer, einheitlicher Zusammenschluß ist von Faktoren abhängig, über die Materie, Energie und Energiegesetz noch nichts aussagen, obwohl sie sich ohne diese nicht auswirken. Es ist eben einer Menge von Atomen gleichgültig, wie sie liegen und wie sie sich bewegen. Aber auch nicht zwei derselben verbinden sich ohne **bestimmendes Gesetz**. In diesem Sinne hat Erhardt die Entstehung des Kochsalzes aus Chlor und Natrium ein Wunder genannt, weil wir sie ohne das Gesetz der chemischen Verbindung nicht verstehen. Ohne diese alles beherrschende Gesetzmäßigkeit und ohne die bestimmte Richtung der Bewegung wäre die Welt ein Chaos, nicht ein Kosmos. Man täuscht sich, wenn man sich einredet, das Chaos sei leichter erklärbar als der Kosmos, der aus dem Chaos erblühte, als ob der Kern leichter erklärbar sei, als der aus ihm hervorgesproßte Baum in seiner Blütenpracht. Eine beschränkte Intelligenz allerdings wird warten müssen, bis sie den Kosmos in seiner Herrlichkeit und den Baum in seiner Blütenpracht schaut, um dann die Größe jenes Logos zu erkennen und zu bewundern, der den Kosmos im Chaos und den Baum im Kern präformierte.

Die Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens, die wunderbare „Logik der Tatsachen", wie Liebmann [1]) sie genannt hat, in das

wie der erste." — Aber auch ohne den zweiten Hauptsatz wäre ein Schluß von der Konstanz der Energie auf die Ewigkeit des Weltprozesses voreilig und auf die Notwendigkeit desselben eine Torheit. Joule hat richtig bemerkt: „Da ich der Ansicht bin, die Macht, die Dinge zu zerstören, komme dem Schöpfer allein zu, so stimme ich mit Roget und Faraday völlig in der Meinung überein, daß jede Theorie, die zu ihrer Durchführung eine Vernichtung der Kraft fordert, notwendig falsch ist. . . . Ich bin überzeugt, daß die großen Agentien durch des Schöpfers »Werde« unzerstörbar sind." S. Kneller a. a. O. S. 17. Seinsvernichtung liegt nicht im Bereich der Naturkräfte, weil sie endlich und kontingent sind. Vgl Gutberlet, Naturphilosophie. 2. Aufl. Münster 1894. S. 80 f.

[1]) A. a. O. S. 153 f.

hellste Licht gestellt und damit den Zufall aus allen Ecken des Weltgebäudes verbannt zu haben, ist ein großer Triumph der modernen Naturwissenschaft, aber auch eine glänzende Bestätigung des Satzes: Alles ist nach Zahl, Maß und Gewicht geordnet. Weshalb sucht und findet die Naturwissenschaft Vernunft in den Dingen, weshalb ist sie als Wissenschaft nur unter der Voraussetzung möglich, daß die Welt intelligibel ist? Du Bois-Reymond hat das Gefühl der Befriedigung beschrieben, das der Forscher empfindet, wenn der äußere Vorgang in eine mathematische Formel gefaßt werden kann, eine Befriedigung, die aus der Einsicht entsteht, daß der Vorgang in der Natur mit Gesetzen unseres Denkens in Einklang gebracht worden ist, denen er nicht widersprechen dürfte, ohne uns peinlich zu verwirren. [1]) Woher diese objektive Weltlogik und Weltmathematik und ihre Harmonie mit der Logik und mathematischen Erkenntnis unseres Geistes? Woher die Weltgesetze, der Ausdruck der objektiven Weltordnung und Gesetzmäßigkeit? Sie sind wahrlich so wenig von unserem Geiste der Natur vorgeschrieben, als er sich selbst von den Gesetzen seines Denkens emanzipieren kann. Und jener Laplacesche Geist, dem das Weltganze wie eine große Wahrheit gegenwärtig wäre, — hätte er seine Weltformel der Natur gegeben, oder nicht vielmehr sie empfangen? Hätte er die in eine mathematische Formel gefaßte Gesetzmäßigkeit dem unübersehbaren Material eingehaucht oder sie abgelesen? Hätte er die „Logik der Tatsachen" erdacht und in den Dingen verwirklicht, oder nicht vielmehr sie vorgefunden, nur nachgesprochen, was ihm vorgedacht war?

In der Vorstellung des Laplaceschen Geistes und seines unermeßlichen Systems simultaner Differentialgleichungen appellierte Du Bois-Reymond an einen großen Geist, dessen unvollkommenes Abbild er im Geist des Astronomen sah. [2]) Weshalb dieser Appell an den Geist? Nur der Geist kann das Tatsachenmaterial und alle Bewegungen von den Schwingungen des Atoms bis zu den Bewegungen der Sonnensysteme in seine Formel bringen, d. h. in seine Erkenntnis aufnehmen. Ist nicht schon in dieser Tatsache anerkannt, daß der Geist vollkommener ist als der Stoff, und daß somit auf die Frage, woher die Vernunft in der Welt? nur die eine Antwort möglich ist: Aus dem ewigen Geiste, der diese Vernunft in die Dinge hineinlegte? Ὁ θεὸς ἀριθμεῖ.

Man hat Nietzsche den Neubegründer des Theismus genannt, weil er die letzte Konsequenz des Atheismus gezogen, die Naturgesetzlichkeit geleugnet und als Schleichweg zu Gott zurück denunziert und so den Atheismus ad absurdum geführt habe. Was würde auch bleiben als das Fatum und der Stumpfsinn? „Der Atheismus," so erklärt

[1]) Reden I, 433. — [2]) Reden I, 107.

Reinke, auf die imponierende Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens hinweisend, „ist mir nur psychologisch verständlich. Er scheint mir auf einer inneren Abneigung gegen die Annahme einer Gottheit zu beruhen, auf der Flucht vor einer unerwünschten Lösung des Welträtsels, auf einer bis ins Pathologische gesteigerten menschlichen Ueberhebung. Der Atheismus will unter keinen Umständen das Walten einer Gottheit annehmen, folglich darf es auch nicht aus der Natur erschlossen werden. Das ist seine Logik." [1]) Den gleichen Gedanken kleidete Schiller in die Verse:

Den Künstler wird man nicht gewahr, bescheiden
Verbirgt er sich in ewige Gesetze.
Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn:
Wozu ein Gott? spricht er, die Welt ist sich genug,
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr
Als dieses Freigeists Lästerung gepriesen. [2])

Auch die geistreichste Erklärung eines Buches und die schönste ästhetische Interpretation eines Kunstwerkes ersetzen den Verfasser und Künstler nicht. Jeder Schritt der Erklärung setzt ihn voraus und weist auf ihn hin, als Interpretation eines Gedachten, das ohne den denkenden Geist des Schriftstellers und Künstlers nicht vorhanden wäre. Die göttliche Weisheit ist die unentbehrliche Voraussetzung der Gesetzmäßigkeit und des wunderbaren Kausalzusammenhanges in der Welt, deren Verständnis und Darlegung die Wissenschaft im kleinen und im großen anstrebt. Sie ist nicht ein künstlicher Ersatz einer etwa nicht gelungenen Interpretation des Buches der Welt, sondern die Voraussetzung, daß diese überhaupt gelingen kann, nicht ein Asyl für die Unkenntnis, sondern Vorbedingung und Forderung der Erkenntnis; sie ersetzt nicht die sekundären Ursachen und deren Zusammenhang, sondern sie setzt beide. „Wenn einmal eine vollkommen befriedigende Auslegung von Goethes Faust erzielt wird, so ist das nicht im geringsten eine Gefahr für Goethes Urheberschaft. Die beste Exegese und der strengste Zusammenhang machen den Verfasser nicht entbehrlich." [3])

---

[1]) Die Welt als Tat. S. 480.

[2]) Unter das Gericht dieser Verse gerät auch Ladenburg mit dem Satz seiner Kasseler Rede: Da wir nicht wissen, woher die weltbeherrschenden Gesetze kommen, und da diese für die Entstehung der Welt keine Erklärung geben, so sind wir auch durchaus berechtigt, uns einen Weltenschöpfer als allmächtigen Gott vorzustellen, wenn derselbe auch nach der Erschaffung der Welt nicht mehr über den Gesetzen stehen kann . . . Wir müssen ihn jetzt als eine Verkörperung dieser Gesetze denken." Wenn übrigens dieses „müssen" zu Recht bestände, so wäre Ladenburg, als er seine Rede drucken ließ, in Gefahr gewesen, seine Existenz zu verlieren.

[3]) Schell, Gott und Geist. 1. Bd., S. 202. Vgl. auch den großzügig durchgeführten Gottesbeweis aus der Gesetzmäßigkeit im 2. Bd., S. 184—305.

Nur ein einseitig gerichteter Gedanke ist es, wenn man sagt, die Naturgesetze seien nicht als Befehle, sondern als Berichte aufzufassen, sie befählen nicht, was geschehen soll, sondern berichteten, was wir beobachten und zusammenfassen. Will man nur zum Ausdruck bringen, daß die Naturgesetze nicht als hypostasierte, über den Dingen schwebende Mächte zu denken, oder nicht denknotwendig, sondern kontingent sind, so sagt man etwas Selbstverständliches und Einleuchtendes. Vergebens aber versucht man durch den zweideutig formulierten Satz sich auf einen abgezogenen Standpunkt zurückziehen zu können. Niemals wird man dem vernünftigen Menschen die Ueberzeugung aufdrängen, die Naturgesetze seien nicht der Ausdruck eines Einblickes in die objektive Weltordnung, nicht Regeln eines objektiven Naturgeschehens. Das Naturgesetz ist eine Weltmacht in einer von unserem Geist absolut unabhängigen Natur und manifestiert sich als Siegel und unverbrüchlichen Herrschafttitel eines weltgestaltenden und weltbeherrschenden Geistes, der Siegel und Titel nicht äußerlich auftrug, sondern als weltschöpferischer Geist in die Wesenheit der Dinge eintrug und eingründete. Der verhaßten Teleologie vor allem wollte man durch obige Formulierung entgehen. Vergebens aber versucht man jener übergreifenden, den Zusammenhang aller Wechselwirkungen umspannenden Macht zu entgehen, welche die gesetzmäßig gestalteten Dinge ihrem Plan unterwarf und durch sie ihn zur Ausführung brachte.

„Ein geschickter Billardspieler kann vielleicht die ganze Reihe von Figuren voraussagen, die der eine Stoß, den er führt, hervorbringen wird. Die Schlußfigur ist der Endzweck, die dazwischen liegenden Gruppierungen sind die unerläßlichen Zwischenglieder. Aus der ersten Bewegung des gestoßenen Balles gehen alle anderen Bewegungen und Gruppierungen mit Notwendigkeit hervor. Aber Bedingung für das Spiel der Bälle ist, daß der Spieler stößt, daß er genau mit der Kraft und in der Richtung stößt, wie es seine Absicht fordert, daß die Bälle gerade so und nicht anders angeordnet sind, und daß sie sich nach den dem Spieler bekannten Gesetzen der Elastizität, der Schwere, der Reibung bewegen. Die ersten beiden Bedingungen erfüllt der Spieler, die dritte haben seine Mitspieler erfüllt, die vierte ist durch die vorhandene Körperwelt gegeben. Beim Spiel der Atome können wir uns nur einen hinzudenken, der alle vier Bedingungen erfüllt hat.“ [1])

In der Tat, damit aus dem Chaos der Atome, mögen diese sein, was sie wollen, der Kosmos werde, ist erforderlich nicht nur, daß die Atome überhaupt da sind und zwar in bestimmter Wesenseinrich-

---

[1]) K. Jentsch, Sozialauslese. Leipzig 1898. S. 36 f.

tung und gegenseitiger Anordnung, nicht nur die Bewegung, sondern auch die Bewegungsrichtung, eine teleologische Kausalität, welche die mechanische nicht ausschließt, sondern sie als Mittel benutzt. Die Wirkungen auch einer Reihe von Notwendigkeiten, die nicht miteinander verbunden sind, könnten, wie von Baer bemerkt, in ihrer gegenseitigen Beziehung nur Zufälle genannt werden. Um die Harmonie der Welt, die Entstehung, den Bestand und die Herrlichkeit des Kosmos zu erklären, ist es unabweislich, ein teleologisches Prinzip neben und über dem mechanischen Naturgeschehen und seiner Gesetzmäßigkeit anzuerkennen. Selbst Weismann[1]) mußte der Baerschen Forderung (der Zielstrebigkeit) seine Zugeständnisse machen, da die Welt „nicht als Werk blinder Notwendigkeiten gedacht werden und in ihrer unendlichen Harmonie unmöglich das Werk des Zufalls sein könne“. Sie könne nur gedacht werden als „das Resultat eines planmäßig gerichteten, großartigen Entwicklungsprozesses“. Die Vertreter der mechanischen Naturauffassung seien nicht genötigt, eine teleologische Kraft zu leugnen, „sie werden sie nur dahin verlegen müssen, wo sie allein wirksam sein kann, an den Anfang der Dinge“. Damit ist anerkannt, daß die Welt in dem harmonisch abgewogenen Zusammenwirken der mechanischen Kräfte durch die mechanische Kausalität, die selbst ohne den weltgestaltenden Gedanken unerklärbar ist, nicht begriffen werden kann ohne Teleologie, ohne den dirigierenden, vom Gedanken erleuchteten Willen, anerkannt, daß die mechanische Naturauffassung, ohne an Vollkommenheit einzubüßen, sich zur teleologischen erweitern kann und erweitern muß. Die mechanischen Ursachen erklärend, beweist die Naturwissenschaft, daß das Material der Welt brauchbar gestaltet ist. An dem wunderbaren, nach einheitlichem, das Ganze umspannenden Plane geordneten Zusammenwirken der Elemente und Kräfte erkennt der denkende Geist, daß dieses brauchbare Material Zweckmaterial ist. Die Naturwissenschaft baut ihm die Stufen zur Weltanschauung. Atome und Moleküle, ihre Verbindungen und Bewegungen, Himmel und Erde und all ihr Schmuck rufen ihm zu: Quaere super nos.

2. Das Leben.

Rings umgeben sind wir von den „Wundern des Lebens“, von einer unerschöpflichen Fülle der Typen und Ordnungen der lebendigen Welt, dem wunderbarsten Reichtum ihrer Gattungen, Arten und Individuen und der Mannigfaltigkeit der Beziehungen, die sie trotz ihrer

[1]) Im Abschnitt IV seiner Studien über die Deszendenztheorie. S. 315. — Vgl. von Hartmann, Mechanismus und Vitalismus im Archiv für syst. Philos. 1903. 9. Bd. H. 3, S. 334.

Verschiedenheit miteinander verknüpfen. So wunderbar und staunenswert wie der Sternenhimmel ist das Leben der kleinsten Pflanzenzelle, so verkündet uns die biologische Wissenschaft, ein tiefsinniges Wort des hl. Augustinus bestätigend: Deus magnus in magnis, ut non minor sit in parvis.

Die Biologie, die Lösung der Lebensrätsel versuchend, beschäftigt sich mit der Analyse der Lebenserscheinungen, den verschlungenen und verwickelten Prozessen der Assimilation und Desassimilation, des Stoffumsatzes und Energiewechsels in den Zellen, mit der Struktur der Zelle, ihrer Entwicklung und Fortpflanzung, kurz mit jenen Erscheinungen, deren Gesamtheit das Leben ausmacht. Aber bei allen Untersuchungen stößt sie auf einen Faktor, welcher der Erklärung durch chemisch-physikalische Kräfte spottet, und gerade dieser ist das Leben, ist der entscheidende Faktor, der das Lebendige vom Leblosen trennt, der wesentliche Faktor im ganzen Lebensbetriebe so sehr, daß nach dem Urteile Reinkes chemisch-physikalische Kräfte allein nicht ausreichen, das Leben auch nur des unvollkommensten Organismus zu erhalten, geschweige denn einen solchen aus unbelebter Materie entstehen zu lassen.[1]) Mit dem Fortschritt der Biologie ist jene Scheinwissenschaft, die ihre einzige Zuversicht auf die Mechanik der Atome setzt, in stets verstärktem Maße unter das Verdikt des Goetheschen Wortes gebracht worden:

Wer will was Lebendig's erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben.
Dann hat er die Teile in seiner Hand,
Fehlt leider! nur das geistige Band.

In seiner Sturm- und Drangperiode richtete Du Bois-Reymond einen heftigen Angriff gegen die von Joh. Müller und Liebig verteidigte „Lebenskraft“.[2]) Für unseren Zweck ist es gleichgültig, welcher Form des Vitalismus Müller und Liebig huldigten, und inwieweit der Angriff des erregten Gegners gegen einen so gedachten Vitalismus berechtigt war.[3]) Die prinzipielle Tendenz des Angriffs ging dahin,

---

[1]) A. a. O. S. 159. — [2]) Reden II. S. 1—23.

[3]) Nach E. von Hartmann (Mechanismus und Vitalismus in der modernen Biologie. Archiv für system. Philos. IX. Bd. Heft 2, S. 142) hat Du Bois den Vitalismus Müllers nicht richtig wiedergegeben, was allerdings durch die Ausdrucksweise Müllers erklärbar wird. „Versteht man sein (Müllers) Lebensprinzip als eine immaterielle Kraft, die als nicht energetische außerhalb des Bereiches der exakten Naturwissenschaft liegt, so stimmt sein Vitalismus vollständig mit dem überein, was man jetzt Neovitalismus zu nennen pflegt.“ Du Bois-Reymond gesteht übrigens, daß seine Beweise nur Kraft haben unter der Voraussetzung, daß man keine anderen als Zentralkräfte der Stoffteilchen annehme. Von diesem Standpunkte aus wollte er die Lebenskraft durch Berufung auf das Energiegesetz bekämpfen. Kostbar ist der Satz: „Die Materie ist nicht wie ein Fuhrwerk,

den Unterschied zwischen anorganischer und organischer Natur als einen willkürlichen und wissenschaftlich unhaltbaren darzutun. In diesem Sinne hoffte der Angreifer die Lebenskraft von der Bühne der Wissenschaft vertrieben zu haben, „wie Gottsched zu Leipzig in feierlicher Handlung den Hanswurst von der deutschen Schaubühne trieb". Im Hinblick allerdings auf Forscher wie Müller und Liebig wird seine Hoffnung herabgestimmt, und er möchte fast meinen, daß die Ueberzeugung von der Verschiedenheit des Lebendigen und Leblosen im Grunde unvertilgbar sei. So 1848. Und 1894 sieht derselbe Forscher sich veranlaßt, seine letzte Rede in der Berliner Akademie gegen den Neovitalismus, eine unaufhaltsam vordringende, mit starken Waffen versehene Auffassung zu halten, die diesem „Hanswurst" der Lebenskraft als der einzig möglichen wissenschaftlichen Lösung des Lebensrätsels wieder allgemeine Anerkennung in der Biologie verschaffen will., Seine Kritik übrigens ist getragen von der immer wiederkehrenden Voraussetzung der materialistischen Denkweise, daß es etwas anderes als toten Stoff und dessen Kräfte überhaupt nicht gibt. Daß er auch in seinem Schwanengesang nichts mehr zu bieten hat als diese materialistische Weisheit, zeigt, daß seine Skepsis sich auf die Voraussetzungen seiner Weltanschauung nicht ausgedehnt hat.

Das erste Postulat, das der mechanische Naturalismus aufzustellen und jede ateleologische und atheistische Naturauffassung ihm nachzusprechen gezwungen ist, ist die Urzeugung oder Autogonie, jene Theorie, nach welcher die anorganische tote Materie aus eigener Kraft den Schritt vom Lande des Todes in das Land des Lebens setzte. Diese Urzeugung, deren Urprodukt je nach der Geschicklichkeit des Erfinders mit verschiedenen Fremdwörtern — verschiedene Benennungen für dasselbe Klischee — überhäuft wird, ist ein unter gänzlicher Ignorierung der Erfahrung aufgestelltes materialistisches Dogma, ein leuchtendes Zeichen, daß diejenigen, welche dem Denken das Hinausgehen über die Erfahrung verbieten, ohne mit der Wimper zu zucken ihr heiliges Gesetz übertreten, nicht etwa durch Aufstellung von Hypothesen,

davor die Kräfte als Pferde nach Belieben nun angespannt und dann wieder abgeschirrt werden könnten" als ob nicht die Beweisführung der Vitalisten und aller derjenigen, welche eine mechanische Erklärung des Lebens verwerfen, gerade auf demselben Gedanken, oder besser ausgedrückt, auf dem Grundsatz beruhe, daß kein Ding in seinem Wesen diametrale Gegensätze vereinigt. Es war doch eine starke Verwechselung, wenn Du Bois den Vitalisten die Annahme zutraute, die Atome selbst erhielten im Organismus andere Kräfte, als sie sonst haben, während doch ihr Beweis gerade darin gipfelt, daß im Organismus Erscheinungen an den Tag treten, die nicht aus den Atomkräften erklärt werden können und deshalb ein anderes, ein hypermechanisches Prinzip fordern. — Vgl. L. Dressel, S. J., Der belebte und unbelebte Stoff, Freib. 1883. S. 105 ff.

die die Erfahrungstatsachen verbinden oder erklären sollen, sondern durch eine Spekulation, die eine wilde deshalb genannt werden muß, weil sie sich auf keine Erfahrungstatsachen stützt, denselben vielmehr widerstreitet. Euphemistisch nennt solche Spekulation sich Abrundung des Weltbildes, nur daß dieses Bild schon perfekt abgerundet war in Urteilen, die der Erfahrung vorausgehen. Auf rein chemischem Wege muß — so lautet das Postulat — sich „jene Kohlenstoffverbindung" gebildet haben, die wir Protoplasma nennen. Welche Macht zwang dem Naturforscher dieses „muß" und das Postulat auf, das Protoplasma sei nur eine Kohlenstoffverbindung? Die Macht des blinden Vorurteils und der blinden Abneigung gegen den Weltschöpfer. „Wenn wir dies verwerfen," so spricht Häckel,[1]) die Gedanken vieler offenbarend, „so sind wir genötigt, einen Schöpfungsakt anzunehmen". Deshalb wird der tote Kohlenstoff auf den Thron Gottes erhoben, und die erstaunte Welt soll mit Häckel ausrufen: „Der Kohlenstoff ist der eigentliche Schöpfer der organischen Welt." Und doch selbst bei der Voraussetzung einer mechanischen Erklärbarkeit des Lebens wäre die Gesellschaft Kohlenstoff und Cie. nicht mehr der Schöpfer der Welt, als auch die Druckerschwärze der Verfasser der Häckelschen Bücher ist. Indessen, so antwortete Virchow auf der Naturforscherversammlung in München 1877, „man kann keine einzige Tatsache anführen, daß die Gesellschaft Kohlenstoff und Cie. sich jemals zur organischen Masse entwickelt hätte. Kein Mensch hat je eine generatio aequivoca sich vollziehen sehen, und wer behauptet, daß er sie gesehen, wurde widerlegt von den Naturforschern, nicht von den Theologen".

In seiner Rede über die Grenzen des Naturerkennens sieht Du Bois-Reymond in dem Rätsel des Lebens, soweit es die Pflanzenwelt betrifft, nur ein schwieriges mechanisches Problem. Wären uns Materie und Kraft verständlich, so würde uns nach seiner Meinung die Erde begreiflich sein, auch wenn wir sie uns mit dem üppigsten Pflanzenwuchs überwuchert denken, „gleichviel, welchen Anteil an der Gestaltung des Pflanzenreiches man organischen Bildungsgesetzen, welchen der natürlichen Zuchtwahl einräume". Alles dies, das Wachstum, die Gesetze und die Zuchtwahl, würde die Mechanik der Atome besorgt haben — durch Zufall. Noch hofft er, daß Urzeugung sich beobachten lasse. In seiner Rede über die Welträtsel und in seiner letzten Rede beharrt er bei seinem Postulat, daß das Pflanzenleben ein transzendentes

[1]) Auch in seinem neuesten Werk: Die Lebenswunder, S. 396 ff., weiß Häckel nur das früher Gesagte zu wiederholen. Jene Vorstellung indessen, nach welcher das ganze Weltall als ein Organismus und die anorganischen Gebilde als dessen Niederschlag und Ausscheidung aufzufassen seien (Fechner, Preyer), lehnt er ab.

Welträtsel nicht sei, ohne allerdings auch nur den geringsten Grund für seine Zuversicht angeben zu können, daß die Mechanik der Atome sich bei diesem Welträtsel als leistungsfähig ausweise, während sie an den anderen, als transzendenten, scheitert. Hinsichtlich der Urzeugung aber ist seine Sprache reservierter. „In Pasteurs Versuchen ist die Heterogonie wohl für lange unterlegen," und in seiner letzten Rede wird sie „als rettungslos verloren" beiseite geschoben. Rettungslos verloren, für immer unterlegen ist sie insofern, als nach den gesicherten Resultaten der Naturwissenschaft es in der aktuellen Welt keine Urzeugung gibt. Auf der internationalen Naturforscherversammlung zu Moskau 1897 führte Virchow [1]) aus, daß alle Ansichten über die Urzeugung zu Grabe getragen, alle Asyle für dieselben geschlossen worden sind. „Die Richtigkeit des Gesichtspunktes, daß es keine Urzeugung gibt, ist so allgemein, daß die internationale Gesetzgebung auf diesen Boden ist gestellt worden. Wenn trotzdem hie und da ein Widerspruch gehört wird, von Urzeugung die Rede ist, so ist das ein Anachronismus. Ein Arzt, der in einer Epidemie oder in einem Einzelfalle generatio aequivoca anrufen würde, müßte nicht bloß aus der Reihe der staatlich autorisierten Personen gestrichen, er müßte ernstlich bestraft werden. Demnach ist die Kontinuität des Lebens ein anerkannt sicheres Resultat der Naturwissenschaft. Es gibt kein anderes Leben als erbliches, es gibt kein diskontinuierliches Leben. Der Satz: omnis cellula e cellula ist eine nie untergehende Errungenschaft der Wissenschaft. Diesen Satz können wir als Resultat der Forschung des 19. Jahrhunderts dem 20. übermachen." Damit war, so konnte es ein von der Entwicklungslehre berauschter Kopf sich vorstellen, alles auf die Frage nach der Entstehung der ersten Zellen zurückgedrängt, diese Frage aber auch um so brennender geworden. Die früher bekämpfte Urzeugung wurde zum „logischen" Postulat erhoben, das tatsächlich in der Natur nachzuweisen oder im Laboratorium zu verwirklichen mit vieler, aber stets unglücklicher Liebe versucht wurde.

„Der Einwand," so bemerkt Virchow, „daß das erste Leben diskontinuierlich entstanden ist, ist unwiderleglich. Die Naturwissenschaft erörtert diese Frage nicht." Der Naturforscher, als Naturforscher im engeren Rahmen seiner Wissenschaft, muß die ersten Zellen als gegeben annehmen. Die Frage, woher sind sie, beantwortet seine Wissenschaft nicht, sondern die Naturphilosophie. Die Naturwissenschaft führt uns bis zu der Stelle, wo es heißt: die ersten Organismen sind nicht geboren, sondern geworden. Da aber der Wert der naturphilosophischen

---

[1]) S. Archiv für patholog. Anatomie. 150. Bd.

Spekulation von der Grundlage des Erfahrungsmaterials abhängt, so offenbart sich sofort die Urzeugung als ein Postulat, das im leeren Raume einer von den Erfahrungstatsachen verlassenen und bodenlosen Spekulation steht. Ihr „logische Notwendigkeit" zuschreiben,[1]) heißt die logischen Gesetze verhöhnen.

Es ist nicht unsere Aufgabe, die verschiedenen, teils phantastischen, teils halsbrecherischen Versuche durchzugehen, durch welche man dem toten Stoff Leben einhauchen wollte.[2]) Es gibt, wie Virchow unter berechtigter Ignorierung all dieser Versuche klar herausstellte, nur die eine Alternative: Urzeugung oder Schöpfung. Zur genaueren Klarstellung indessen und um unseren Beweis auf eine breitere Basis zu stellen, geben wir dieser Alternative eine andere Fassung. Allerdings faßt man die Urzeugung meist in der gebräuchlichen materialistischen Prägung, wonach die Organismen aus der anorganischen Materie ohne jede Intelligenz rein durch Zufall entstanden sein sollen. Aber selbst unter der Voraussetzung, daß die Entstehung der Organismen, soweit sie bewußtlos sind, aus der anorganischen Materie nicht für absolut unmöglich gehalten wird, ist die Annahme, sie seien durch Zufall ohne schöpferische Intelligenz entstanden, ein Absurdum.[3])

Du Bois-Reymond, im Tropenwald, wie ihn A. von Humboldt beschrieben hat, nur bewegte Materie schauend — im Organismus soll

---

[1]) So A. Weismann, Vorträge über Deszendenztheorie. 2. Aufl. Jena 1904. 2. Bd. S. 306.

[2]) Vgl. E. Wasmann, S. J., Die moderne Biologie und die Entwicklungslehre. 2. Aufl. Freib 1904. S. 156 ff. — Reinke, Die Philos. der Botanik. Leipzig 1905. S. 183 ff., und Die Welt als Tat, S. 310 ff. Daselbst auch die Kritik der von Thomson und Helmholtz aufgestellten Theorie einer Einwanderung der Organismen von einem anderen Himmelskörper. — Auch Weismann (a. a. O. II, S. 304 f.) weist diese Theorie ab.

[3]) Wasmann (a. a. O. S. 157) bemerkt: „Würde man sagen, die ersten lebenden Wesen seien aus dem noch nicht organisierten Stoff hervorgebracht worden durch eine vom Schöpfer in dieselbe gelegte Bildungskraft, die sich nur unter bestimmten chemisch-physikalischen Bedingungen betätigen konnte, obwohl sie über die Gesetze der anorganischen Materie hinausging — so ließe sich gegen eine derartige Auffassung der Urzeugung nicht mehr einwenden, daß sie unmöglich sei." Aber eine solche den Molekularkräften beigegebene, über ihnen schwebende Bildungskraft scheint mir ebenso undenkbar, wie die von Virchow (Alter und neuer Vitalismus, im Archiv für Pathologie, Bd. 9, S. 1 ff.) postulierte, von den Molekularkräften abgeleitete und neben ihnen nach eigenem Gesetz vital wirkende Bewegungsform. Vgl. auch die Bemerkungen Bumüllers (Hochland, 1905, 2. Jahrg., 7. H., S. 104). Auch die Mahnung Bumüllers, den Glauben an den Schöpfer nicht auf eine so schwankende Basis (die Unmöglichkeit der Urzeugung) zu stellen und im Interesse des Glaubens und der objektiven Forschung den Schöpfer und die Frage nach der Urzeugung zu trennen, halte ich in gewissem Grade für berechtigt. Der Schöpfer und die Entstehung der Organismen stehen in einem notwendigen Zusammenhang, mindestens insofern, als diese ohne schöpferische Intelligenz nicht zu erklären sind.

die Materie sich im labilen, in den anorganischen Gebilden dagegen im stabilen Gleichgewicht befinden; dies sei der einzige Unterschied — gesteht zu, daß die beiden Bewegungsformen inkommensurabel sind, aber nur so, wie ein bloßes Bauwerk inkommensurabel ist mit einer Fabrik. Ein Bauwerk könne man sich aus lauter dem Ganzen gleichen Teilen so gefügt vorstellen, daß es in gleiche Teile spaltbar sei. Eine Fabrik, in welcher hier Kohle, Wasser, Rohstoffe einströmen, und aus welcher dort Kohlensäure, Wassergas, Rauch, Asche ausströmen, sei gleich dem Organismus, gleichsam ein Individuum, „wenn wir von dessen Aufbau und den Elementarorganismen absehen". Schon der Zusatz allein zeigt indes sofort, wie oberflächlich der Vergleich ist, und wie wenig er die Sache trifft. Allerdings, wenn wir beim Organismus von dem absehen, was ihn zum Organismus macht, dann könnte der Vergleich mit einer Fabrik oder einer kunstvollen Maschine bestehen. Wer hat aber jemals eine Fabrik gesehen, die sich selbst aufbaut, selbständig sich Organe bildet, einen ganz bestimmten Typus ausbildet, auf Reize in bestimmter Weise antwortet, sich selbst repariert und sich fortpflanzt?

Doch folgen wir Du Bois auf dem von ihm gewählten schwankenden Boden. „Könnten wir," so fährt er fort, „die Bedingungen herstellen, unter denen einst Lebewesen entstanden, so würden nach dem Prinzip des Aktualismus, wie damals auch heute Lebewesen entstehen." [1])

Das Prinzip des Aktualismus, d. h. das unerbittliche Kausalitätsgesetz — hier in der Form, daß die Naturgesetze konstant sind — nötigt den Naturforscher neben dem jetzt nach allgemeiner Erfahrung überall wirksamen Fortpflanzungsgesetz ein anderes Naturgesetz anzunehmen, dessen Wirksamkeit an jetzt nicht mehr herstellbare Bedingungen geknüpft, das also aus der Gegenwart verbannt und in die graue Vorzeit verlegt wird. Würden aber die Organismen aus der anorganischen Materie nach einem konstanten Naturgesetz sich bilden, so müßte dieses Gesetz sich auch jetzt noch, und zwar jetzt in unvergleichlich leichterer Weise betätigen, da es über eine ganze Reihe unschätzbarer, für die Betätigung des organischen Lebens notwendiger Vorbedingungen verfügt, die ihm die Vorzeit nirgends geboten hätte. Diese Vorbedingungen liefern ihm die Organismen selbst in den zahllosen organischen Verbindungen und Zersetzungen, den Ueberbleibseln und Ausscheidungen. Hier wäre ja der Mutterboden gleichsam geschaffen. Tatsächlich sind ja verwesende Organismen der Herd der Entstehung zahlloser Mikroorganismen, die man früher glaubte auf Urzeugung zurückführen zu können, für die aber die fortschreitende Naturwissenschaft ausnahmslos das Gesetz omne vivum

[1]) Reden I, S. 115 f.

ex vivo nachgewiesen hat. Diese Vorbedingungen liefert ihm ferner die menschliche Intelligenz in der äußerst kunstvollen, von der Zelle erlernten Mischung der Stoffe, in der Nachahmung jener staunenswerten Darstellungskraft der Zelle, in der sie die hochkomplizierten chemischen Gebilde in ihrem Laboratorium zu den Zwecken des Lebens sich bildet. Wenn trotzdem das angebliche Naturgesetz in der gegenwärtigen Welt nirgends und in keinem Falle, selbst nicht unter der energischen Nachhilfe der menschlichen Intelligenz, in Wirksamkeit tritt, so ist der Schluß erlaubt und geboten, daß es überhaupt nicht existiert. Aus der Gegenwart es aber verbannen und in die Vorzeit verlegen, heißt das Gesetz negieren, den Boden der Wissenschaft verlassen und den Zufall anrufen. Ein mechanisches Prinzip einschränken, heißt es preisgeben.

Man muß also den Sprung in das Dunkel des Zufalls wagen, sofort aber noch den Preis dazu zahlen, daß man diesem Fatum zudem eine heldenmütige Leistung zutraut, die Hervorbringung nämlich des Gesetzes der Fortpflanzung, das jetzt ausnahmlos die organische Welt beherrscht.

Nur um solchen Preis kann die Vernunft der Annahme der Vernunft entgehen. Nun bildet sich aber keine Fabrik, keine Maschine von selbst. Wie soll der Zufall die höchst verwickelten maschinellen Betriebe der Organismen — vorausgesetzt selbst, daß diese nicht mehr sind — zustande gebracht haben? Nach jahrelangen, mit dem Aufgebot allen Scharfsinns durchgeführten Versuchen ist es den Chemikern gelungen, einzelne jener hochkomplizierten Stoffverbindungen der Zelle nachzubilden. Was sie darstellen, sind aber tote — organische, nicht organisierte — Stoffverbindungen. Wie entstehen diese organischen toten Gebilde? Nur durch die Intelligenz des Chemikers. Welchen Zauberstab müßte also der Zufall in seiner Hand haben, wenn er sie der anorganischen Materie entlockte? Und selbst wenn es der Chemie gelingen würde, die gesamten Stoffverbindungen, bis hinauf zu den höchsten, künstlich im Laboratorium herzustellen — sie hätte das gesamte Baumaterial kunstvoll nachgebildet, das der Zellinhaber mit staunenswerter Kunst und mit unvergleichlicher Stoffkenntnis sich zu bilden versteht; aber *keinen Organismus*. Es fehlte gerade das, was die Zelle zur Zelle macht, die Organisation, das Leben, jenes Potential für selbständiges Wachstum, Bildung der Organe, Ausbau des Typus, Fortpflanzung und Vererbung. Das Leben ist nicht eine Konsequenz und Folge der Organisation, sondern deren Ursache. Ein Zufall, der auch nur die chemischen Probleme löste, ist nicht einmal in der Phantasie konstruierbar, und doch müßte er nicht bloß diese Probleme, er müßte ein unvergleichlich höheres, „das organisatorische Problem" lösen, zu dem die ersteren sich nur wie Vorbedingungen verhalten, die mit letzterem nicht in derselben Linie liegen.

„Daß ein Organismus durch chemische Kräfte entsteht, kann ich," so sagte Liebig zu Thomson, „ebensowenig glauben, als ich glauben könnte, ein Buch, das ihn beschreibt, sei durch chemische Kräfte entstanden."[1]) Dazu kommt noch, daß eine spontane Bildung selbst der Stoffverbindungen des Organismus nach dem Energiegesetz unmöglich ist. „Es ist eine energetische Regel, daß alle Systeme, sich selbst überlassen, die Tendenz haben, in eine immer stabilere Gleichgewichtslage überzugehen, nicht umgekehrt. Die verbrennlichen Verbindungen des Protoplasmas sind aber hochgradig labil, die des Lehms befinden sich mehr oder weniger im Maximum der Stabilität, d. h. des kleinsten Energieinhaltes. Jede Tendenz zur spontanen Bildung von Eiweiß oder gar Protoplasma ist bei den Verbindungen des Lehms daher ausgeschlossen."[2]) Die Behauptung also, die Organismen seien durch Zufall entstanden, gleicht einem Rattenkönig von Unmöglichkeiten und hebt sich selber auf.[3])

Der Seherblick selbst solcher Forscher, welche die mechanische Erklärung des Lebens für absolut unmöglich halten, schaut in der Vergangenheit das Unmögliche als wirklich. In die kambrischen und praekambrischen Perioden werden wir geschickt, um die erste Entstehung der Organismen zu belauschen, die damals durch zufälliges Zusammentreten chemischer Verbindungen hervorgezaubert wurden „unter Bedingungen,

---

[1]) S. Stimmen aus Maria Laach, 1903. 9. Heft, S. 488.

[2]) Reinke, Philosophie der Botanik, S. 190. Dressel, a. a. O. Vergleich zwischen belebter und lebloser Materie, S. 20 ff. Weitere Ausführungen bietet Reinke, a. a. O. S. 183—198, und Die Welt als Tat, S. 310—339. M. Gander, O. S. B., Der erste Organismus, Benziger 1904.

[3]) Weismann (a. a. O., II. Bd., S. 310) schreckt selbst vor der Behauptung nicht zurück, daß die phantastischen Ideen des Empedokles in abgeänderter Form Berechtigung hätten. „Nach Empedokles entstanden aus dem Chaos nur Teile von Tieren, Köpfe ohne Körper, Arme ohne Rumpf, Augen ohne Gesichter und diese wirbelten wild durcheinander und flogen zusammen, wie der Zufall sie zusammenführte. Aber nur diejenigen hatten Bestand, die sich mit anderen in richtiger Weise zu einem lebensfähigen Ganzen vereinigten. In die Sprache unserer Zeit übersetzt, würde das etwa heißen, daß von einer großen Menge von organischen Verbindungen, die entstanden (woher kamen sie?), einige, oder vielleicht nur eine gerade die wunderbar abgewogene Zusammensetzung besaß, die das Leben, und damit die Selbsterhaltung und Vermehrung allein zur Folge hatte. Das war der erste Fall von Selektion!" Dieser Sprache des Empedokles — auch in ihrer Uebersetzung in die Ausdrucksweise unserer Zeit — würde Aristoteles das Lob: sie sei die Sprache eines „Nüchternen" nie erteilt, er würde sie für die Sprache eines „Trunkenen" gehalten haben. Später gesteht W. klipp und klar, daß er nichts weiß. „Wir wissen nicht, unter welchen äußeren Bedingungen die Entstehung lebender Substanz entstehen konnte, und vor allem begreifen wir nicht, wieso diese einzige Substanz nun plötzlich Eigenschaften offenbart, die an keinen anderen chemischen Verbindungen sonst jemals wahrgenommen wurden." (S. 328.) Trotz alledem ist die Urzeugung ein „Postulat der Vernunft".

die nicht zu diskutieren sind". „Als die Verhältnisse allerdings andere wurden und sich den jetzigen anzunähern begannen, war Neubildung lebender Substanz nur noch durch Vermittlung lebender Substanz möglich." So spricht, um nur ein Beispiel anzuführen, C. Schneider[1]) von der Höhe der exakten Forschung aus. Um dem Schöpfer zu entgehen, wagt man selbst die Behauptung, die Naturgesetze seien andere geworden und hebt damit die Naturforschung auf. Als Schöpfer der neuen Naturgesetze sollen wir den Webstuhl der Zeit betrachten und uns an der Einbildung ergötzen, die Kategorie der Zeit sei eine Ursache. „Wenn aber," so müssen wir mit Schell fragen, „der Zufall in der Vergangenheit so genial war, das er die Organismen hervorbrachte, wie kann er denn in der geschichtlichen Zeit so unfruchtbar geworden sein? Wie kann er ein neues Gesetz, das Gesetz der Fortpflanzung hervorgebracht haben, das ihm selbst widerspricht? Es wäre doch die bitterste Ironie, wenn der glückliche Zufall, der die Fortpflanzung zum Gesetz des organischen Lebens erhob, gerade dadurch die Allmutter Natur ihrer Zeugungskraft beraubt hätte." Und weshalb zieht der Zufall sich scheu zurück bei der Hervorbringung der Maschinen? Weshalb erlahmte sein Zauberstab bei dem so weiten und lockenden Gebiet der Technik? Weshalb betätigte und betätigt sich seine Kunstfertigkeit nicht in der Hervorbringung solcher maschinellen Betriebe, die unvergleichlich leichter zu verwirklichen sind als das verzwickte Kunstwerk des Organismus? Weshalb überläßt er anspruchslos und neidlos dieses gesamte Gebiet der menschlichen Intelligenz?

Man braucht also nicht Vitalist zu sein und wird doch den Ursprung der Organismen durch Zufall für ein Absurdum halten. Indessen die mechanistische Auffassung des Lebens, früher unter der Tyrannis des Materialismus fast alleinherrschend, ist von der Naturwissenschaft selbst stark ins Wanken gebracht worden. Von einem vorsichtigen Ignoramus geht der Widerspruch über zu starkem Zweifel, zum Bekenntnis der völligen Unzulänglichkeit und bei manchen zur energischen Verwerfung der Maschinentheorie und der chemisch-physikalischen Erklärung des Lebens.[2]) Das Resultat der biologischen Bestrebungen des 19. Jahrhunderts bezeichnet C. Schneider[3]) „als ein großes Fiasko.

[1]) Preuß. Jahrbücher, 1903. H. 11, S. 293.

[2]) Eine lehrreiche Uebersicht geben E. von Hartmann, Archiv für system. Philos., IX. Bd., Heft 2, 139—178 u. Heft 3, 331—377 und Otto a. a. O., S. 181—215. Vgl. auch bei Dressel den schön durchgeführten Vergleich zwischen Organismus und Maschine, a. a. O., S. 112 ff. und Wasmann, Das Rätsel des Lebens. (Stimmen aus Maria Laach, 1904. 9. Heft, S. 384 ff. u. 10 Heft, 520 ff.)

[3]) Preuß. Jahrb. a. a. O.

Es galt die Erklärung der Artentstehung und des Lebens überhaupt zu geben. Welche sind die Resultate der dahin zielenden Arbeit? Die Artentstehung bleibt ein Rätsel nach wie vor. Das Leben ist gleichfalls völlig rätselhaft geblieben. Nur das eine steht fest: Eine mechanische Erklärung desselben ist unmöglich." Bunges Voraussage, mit der er seine Schrift: Mechanismus und Vitalismus schloß: Der Mechanismus der Gegenwart treibt uns dem Vitalismus der Zukunft mit Sicherheit entgegen, ist schon teilweise zur Wahrheit geworden.

Es war die Naturwissenschaft selbst und ihre induktive Methode, die zur Erkenntnis führte, daß die Lebenserscheinungen höher liegen und dem Mechanismus unerreichbar sind, die somit dazu nötigte, philosophische Dogmen preiszugeben, die man der Natur aufdrängen wollte, und durch welche man die sonst mit Emphase geforderte unbedingte Achtung vor der Tatsache in vorgefaßten Meinungen gefangen hielt. Je mehr der Rausch des Darwinismus, der ja die heiß ersehnte rein kausal-mechanische Erklärung der Zwecktätigkeit der Organismen bringen sollte, verflog, desto sicherer wurden auch die Grundlagen einer vorurteilslosen Forschung wiedergewonnen und besonders der früher geächteten Teleologie ihr unbestreitbares Recht wiedergegeben. Je weiter die Naturwissenschaft fortschritt, desto weiter flohen die Schatten der mechanistischen Naturauffassung des Lebendigen. „Die in der Tat ganz wunderbare und vor der wachsenden Wissenschaft immer reicher sich entfaltende Zweckmäßigkeit im Aufbau und in der Verrichtung der lebenden Wesen,"[1]) die von Virchow betonte Autonomie der Zelle und eigene Aktivität des Lebens, das staunenswerte Zusammenwirken aller Teile zur Harmonie des Ganzen, jenes unerklärbare „Solidaritätsgefühl" der Billionen Zellen im Organismus, die übergreifende Direktion sämtlicher chemisch-physikalischer und energetischer Prozesse auf bestimmte Ziele hin, die Erkenntnis, daß der Organismus bis in seine tiefsten Grundlagen organisiert ist, in Organisationen, die das Rätsel des Lebens immer wieder enthalten und die, statt die Lebensfunktionen des Wachstums, der Vermehrung, der Formgestaltung mechanisch durch Teilung usw. zu erklären, sie alle beständig wiederholen,[2]) alles dieses zwang zu dem Bekenntnis, daß die Kluft zwischen organischer und anorganischer Welt mit dem Fortschritt des Wissens immer größer wurde. „Es widerspricht," so sagt O. Hamann,[3]) „dem Stande unserer Erkenntnis, von dem

---

[1]) Helmholtz, Populär-wissenschaftl. Vorträge II. S. 81, zitiert bei von Hartmann, a. a. O., S. 361.

[2]) Vgl. Reinke, Die Welt als Tat. 3. Abschnitt. Wasmann, Die moderne Biologie.

[3]) Entwicklungslehre und Darwinismus. Jena 1892, Kap. 10. Vgl. E. von Hartmann, a. a. O., S. 164.

Katheder zu lehren, daß der Organismus mechanisch erklärbar sei. Es ist eine dogmatische Verirrung, zu behaupten, diese jetzt noch fehlende mechanische Erklärung müsse später einmal beim Fortschritt der Naturwissenschaft gefunden werden." „Ein Teil der Forscher und physiologischen Schriftsteller sucht sich nun freilich über das peinliche Eingeständnis der gänzlichen Erfolglosigkeit der herrschenden Theorien mit Umschreibungen und Worterklärungen hinüberzuhelfen, die aber im Grunde genommen einem solchen Eingeständnis ziemlich gleichwertig sind."[1]) Selbst diejenigen Forscher, welche — mehr durch einen gewissen Instinkt, als durch klares Denken geleitet — in der Theorie die mechanische Erklärbarkeit festhalten möchten, sehen sich gezwungen, auf allen Punkten der versuchten Erklärung ihre Position tatsächlich aufzugeben und der teleologischen Bildungsgesetzlichkeit ihre Zugeständnisse zu machen, indem sie von „eigenartigen Kräften", „unbegreiflichen Dispositionen", „bestimmten Grundeigentümlichkeiten des Lebendigen", „besonderer Aktivität des Lebens", „vitaler Energie" usw. sprechen. Selbst wenn sie den Organismus nur als kunstvollste Maschine, als wunderbarste Fabrik gelten lassen wollen, sind sie genötigt, die Erklärung seiner Entstehung, Entwicklung und seiner Funktionen aus blind wirkenden, chemisch-physikalischen Kräften allein als erfolglos abzuweisen. Alles drängt zur Anerkennung eines Lebensprinzips, eines zielstrebigen, formbildenden Prinzips, durch welches die organische Natur sich von der anorganischen unterscheidet. Die einzige Lösung sieht Driesch[2]) in der Entelechie des Aristoteles, in der forma substantialis der Scholastiker.

Der Organismus hat den Baumeister, den Chemiker, den Betriebsleiter, den Werkmeister nicht außer sich wie die Maschine, sondern in sich, sie sind ihm inkorporiert und mit einander identisch.[3]) Alle Bewegungen sind in ihm organisiert. Die Einzelbewegungen sind nur Vorbedingungen für andere, die in langer Reihe sich planmäßig folgen, nach einem allumfassenden, über die Gegenwart hinausgreifenden Plane sich vollziehen, der auf alle Teile sich im Interesse des Ganzen erstreckt. Es sind geordnete, zielstrebige Bewegungen, die im Organismus selbst entstehen, sich in ihm vollenden und ihn selbst zum Ziele haben. „Gewiß ist der Organismus einer chemischen Fabrik vergleichbar; aber wir kennen keine chemische Fabrik, die, wie der Organismus, sich wesentlich

[1]) Kassowitz, zitiert bei v. Hartmann, a. a. O., S. 173.

[2]) Die Beweise Drieschs sind zusammengestellt in seiner Schrift: Naturbegriffe und Natururteile. Leipzig 1904. S. 112 ff. S. 224, Anm. 21 bemerkt er gegenüber Wundt: „In der Wiedereinsetzung des Qualitativen als Gegebenen nähern wir uns wieder der Weltauffassung des Aristoteles und auch der Scholastik. Das ist doch kein Einwand?"

[3]) Vergl. Dressel a. a. O.

damit beschäftigt, ihre eigenen Tiegel, Retorten, Geräte und Bauten fortwährend chemisch zu zerstören und von den zugeführten Beschickungsmaterialien wieder neu herzustellen, und die kein Produkt liefert als sich selbst." [1]) Maschine und Organismus verhalten sich zu einander wie Vaucansons künstliche Ente zur wirklichen, d. h. gar nicht. Nur äußerlich sind sie vergleichbar. Die von Du Bois-Reymond zugestandene Inkommensurabilität ist nicht bloß eine graduelle, sondern eine wesentliche. [2])

Ohne weltbeherrschende Intelligenz ist die Erklärung der organischen Welt unmöglich. Die materialistische Weltanschauung, die Teleologie leugnend und die Allmacht des Zufalls proklamierend, scheitert am kleinsten Organismus. Einer der größten Naturforscher Englands, W. Thomson (Lord Kelvin) [3]) bestreitet es, daß die Wissenschaft den Ursprung des Lebens weder bejahe noch verneine. „Wir sind durch die Wissenschaft unbedingt gezwungen, mit vollkommener Zuversicht an eine erschaffende und leitende Macht zu glauben. Wir können dieser Schluß-

---

[1]) E. von Hartmann a. a. O. S. 175.

[2]) Manche Naturforscher schrecken vor der Annahme eines Lebensprinzips in der Furcht zurück, die teleologische Naturbetrachtung schließe die kausale aus, während sie dieselbe doch ein- und umschließt. — Eine Legitimation ihrer rein mechanistischen Erklärungsversuche suchen einige in der Berufung auf das Prinzip: entia praeter necessitatem non sunt multiplicanda, wobei sie indes das „praeter necessitatem" geflissentlich übersehen. Die Naturwissenschaft soll die Natur objektiv würdigen und sie nicht vergewaltigen durch eine Theorie, bei der, wie Otto treffend bemerkt, das simplex zum sigillum falsi wird. Die Natur ist aber nicht so einfach, daß die Mechanik der Atome sie erschöpft. Die obige methodologische Forderung besagt, daß nur so viele Ursachen bei der Erklärung der Natur angenommen werden dürfen als notwendig sind, um die wirklichen Erscheinungen zu erklären.

Auch der Schreckruf: Der Vitalismus gehöre in das Gebiet der Transzendentalphilosophie, kann nur solche verwirren, die ihr Denken an die chemikophysische Erkenntnistheorie gefangen gegeben haben. Abgesehen von dem Mißbrauch, der mit dem Worte Transzendentalphilosophie getrieben wird, gehört, wie v. Hartmann bemerkt, der Vitalismus in das Gebiet der Naturphilosophie, aber nicht der Transzendentalphilosophie, sondern einer induktiven, auf die Erfahrung gestützten Naturphilosophie. „Daß die Grenzen des Natürlichen mit denen des Materiellen, Physikalischen zusammenfallen, wird allerdings von den Vitalisten bestritten als ein unbegründetes Vorurteil, als die petitio principii der materialistischen und mechanistischen Weltanschauung, durch die der Begriff der Natur in einer dem Tatsachenbestand zuwiderlaufenden Weise beschränkt und verengert wird. Nur wer in diesem Vorurteil befangen ist, kann in einem gesetzmäßigen Lebensprinzip etwas außerhalb der Natur Belegenes, Unnatürliches, Uebernatürliches oder Naturwidriges sehen" (a. a. O. S. 343 f.).

[3]) Stimmen aus Maria Laach 1903, 9. Heft, 486. Thomson schließt: „Fürchtet euch nicht, unabhängige Denker zu sein. Wenn ihr kräftig genug denket, so werdet ihr durch die Wissenschaft zum Glauben an Gott gezwungen sein, der die Grundlage aller Religion ist. Ihr werdet finden, daß die Wissenschaft nicht eine Gegnerin, sondern eine Hilfe für die Religion ist."

folgerung nicht entgehen, wenn wir die Physik und Dynamik des lebenden und des toten Stoffes rund um uns studieren. . . . Moderne Gelehrte stimmen mit ihm (Cicero, der die Hypothese der Entstehung der Lebewesen durch zufälliges Zusammentreten von Atomen als absurd abwies) überein, daß sie es als äußerst absurd verurteilen, wenn es sich handelt um das Zustandekommen, das Wachstum, den Bestand von Molekelkombinationen, wie sie in den Körpern der Lebewesen sich finden. Hier ist das wissenschaftliche Denken gezwungen, die Idee einer erschaffenden Kraft anzunehmen." Und Reinke schloß sein Werk: Die Philosophie der Botanik mit den Worten: „Als Naturforscher sage ich, die Organismen sind gegeben; als Naturphilosoph, sie sind geschaffen."

3. Die Teleologie und der Darwinismus.

Im Jahre 1876 stand die Teleologie vor dem Richterstuhl der Berliner Akademie.[1]) Ihre Personalien werden festgestellt. In die Vorstellungswelt der gesamten Menschheit hat sie sich eingeschlichen; verflochten ist sie mit allen „Wahnvorstellungen", selbst ihre Feinde berückt sie so, daß sie ihnen ihre Sprache auf die Zunge zaubert. So werden sie wider Willen wie Kaiphas zu Propheten. Sie ist es vor allem, die den über die Welt nachdenkenden Verstand auf die Folter spannt; sie bietet ihm das peinigendste Rätsel, bereitet ihm die bitterste Qual. Der Richter sucht, von den größten Denkern als befangen abgelehnt, seine Schöffen in dem leichtfertigen Kreise der Enzyklopädisten. Vor diesem übermütigen, selbst die teleologischen Anschauungen eines Voltaire als kindisch verspottenden Kreise übernimmt die Verteidigung der Teleologie der Abbé Galiani. Den Spöttern führt er einen neapolitanischen Burschen vor, der vor einem Haufen Lazzaroni sechsmal hintereinander mit seinen Würfeln einen Sechserpasch wirft. „Die Würfel waren falsch," erscholl es ihm entgegen. „Natürlich," lautete die Antwort, „waren sie falsch. Wer seine Sinne beisammen hatte, konnte das im voraus wissen, und die Lazzaroni, welche erst darauf kamen, als ihnen ihr Geld abgenommen war, wurden ausgelacht. Fallen zwei Würfel viermal auf dieselbe Seite, so haltet ihr — denn ihr seid keine Lazzaroni — für unmöglich, daß dieses Zufall sei. Ihr schließt mit zweifelloser Gewißheit, daß eine geheime, auf diese Wirkung berechnete Ursache in Gestalt von etwas Blei den Würfeln beigemischt wurde. Seht ihr aber um euch her dieses Weltall (es folgt eine lebendige Schilderung der ungeheuren Zweckmäßigkeit in der anorganischen und orga-

[1]) In der Rede Du Bois-Reymonds, Darwin versus Galiani. Reden I, S. 211 ff.

nischen Welt), so sagt ihr getrost: es ist Zufall. Und doch bietet uns die Natur dasselbe Schauspiel, als würfe einer mit unendlich viel Würfeln jeden Augenblick einen vorher angekündigten Pasch. Ich urteile anders. Ich sage, die Würfel sind gefälscht, und dort oben spottet unser der größte der Taschenspieler."

Das Système de la nature nimmt dem Verstand die „Folter" ab und läßt es ihm wohl werden in der Spielhölle einer mit gefälschten Würfeln spielenden Natur. Als Aggregate gefälschter Würfel hat sie den Kopf eines Homer oder Vergil so eingerichtet, daß die Ilias und Aeneis herauskommen mußten, also auch Häckels Kopf so, daß die gefälschten Klischees notwendig heraussprangen. Die Verantwortung für solchen Richterspruch möchte Du Bois-Reymond vorläufig seinen Beisitzern allein überlassen.

Also Zufall und Spielhölle oder Teleologie und Schöpfer. Wer rettet aus diesem Dilemma? Korrekt und zugleich in ihrer ganzen Tragweite wird die Bedeutung der Entscheidung markiert in dem Satze: „Wer nicht schlechthin alles Geschehen in die Hand des epikuräischen Zufalls legt, wer der Teleologie auch nur den kleinen Finger reicht, langt folgerichtig bei der natürlichen Theologie an, um so unvermeidlicher, je klarer und schärfer er denkt und je unabhängiger er urteilt." Gerade dieser letzten unabweislichen Folgerung möchte der Naturforscher, wie im Fiebertraume mit sich selber kämpfend, entgehen. Dieses von der Philosophie des Materialismus ihm eingeimpfte Bedürfnis raubt ihm die Besinnung so sehr, daß er, auf die Seite der Lazzaroni tretend, die Wette eingeht, die Natur spiele mit nicht gefälschten Würfeln und werfe in blinder Notwendigkeit jedesmal Pasch — um sie zu verlieren zwar nicht an einen Taschenspieler, sondern an die Teleologie. Die Wette meinte er wagen zu können im Vertrauen auf Darwins große Tat. Jene durch die wunderbare Zweckmäßigkeit dem menschlichen Verstande bereitete Qual in etwas gelindert zu haben, das sei des großen Briten größter Ruhmestitel.

Auf des Messers Schneide wird die Frage, ob Darwins Tat wirklich an die Stelle der Zweckursachen überall blinde, die Zweckmäßigkeit ohne Zwecktätigkeit erklärende Notwendigkeit gesetzt habe, durch die Erkenntnis gestellt, daß die kritische Bedeutung der Darwinschen Tat für die Weltanschauung, für philosophische Naturforscher[1]) — wie hier

[1]) Durch seine Bemühungen, das unerklärliche Welträtsel doch zu erklären, widerlegt wieder Du Bois-Reymond selbst sein eigenes Ignorabimus, oder bekennt, daß es nur dann in Kraft tritt, wenn das Schifflein des Materialismus versinkt. Das Schlußresultat der Rede lautet auf: Entsagung, damit das Ideal gerettet werde, von der „Höhe des Pyrrhonismus aus furchtlos in eine gähnende Leere und in das unbarmherzige Getriebe

Du Bois-Reymond sagt —, für die Teleologie und die mit ihr unabweislich zusammenhängende natürliche Theologie nicht in der Abstammungslehre als solcher, sondern in der Lehre von der natürlichen Zuchtwahl, also gerade in jenem Zusatz liege, in dem die Darwinsche naturwissenschaftliche Theorie zum verhängnisvollen Bund mit dem philosophischen Materialismus gedrängt wurde. Diese von manchen Forschern gering geschätzte und zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückte natürliche Zuchtwahl sei es, die der Errungenschaft Darwins erst ihren Wert verleihe. [1]) Selbst wenn die Abstammungslehre vom einfachen Protoplasmaklümpchen bis zum Menschen fertig vor uns läge, — wenn innere Bildungsgesetze diesen unermeßlich kunstvollen, zugleich mit Pracht und Zier in verschwenderischer Fülle ausgestatteten Bau dirigiert haben, so bleibt das der Menschheit aufgegebene Rätsel in ungeschwächter Kraft bestehen, „es dräut nach wie vor von ihrer Klippe die Sphinx der Teleologie," und der einzige Ausweg ist der „Supernaturalismus" nach wie vor.

Wie ein hoffnungslos Versinkender greift mit verschlossenen Augen der Feind der Teleologie nach „einer ihn nur eben über Wasser haltenden Planke", nach der „Allmacht der Selektion". Aber das tückische Geschick erlaubt ihm nicht einmal, den kleinen Finger nach dieser Planke auszustrecken, ohne daß er seine beiden Füße auf den Stützpunkt stellt, den

---

einer entgötterten Natur zu schauen". Vernunft und Wissenschaft will der Naturforscher nicht verachten, nur dürfen sie nie dazu führen, den vernünftigen Geist als das Realprinzip der Dinge anzuerkennen. Auch dem entschlossenen Monisten komme es — so gesteht er — „hart an", wenn er seine Theorie auf „eine von Geist und Anmut strahlende holde Menschenblüte anwenden soll". Es heißt aber, den Glauben an den Unsinn verlangen, wenn wir bekennen sollen, daß die Materie in ihren höchsten Produkten, den nach Zwecken handelnden Menschengeistern, die von der Geschichte um so höher gewertet werden, je mehr sie nach weitschauenden Plänen auf den verschiedenen Kulturgebieten gearbeitet haben, sich selbst verfälsche. Selbst dem die Teleologie verachtenden Naturforscher hätte sie sogar in dem Aggregat seiner Gehirnwürfel einen sicher gefälschten mitgegeben, eine Molekel, die ihn zwingt, die Teleologie als ein fruchtbares, zum Ziele führendes „heuristisches Prinzip" in seiner Forschung nach dem Kausalzusammenhang anzuwenden. Und in der Natur ist noch dazu dafür gesorgt, daß er erntet, wo, wie er sich einreden soll, nicht gesäet worden ist.

[1]) Auch der eifrigste Verfechter des Darwinismus in Deutschland, Weismann, sieht in der Naturzüchtung, im Selektionsprinzip die philosophische Bedeutung der Lehre Darwins, weil sie uns „ein Prinzip aufweist, welches nicht zwecktätig ist und doch das Zweckmäßige bewirkt". Sie allein biete den einzigen Weg, den zwecktätigen Kräften zu entrinnen. (Vorträge über Deszendenztheorie I, S. 47 und die Vorrede zur zweiten Auflage.) Die Tatsache allerdings, daß die Selektion als überwundener Standpunkt gilt, kann W. sich nicht verhehlen, und er sieht sich gezwungen, denen beizupflichten, welche die Naturzüchtung allein zur Erklärung der organischen Entwicklung für nicht ausreichend halten. Der einzige Weg ist somit kein Weg.

ihm die Teleologie bietet. Der in solcher Lage eingegangene Kompromiß führt die Bildungsgesetze mit der Zuchtwahl zusammen. Du Bois-Reymond erklärt die Entwicklung der organischen Welt durch Bildungsgesetze und durch Zuchtwahl, d. h., wenn wir von seinem Standpunkte aus sprechen und in dem von ihm selbst gewählten Bilde bleiben, durch gefälschte und nicht gefälschte Würfel zumal. Da nun die Natur immer nur mit denselben Würfeln spielt, so gibt er auf das Motto seiner Rede: Les dés de la nature sont-ils pipés? die Antwort: sie sind zu gleicher Zeit gefälscht und nicht gefälscht. Mit Recht rief Wigand ihm zu, er hätte seiner Rede die Ueberschrift geben sollen: Du Bois-Reymond gegen Du Bois-Reymond.[1])

So erfüllte sich das jedem Bestreiter der Teleologie verkündete Verhängnis, daß die Wucht und Zahl der für die Teleologie sprechenden Tatsachen so schwer und zahlreich ist, daß jeder, der ihr den Rücken gekehrt hat, sofort sich wieder dabei ertappt, ihr das Angesicht zuzuwenden. Aber auch nicht einmal still auf gerettetem Brett in den Hafen einzulaufen, ist dem Greis gestattet, der als Jüngling mit tausend Masten auf den Ozean hinaussegelte. In der Rede über die sieben Welträtsel bemerkt er reserviert: „Daß ich die Selektionstheorie einer Planke verglich, an der ein Schiffbrüchiger Rettung sucht, erweckte im jenseitigen Lager solche Genugtuung, daß man vor Vergnügen beim Weiterzählen aus der Planke einen Strohhalm machte. Zwischen Planke und Strohhalm aber ist ein großer Unterschied. Der auf einen Strohhalm Angewiesene versinkt, eine ordentliche Planke rettete schon manches Menschenleben.“ [2]) Die Planke ist zum Strohhalm geworden, ja, selbst das ist sie nicht einmal mehr, wenn das Urteil Drieschs, das Kassowitz in der Wiener philosophischen Gesellschaft zustimmend zitierte, wahr ist: „Der Darwinismus gehört der Geschichte an wie das andere Kuriosum unseres Jahrhunderts, die Hegelsche Philosophie. Beide sind Variationen über das Thema, wie man eine ganze Generation an der Nase führt, und nicht gerade geeignet, unser scheidendes Jahrhundert in den Augen künftiger Geschlechter besonders zu heben.“ Als er seine letzte Rede hält, ist „der Rausch des Darwinismus verflogen“, die von der mechanistischen Weltanschauung in ihm gesuchte Planke gesunken, und die Teleologie steht unüberwältigt da. Der leidenschaftliche Bekenner der materialistischen Weltanschauung sieht sich wenigstens insoweit zu einer Revision derselben gezwungen, daß er auch die theistische als berechtigt

---

[1]) A. Wigand, Die Alternative Teleologie oder Zufall. Kassel. 1877. S. 12 und 36.

[2]) Reden I, S. 392.

anerkennt.[1]) Wenn er für seine Person doch lieber die Materie mit allen Potenzen zum Weltall ausgerüstet als ewig und ungeschaffen denken möchte, so ist das nur noch — Sache des Geschmacks.

Du Bois-Reymonds wissenschaftliche Entwicklung versinnbildet die Entwicklung und den Ausgang des Kampfes, den die Teleologie mit der „Allmacht der Zuchtwahl“ führte, ein Kampf, in dem die Teleologie Siegerin blieb und die Allmacht der Naturauslese langsam zur Ohnmacht herabsank. Ein solches Resultat konnte man kühn voraussagen, als der tollkühne Versuch gemacht wurde, die Wunder der Ordnung der Anarchie eines regellosen Treibens preiszugeben. Selbst in dem Kompromiß, den die Teleologie mit der Zuchtwahl wie der Herrscher mit einem Untertanen, der sich gegen die legitime Gewalt nicht aufhetzen läßt, schließen soll, verzichtet sie auf keines ihrer Vorrechte und erlaubt der Zuchtwahl nur, in ihrem großen Haushalt den Hausknecht zu spielen. Ohne Voraussetzung innerer Bildungsgesetze und treibender Kräfte ist die Selektion machtlos. Der Kampf ums Dasein kann nichts Neues, Positives schaffen, sondern nur, die Fülle des Lebendigen als gegeben hinnehmend, das weniger gut Angepaßte, hindernde Konkurrenten wegräumen und so die Verkümmerung der Art hintanhalten. Er hat höchstens die Bedeutung eines „Hilfsmechanismus“. „Er gräbt nur das Bett,“ in das der Strom des Lebens mit seiner reichen Mannigfaltigkeit sich ausgießt, „er wirkt als beständiger Reiz, unaufhörlich neu seine Fülle zu offenbaren.“ [2]) Würde Darwins Ruhm in der Proklamierung der Allmacht der Zuchtwahl bestehen, so wäre er wie ein Traumbild ins Grab gesunken.

Selbst der entschlossenste Vertreter des Darwinismus in Deutschland, Weismann, muß den Zusammenbruch der Theorie eingestehen, und sein eigener, übrigens allgemein abgelehnter Versuch einer Umgestaltung

[1]) Weil er das getan, wurde er von Häckel unter die „psychologischen Metamorphosen“ versetzt. Dies war die Rache dafür, daß Du Bois-Reymond die Häckelschen Stammbäume mit den Stammbäumen der Homerischen Helden verglichen und den Satz gewagt hatte: „Will ich einmal einen Roman lesen, so weiß ich mir etwas Besseres als (Häckelsche) Schöpfungsgeschichten.“

[2]) Otto a. a. O S. 122. — Vgl. Reinke, Philosophie der Botanik. S. 178 ff. — Auch das Archiv der Paläontologie liefert für die Zuchtwahl keine Urkunden. Die zahllosen Nebenformen, deren sie bedürfte, sind nicht vorhanden. Nach Reinke ist man im Pflanzenreich in Verlegenheit, auch nur ein Beispiel dafür anzuführen, wie eine bestimmte Pflanzenform aus einer anderen zweifellos durch Selektion ausgebildet worden sei. Auch Steinmann gibt in seiner Rektoratsrede Freiburg 1899 vom Standpunkte der Paläontologie dem Darwinismus eine deutliche Absage. „Die Zeiten sind längst vorüber, wo die Darwinschen Erklärungen in naivem Vertrauen für das Alpha und Omega der Abstammungslehre angesehen wurden.“ (S. 63.) Ebenso Koken, Paläontologie und Deszendenzlehre. Jena 1902. S. 30.

und Vertiefung ist nur ein vertiefter Beweis dafür, daß es ein aussichtsloses Bemühen ist, die Zweckmäßigkeit ohne zwecktätige Ursachen zu erklären. Ein Problem wird nicht dadurch gelöst, daß man es auf Ansätze zurückführt, die es wieder ganz enthalten. Weismanns Theorie, das Keimplasma und die Selektion der einzelnen Teilchen desselben — eine Mosaik von unsichtbaren Sonderanlagen — zum Architekten des ganzen Baues, der aber doch an entscheidenden Punkten der Nachhilfe oder Einschränkung bedarf, zu erheben, mißlingt als Erklärungsversuch der Zweckmäßigkeit schon deshalb, weil sie die Architektur des Keimplasmas und dessen Determinanten — d.h. das Geheimnis des Lebens und seiner besonderen Entwicklungsfähigkeit — voraussetzt. An allen entscheidenden Punkten bedarf sie ferner der ordnenden und leitenden Kräfte. „Das Keimplasma", so schreibt er selbst, „ist nicht ein loser Haufen von Determinanten, sondern es besitzt einen Bau, eine Architektur, in welcher den einzelnen Determinanten bestimmte Stellen angewiesen sind." Die Stellung der Determinanten beruhe auf inneren Kräften, auf vitalen Affinitäten. Vital müßten die Affinitäten genannt werden zum Unterschied von chemischen Affinitäten. Solche Kräfte müßten walten, um die Determinanten zu einem lebendigen Ganzen zu verbinden, das assimilieren, wachsen und sich vermehren kann. In solchen Sätzen könnte ein Vitalist Zugeständnisse an den Vitalismus sehen, ja, er dürfte Weismann sofort zu den Vertretern desselben rechnen, falls dieser sich nur von der unhaltbaren Meinung befreit, das Keimplasma sei nur eine äußere Einheit eines Nebeneinander von unzählbaren Teilanlagen statt einer inneren Lebenseinheit. Oder sollen etwa die vitalen Kräfte bloß als spiritus rectores über dem Ganzen schweben? Weismann postuliert ferner bestimmt gerichtete Variationen — wiederum ein Zugeständnis an ein System von Mitteln und an innere Entwicklungsgesetze. Und zuletzt gesteht er zu, daß uns der Anfang für die Entwicklung der organischen Welt ebensowenig klar ist, als der Anfang des Sonnensystems.[1]) Ebensosehr aber wie das letztere fordert, daß das Chaos kein wirrer Haufen und die Entwicklung teleologisch gerichtet war, ebenso sehr und noch mehr verlangt dies die Welt der Organismen. Der Ansatz muß gesetzmäßig eingerichtet und die Entwicklung teleologisch gerichtet sein, sonst ist das Ergebnis nicht zu verstehen. Die Vernunft beherrscht das Ganze.

In der Ueberstürzung vergaß man, daß die Teleologie mit gewaltiger Kraft den denkenden Geist auch da überwältigt, wo keine Zucht-

---

[1]) Weismann, Vorträge ü. Deszendenzth. I, 5; 305 ff. II, 31; 277 ff. Vgl. Otto a. a. O. 114 ff. Wasmann a. a. O. 142 ff.

wahl herrscht, in den Himmelsräumen und auf dem Erdenkreise,[1]) und daß sie ihre lauten Zeugen hat in der lichten Natur des Menschengeistes, der nach Zwecken fragt und nach Zielen handelt. Durch Teleophobie befangen, hielt man Abstammungslehre und Zuchtwahl für untrennbar miteinander verbunden, raubte sich die Fähigkeit, zwischen Irrtum und Wahrheit in der Darwinschen Theorie zu unterscheiden, und stürzte sich gerade auf jenen Zusatz, der die Deszendenztheorie mit materialistischer Philosophie belastete.

In einem Aufsatz: „Der Darwinismus seit Darwin“ hat E. von Hartmann den Weg beschrieben, den der Darwinismus bis zu seiner Bankerotterklärung gegangen ist.[2]) In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beginnt er seine Laufbahn, in den achtziger übt er eine fast unbegrenzte Herrschaft aus, wer widerspricht, wird geächtet; aber bald erhob sich Widerspruch, anfangs zaghaft, dann immer lauter, und jetzt ist sein Niedergang unausbleiblich. Den tiefern Grund für seine zeitweilige Herrschaft fand Baer in einem Fanatismus, der auf Gründe weder hören wolle noch könne, und seine Prognose hat sich erfüllt: Soll der Darwinschen Hypothese wissenschaftliche Berechtigung zuerkannt werden, so muß sie sich der allgemeinen Zielstrebigkeit fügen. Kann sie dies nicht, so wird man ihr die Geltung versagen müssen.[3])

---

[1]) E. v. Hartmann (Die Weltanschauung der modernen Physik, S. 101 ff.) weist auf die teleologische Bedeutung der Minimumprinzipien hin, wonach die Natur das Minimum des Kraft-, Zeit- und Arbeitsaufwandes dem Maximum vorzieht. „Gewiß geschieht in jedem Falle nur das, was geschehen kann, es kommt nur darauf an, daß man dieses »kann« richtig versteht. Denn es geschieht durchaus nicht alles, was logisch möglich ist, sondern es geschieht unter den unendlich vielen logischen Möglichkeiten nur die einzige, naturgesetzlich mögliche oder reell mögliche . . . Warum nur diese Eine Möglichkeit zum Inhalt des Naturgesetzes geworden ist, das ist gerade das Problem. Es kommt alles darauf an, daß etwas bei dem Getriebe herauskommt, eine Natur, in der Ordnung, Einfachheit und Harmonie herrscht. Aus teleologischem Gesichtspunkte ist also nicht nur eine gewisse Gesetzlichkeit des Geschehens unentbehrlich, sondern auch eine mindest zufällige, d. h. eindeutige Gesetzlichkeit gefordert. Daß aber unter den unendlich vielen möglichen Fällen des eindeutigen Gesetzesinhaltes gerade einer der ausgezeichneten Fälle gewählt wird, geschieht nicht, weil es ein ausgezeichneter Fall für unsere mathematische Reflexion ist, sondern nur, weil er den geringsten Aufwand erfordert und deshalb der zweckmäßigste ist. So ist sowohl der Bestand einer Naturgesetzlichkeit überhaupt, als auch die Eindeutigkeit dieser Gesetzlichkeit, als auch die nähere Bestimmtheit dieser Eindeutigkeit nicht mehr logisch, sondern nur noch teleologisch verständlich.“ Daß aber ein unbewußtes Absolutes diese Wahl vollzogen habe, glaube, wer will.

[2]) Annalen der Naturphilosophie, herausgegeben von Ostwald. 2. Band. Leipzig, 1903. S. 285 ff. Eine schön durchgeführte Uebersicht gibt auch Otto a. a. O. S. 66 ff., und Wasmann a. a. O. S. 167 ff.

[3]) Vgl. Stölzle a. a. O., 2. Absch., 5. u. 6. Kap. Weitere Ausführungen bieten Schell a. a. O., 3. u. 4. Abh.; Schanz, Apologie des Christentums, 1. Bd. § 8, und Gutberlet, Lehrbuch der Apologetik. 1. Bd. 3. Absch., § 4.

Mit der Kritik des Darwinismus verband sich in der Naturwissenschaft eine stets fortschreitende Anerkennung der Eigenart, der Spontaneität und der hierdurch bedingten mannigfaltigen, wenn auch nicht unbeschränkten Beweglichkeit des Lebendigen. Man betont wieder das Lamarksche Prinzip, wonach der Organismus durch innere Aktivität und Funktion den Lebensbedingungen sich in mannigfaltiger Weise anpaßt, und verbindet hiermit die von Geoffroy St. Hilaire stammende Lehre von den Einflüssen der umgebenden Welt und der durch Klima, Veränderung des Wohnortes usw. dargebotenen Existenzbedingungen. Durch solche direkte und indirekte, förderndе oder hemmende Einflüsse sucht man auf der Grundlage innerer Organisationsgesetze und Entwicklungsrichtungen die Entwicklung der Lebewelt zu erklären.[1]) Damit lenkt man in die teleologische Betrachtungsweise ein und postuliert sie. Die Welt und die Weltbetrachtung wird befreit von der Oede und Ideenleerheit eines ziel- und regellosen Zufallstreibens, es leuchten auf die Ideen einer in den Prädispositionen des Lebendigen grundgelegten, zielstrebig gerichteten, aber auch nicht sklavisch bindenden, sondern der Mannigfaltigkeit und Entfaltung der Lebewesen Spielraum lassenden Entwicklung. Um so großartiger offenbart sich die Teleologie, als sie die Lebewesen nicht als Automaten einrichtete, sondern ihnen in ihrer Wesensanlage ihre Aktivität und Entwicklungsfähigkeit mitgab, die, äußere Einflüsse auslösend, sich widerspiegelt in der Einheit und Mannigfaltigkeit der Gattungen, Arten und Individuen. Je „klarer und schärfer man denkt, und je unabhängiger man urteilt," um so sicherer wird man zu dem Schluß gelangen: Ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος. Keine Sophistik kann die Teleologie aus der Welt verbannen.[2]) Nur derjenige leugnet sie, der

[1]) „Die bildenden Faktoren sind im Innern des ursprünglichen Organismus gegeben, umbildende treten von außen hinzu. Die im Innern gelegenen treibenden Potenzen müssen sich aber unter allen Umständen auch dann als Komponenten geltend machen, wenn äußere Einflüsse maßgebend werden." Reinke a. a. O., S. 163 f.

[2]) Mit Recht betont Reinke (Philos. d. Botan., S. 22 ff.), daß der Organismus ohne Finalbeziehungen ebensowenig erklärbar ist, wie eine Maschine. „Die Vorgänge in der Zelle erhalten erst ihren vollen wissenschaftlichen Wert, Sinn und Inhalt, wenn wir erkennen, wozu sie geschehen. Ohne Aufzeigung der Finalbeziehungen würde die Darstellung der Kausalbeziehung nur ein wissenschaftlicher Torso sein." Unwissenschaftlich ist es auch, die teleologische Betrachtung bloß als „heuristisches Prinzip" gelten zu lassen. Die Finalbeziehungen sind etwas objektiv Gegebenes so sehr, daß von ihnen die Existenz und die Entwicklung der Organismen abhängt. Die Finalbeziehungen sind meistens „deutlicher und sicherer erkennbar als die kausalen". Die Abneigung gegen die teleologische Betrachtung beruht bei vielen auf dem Vorurteil, daß durch sie die kausale gehindert oder entwertet werde, während sie doch nicht im geringsten dadurch berührt und beeinträchtigt wird, da der Zweck durch notwendig und gesetzmäßig wirkende Mittel erreicht wird und sich gerade darin offenbart, daß diese so eingerichtet sind, daß etwas Sinnvolles

sie nicht anerkennen will, obwohl er den Zufall als Erklärungsgrund der Welt nicht annehmen kann. Wie Nietzsche die Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens als Schleichweg zu Gott zurück in tollem Übermut antastete, so denunzieren andere die Entwicklung als einen Begriff, der ob der in ihm versteckten Teleologie einen theologischen Beigeschmack habe, und den als Ueberrest der Mythologie zugleich mit der Gesetzmäßigkeit zu verbannen Aufgabe der Wissenschaft sei.[1]) Damit ist die Teleophobie angelangt bei der Selbstauflösung der Naturwissenschaft.

Durch die Befreiung von dem ihr gewaltsam beigemischten Bestandteil der Selektionstheorie ist die Deszendenztheorie für die Pflanzen- und Tierwelt als naturwissenschaftliches Fachproblem der biologischen Wissenschaft hingestellt.[2]) Befreit von der Befangenheit der materialistischen Philosophie, die der Natur ihre Normen aufzwingen wollte, kann sie in der Erforschung der Lebewelt die Wege bereiten für die wahre Naturphilosophie. Schöpfung aber und Entwicklung stehen so wenig im Gegensatz, daß vielmehr die Schöpfung der Entwicklung ihre „archimedische Basis“ gibt.

4. Das Reich des Bewußtseins und des Selbstbewußtseins.

Ein Reich ohne Herrscher wäre der Weltenbau der Atome, wenn ihr wildes Spiel nicht auch den Menschen und seinen Geist in den Kosmos hineingesetzt hätte. Den Menschen als höchstes Entwicklungsprodukt einer durch blinde Notwendigkeit nach aufwärts getriebenen Natur, die Materie als Schöpferin ihres Gegensatzes, des Geistes, zu proklamieren, das war die verwegenste Tat des Materialismus. Ziel und Wert seiner eigenen Theorie sah er stets in dieser Forderung, um damit die Größe und Erhabenheit des Geistigen anzuerkennen und wider Willen teleologisch zu werden. Oder war es die im Hintergrund

---

Harmonisches, Wertvolles herauskommt. — Im Recht sind die Naturforscher, wenn sie eine solche teleologische Betrachtung ablehnen, die ein System weitausschauender Gedanken in den Organismus selbst oder in seine Organe, oder gar in die abstrakte Art hineinverlegt, das sie in den Stand setze, über ihre Entwicklung und die Herstellung der Bedingungen gleichsam selbständig zu beschließen.

[1]) Vgl. den Artikel: Zwei Werke über die Sprache in den „Grenzboten“ 1904, Nr. 45, S. 314 ff.

[2]) Vgl. Wasmann a. a. O., 8. Kapitel. Daselbst auch S. 195 ff. die Erörterung über die einstammige oder vielstammige Entwicklung. Unter den Zoologen und Botanikern mehren sich die Stimmen derjenigen, welche für eine vielstammige Entwicklung eintreten. Vgl. Reinke a. a. O. S. 165 und die zitierten Reden von Steinmann und Koken.

liegende Frage nach der Unsterblichkeit, diese exzitierendste aller Fragen, wie Schopenhauer sie nannte, welche ihn zu seinen ruhelosen Anstrengungen drängte, in denen er sich selbst zu Tode hetzte? Es war aber auch, um mit Lotze zu reden, unter allen Verirrungen des menschlichen Geistes die seltsamste, „daß er dahin kommen konnte, sein eigenes Wesen, welches er allein unmittelbar erlebt, zu bezweifeln oder es sich als Erzeugnis einer äußeren Natur wieder schenken zu lassen, die wir nur aus zweiter Hand, nur durch das vermittelnde Wissen eben des Geistes kennen, den wir leugneten“.[1])

Der Kosmos mit seinen Formen und Gestaltungen wird ein Moment des Innenlebens des Menschen, der seiner körperlichen Masse nach nur ein verschwindender Teil desselben ist. In den originellen Konzeptionen des inneren Erlebens bildet er die Welt in sich ab, in Formen, die aus seinem Innern stammen und nach Ursprung und Gestaltung, Zusammenhang und Verlauf unvergleichbar sind mit den Eigenschaften des Stoffes und den Wirkungen seiner Kräfte. In eigenartiger Weise und selbständiger Tendenz antwortet in Wahrnehmung und Empfindung, Lust und Unlust, Gefühl und begehrendem Streben das Bewußtsein auf die Bewegungen und Einflüsse der äußeren Welt, auf die Nervenprozesse und Reize. Anders die Welt des Stoffes, anders die Welt des bewußten Lebens. Im Bewußtsein steht der Mensch in seiner Welt. Und in dieser erstrahlt das Licht des Gedankens unter der idealen Herrschaft der Wahrheit, offenbart sich die souveräne geistige Kraft des Willens unter der unbedingt verpflichtenden und doch nicht weder physisch noch psychisch nötigenden Heiligkeit der sittlichen Güter. In idealer Weise gestaltet der Geist in seinem Denken die Welt in seinem Innern nach. Die Seele wird in der Erkenntnis gleichsam alles. Und bei dieser Offenbarung seiner hohen Herkunft und seiner inneren Kraft, welche die Massen der Welt unter das Licht des Gedankens und der Wahrheit, der Allgemeinheit, Gesetzlichkeit und Notwendigkeit zu bringen, alle Weltdinge nach Wesen und Erscheinung, Quantität und Qualität, Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck, kurz nach allen sie verknüpfenden Beziehungen zu erfassen sucht, ist der Geist von innen erleuchtet und zugleich geleitet und beherrscht. Plinius konnte die Natur tadeln, daß sie im Vergleich mit der Ausrüstung und instinktiven Begabung der niederen Lebewesen am Menschen wie eine Stiefmutter gehandelt habe. Aber eines gab sie ihm allein, die Fackel des Gedankens und die Stirn, die Wohnung des Gedankens, um die Krone zu tragen. So ist der Mensch hinabgestiegen in das Innere der Erde und hinauf zum leuchtenden

---

[1]) Mikrokosmos I, S. 296, zitiert bei Busse a. a. O., S. 61.

Sternenzelt. Er hat den Erdball gewogen in seiner Hand und die Tiefen des Meeres durchforscht. Alle Titel der Herrschaft, die er errang, legen lautes Zeugnis ab für seine Herkunft von jenem Geiste, der ihn am Schöpfungstage nach seinem Ebenbilde schuf und den Herrscherstab in seine Hand gab. Wohin er aber auch den Blick, den prüfenden und forschenden wendet, in der ganzen Natur und in ihren Reichen findet er kein Wesen seinesgleichen. Und mehr noch, im Selbstbewußtsein erkennt er sich selbst, sein eigenes Wissen und Wollen. In Logik und Ethik treten ihm die Gesetze desselben, ausgerüstet mit ewigem Werte und mit unbedingt verpflichtender Kraft, entgegen und in ihrem Lichte wandelnd, baut er sich ein Reich der Wahrheit und Heiligkeit, der Wissenschaft und der Kunst, der Sitte und des Rechtes. Die ihn umgebende Natur hat und kennt nichts derart. Wahrlich, es war die seltsamste Verirrung, als der menschliche Geist, seine hohe Geburt verleugnend, sich wegwarf an den Stoff und sich als Produkt oder schattenhaftes Anhängsel desselben ausgab. Wie aber der Skeptizismus für die Gewißheit, so zeugt auch diese Verirrung gegen sich selbst. Der Materialist als Philosoph, sich selbst fragend nach seinem eigenen Wesen, nachdenkend über die Welt des Stoffes und der Bewegung, versuchend, seine Theorie zu beweisen und andere durch Ueberzeugung für sie zu gewinnen, tritt mit jedem Schritt aus der Mühle des Stoffes heraus, in ein Reich, wo Gesetze walten, die mit dem Quadrat aus Masse und Entfernung sich nicht berechnen, im Kegelschnitt sich nicht werfen und nach Pferdekräften sich nicht messen lassen, Gesetze, die mit stofflicher Bewegung ebensowenig zu tun haben, wie die Steine eines Domes mit dem Plane des Baumeisters, wie der Farbstoff mit der Freude des Malers über die Schönheit seines Werkes, oder die Typen eines Buches mit dem Ärger des Verfassers, wenn es schlecht kritisiert wird. Selbst der Setzerlehrling wird sich nicht einbilden, Goethes Faust erklärt zu haben, wenn er aufzeigt, wie oft die Buchstaben des deutschen Alphabetes und in welchen Verbindungen sie in dem Gedicht vorkommen. Eine solche Methode erklärt, wie wir sahen, nicht einmal die kleinste Pflanzenzelle, sie geht zugrunde an der niedrigsten Sinnesempfindung des tierischen Lebens. Wie sollte sie den Menschen erklären mit den Tatsachen seines Denkens und Wollens, der Abstraktion, der Reflexion und einsichtigen Beurteilung, den Menschen mit seinem Wahrheitssinn und seiner Wissenschaft, seinem Schönheitssinn und seiner Kunst, seinem Sinn für Sittlichkeit und Recht, den Menschen mit seiner Liebe und seinem Haß, seiner Hoffnung und Verzweiflung, seiner Freude und seiner Reue, den Menschen mit seiner Sprache und seiner Geschichte, seinem Fortschritt und seinem Rückschritt, seiner Kultur und seiner Religion?

Die Naturwissenschaft selbst hat die unübersteigliche Kluft anerkannt, die zwischen Physischem und Psychischem besteht. Schon in der einfachsten Sinneswahrnehmung und Empfindung des tierischen Lebens ist diese Kluft ein für allemal gesetzt und der Monismus für immer unmöglich gemacht. In klassischer Weise, ausgehend sogar von der Voraussetzung der Erklärbarkeit des unbewußten Lebens durch chemisch-physikalische Kräfte, hat Du Bois-Reymond diese Tatsache begründet[1]: „An einem Punkte der Entwicklung des Lebens tritt etwas Neues, etwas Unerhörtes auf, etwas wiederum, gleich dem Wesen von Materie und Kraft, und gleich der ersten Bewegung Unbegreifliches. . . . Unser Naturerkennen gelangt an eine Kluft, über die kein Steg, kein Fittich trägt. Dieses neue Unbegreifliche ist das Bewußtsein. . . . Mit der ersten Regung von Behagen oder Schmerz, die im Beginn des tierischen Lebens auf Erden ein einfachstes Wesen empfand, oder mit der ersten Wahrnehmung einer Qualität ist jene unübersteigliche Kluft gesetzt und die Welt doppelt unbegreiflich geworden."

Auch eine „astronomische Kenntnis" des Gehirns oder eines Seelenorgans niederster Art, d. h. eine solche, welche uns die vollkommenste Kenntnis der Teilchen desselben, ihrer Lagerung und Bewegung böte, würde uns um so mehr von der Ohnmacht überzeugen, auch nur den niedrigsten Bewußtseinsakt zu erklären. „Durch keine zu ersinnende Anordnung oder Bewegung materieller Teilchen läßt sich eine Brücke in das Reich des Bewußtseins schlagen. Es ist in keiner Weise einzusehen, wie aus ihrem Zusammensein Bewußtsein entstehen könnte." Aller Fortschritt und alle Entdeckungen der Naturwissenschaft haben nur die Vorbedingungen näher erklärt und analysiert, auf welche hin Bewußtseinsakte entstehen, nichts aber dazu beigetragen, den Bewußtseinsakt selbst, der etwas ganz anderes ist, als diese Vorbedingungen, zu erklären, und sie werden niemals etwas dazu beitragen. Auch der Laplacesche Geist mit seiner Weltformel sähe nur bewegte Materie und „die Hirnmolekeln nur wie im stummen Spiel". In seiner Anstrengung, aus diesem Spiel den niedrigsten Bewußtseinsakt zu erklären, „gliche er einem nach dem Mond trachtenden Luftschiffer".

Physisches und Psychisches können also, weil miteinander völlig unvergleichbar, nicht Bestimmtheiten und Eigenschaften desselben Wesens sein. Das Reich des Bewußtseins steht dem Reiche des physischen Naturgeschehens als ein eigenartiges, selbständiges, aus letzterem unableitbares gegenüber.

---

[1]) Reden I, S. 117 ff. u. 387 ff.

Nicht eine wissenschaftliche Einsicht, vielmehr nur seine materialistische Voraussetzung und die hierdurch bedingte Erkenntnistheorie[1]) war es, die Du Bois-Reymond dazu drängte, bei der Unbegreiflichkeit dieser Tatsache stehen zu bleiben und sie auf die Unbegreiflichkeit des Wesens von Materie und Kraft zurückzuschieben.[2]) Das Psychische ist aber aus Materie und ihren Kräften unableitbar eben wegen jener Eigenschaften, die den Begriff der Materie konstituieren und sie der mechanischen Betrachtung fähig machen. „Empfindungen, Gefühle und Gedanken sind weder lang noch kurz, weder viereckig noch rund, weder dick noch dünn, weder hart noch weich, sie haben weder räumliche Größe noch räumliche Gestalt, sie sind weder nebeneinander, noch über- und untereinander, sie verbreiten sich nicht über Flächen und haften nicht an Flächen. . . . . Eiweiß, Kalk, Phosphor der Hirnsubstanz haben mit der Logik soviel zu schaffen als die chemischen Bestandteile und die Gestalt des atlantischen Ozeans mit den Plänen der darauf segelnden Schiffer.“ [3])

---

[1]) Dabei vergaß man, daß der Materialismus sich schon vor der Tatsache zurückziehen muß, daß wir nur durch unser Bewußtsein Kenntnis der Eigenschaften der Materie haben. Man wollte die Sinnesempfindung aus der Materie ableiten, ohne zu bedenken, daß die Sinnesempfindung ein Primäres ist, das die Wahrnehmung der Materie erst vermittelt. Von diesem Gesichtspunkte aus sieht man in der Kantschen Philosophie einen Fels, an dem die Wogen des Materialismus zerschellen. Das Wahre, was in diesem Gedanken liegt, hat Bäumker (Immanuel Kant, im Hochland 1904, 1. Jahrg., 5. Heft, S. 578) in den Worten hervorgehoben: „Als diese geistlose Weltanschauung (des Materialismus) sich blähte, da hat Fr. A. Lange in seiner Geschichte des Materialismus mit den Mitteln der Kantschen Erkenntniskritik bewiesen, wie haltlos der Materialismus ist, wenn er . . . sich zur systematischen Weltanschauung erheben will. Ist auch Langes eigene skeptische Stellung zur Metaphysik überwunden, so hatte doch seine negative Leistung, die Polemik gegen materialistisches Philistertum, hervorragenden Wert. Damals ist durch Lange Kant für viele ein geistiger Befreier geworden.“

[2]) Reden I, S. 395. Nichtsdestoweniger freut er sich, daß der Darwinismus das große Rätsel der Entstehung der Ideenwelt und der Kunstanlagen glücklich gelöst habe. Die Zuchtwahl des Stoffes löse sogar in etwa den alten Streit der Philosophen, ob die Ideen durch Abstraktion aus der Erfahrung kommen, oder ob sie angeboren seien (Reden I, S. 52 f.). Also eine prästabilierte Harmonie, die der Stoff sich selber gab, ohne es zu wissen und zu wollen, und die dann im Menschengeschlecht sich vererbt!

[3]) Busse a. a. O. S. 22 u. 45 f. — Leibniz hat in seiner Monadologie diese Beweisführung durch das „Mühlenbeispiel“ veranschaulicht. „Man ist gezwungen, zu gestehen, daß die Wahrnehmung, und was davon abhängt, aus mechanischen Gründen, d. h. durch Figuren und Bewegungen, unerklärlich ist. Stellt man sich eine Maschine vor, deren Bau Denken, Fühlen und Wahrnehmen bewirke, so wird man sie sich in denselben Verhältnissen vergrößert denken können, so daß man hineintreten könnte, wie in eine Mühle. Und dies vorausgesetzt, wird man in ihrem Innern nichts antreffen als Teile, die einander stoßen, und nie irgend etwas, woraus Wahrnehmung sich erklären ließe.“

Nur kurz brauchen wir zu bemerken, daß jene Unvergleichlichkeit der physischen Vorgänge noch erhöht wird durch die Tatsache der Einheit des Bewußtseins bei der Mannigfaltigkeit der psychischen Vorgänge, der Verschiedenheit der Seelenorgane und der physiologischen Reize und ihre volle, glänzende Höhe erreicht, wenn wir eintreten in das Reich des Geistes. Wer, wie etwa Häckel, die absurde Voraussetzung macht, daß die einzelnen Atome Bewußtsein, ihr „Psychom" haben und in jedem Atom Geist und Materie verbunden seien, verzichtet auf die Erklärung der sichersten Tatsache der inneren Erfahrung, widerlegt sich selbst, indem er immer „Ich" sagt, und beweist nur, daß die Achtung vor den Tatsachen untergegangen ist in einem Meer von Phrasen.[1]) Selbst wenn wir die unvollziehbare Voraussetzung zugeben wollten, daß die Atome, dreieckig und viereckig geformt, die Vorstellung des Dreiecks und Vierecks vollziehen, bliebe es ein unerklärliches Phänomen, wie diese Vorstellungen in einem unteilbaren Eins zusammenkommen und miteinander verglichen werden können. Die Einheit des Bewußtseins ist eben nicht Resultante vorher verschiedener Teile. Sie ist nicht Ergebnis, sondern Voraussetzung der Bewußtseinserlebnisse.[2]) Es ist ferner nicht bloß eine unvergleichbare Einheit, sondern als individuelles Bewußtsein eine Einzigkeit. Die Atome aller Gehirne haben aber genau dieselben, notwendig wirkenden Eigenschaften und Kräfte. Und selbst wenn wir die weitere absurde Voraussetzung zugeben wollten, daß dieselben Atome zu gleicher Zeit sich nach rechts und links, geradlinig und im Kreise drehen, bliebe es noch immer unerklärt, wie ein Tertianer den pythagoräischen Lehrsatz einsieht und beweist. Hier gewinnt er eine innere Einsicht in eine ewig bleibende mathematische Wahrheit; und was von dieser gilt, gilt vom Gesamtgebiet der geistigen Wahrheiten und der ethischen Güter. Die Naturwissenschaft rühmt sich, als exakte Wissenschaft nach Tatsachen zu fragen. Hier liegen Tatsachen vor, so sicher wie die Existenz der äußeren Welt und ihrer Bewegung, so groß, ja größer als der Mensch, und diese Tatsachen offenbaren den Adel des Geistes.

Wie Du Bois-Reymond vorausgesagt, sind alle Anstrengungen der Gehirnphysiologie, das Seelenleben als Gehirnfunktion zu erklären, gescheitert, gescheitert nicht etwa an einer jetzt noch bestehenden, später aufhebbaren Unvollkommenheit der Physiologie, sondern an der Natur der Sache, an der Unvergleichlichkeit und Unableitbarkeit der psychischen Erlebnisse. In einer Fülle höchst schätzenswerter Forschungsergebnisse hat die Physiologie uns über die Erfahrungstatsache näher aufgeklärt, daß und wie psychische Vorgänge durch physiologische Gehirnprozesse mitbedingt

[1]) Vgl. S. 29, Anm. 3. — [2]) Vgl. Schwarz a. a. O. S. 60 ff.

sind, den Zusammenhang und die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele genauer analysiert, eine Wechselwirkung, bei der aber beim Menschen die Aktivität des Psychischen, wie die tägliche Erfahrung jedem zeigt, in gebietender Stellung hervortritt.[1]) Für das Zustandekommen einer telegraphischen Mitteilung sind bestimmte physikalische Funktionen in der Leitung erforderlich. Aber keine derselben kann uns das vermitteln, was uns am Telegramm interessiert, den Inhalt desselben. Und oft interessiert uns noch etwas anderes: ob dieser Inhalt auch wahr ist. Aehnlich die Gehirnphysiologie. Sie analysiert die Prozesse, die für das Zustandekommen der Bewußtseinsakte als Vorbedingungen notwendig sind, und den gesetzmäßigen Verlauf derselben. Sie betrachtet die Stätte, wo die Seele tätig ist, das Organ, das ihr dient. „Die wissenschaftliche Hirnlehre der Gegenwart," so sagt einer ihrer bedeutendsten Vertreter, „unterscheidet sich von der Aufklärungsphilosophie des vorigen Jahrhunderts insofern erheblich, als sie nicht wie diese geleitet wird von instinktivem Haß gegen das »Dogma« von der Immaterialität der Seele. . . . . Die wirklichen Fortschritte auch auf diesem Gebiete der Naturforschung führen mit zwingender Notwendigkeit in letzter Linie nur zu einer idealen Weltanschauung. Je mehr sich unserem begreifenden Verstande die ganze Größe des in der beseelten Schöpfung verwirklichten Könnens enthüllt, um so klarer fühlen wir, daß hinter der Welt der Erscheinungen Mächte walten, gegen welche menschliches Wissen kaum noch auf den Namen eines Gleichnisses Anspruch machen darf." [2]) Zuletzt reduziert sich der wissenschaftliche Wert der Gehirnphysiologie für die Psychologie auf die Erkenntnis, „daß das Gehirn die Arbeitsteilung noch einmal widerspiegelt, der wir an der Peripherie des Körpers begegnen," [3]) daß wir also in ihm eine zentrale Vertretung der anderen Körperorgane und ihrer funktionellen Verbindungen zu sehen haben. Das ist im wesentlichen alles, was die Gehirnphysiologie für die Psychologie geleistet hat, und das ist, wie Lipps bemerkt, nichts Neues, sondern nur eine genauere Darstellung des Faktums, daß wir mit den Augen sehen und mit den Ohren hören, und die hier aufgenommenen Reize bis zum Gehirn fortgepflanzt werden.

[1]) Kein Naturalismus vermag die inneren Erfahrungstatsachen wegzureden, welche die eigene Aktivität des Psychischen im Vorstellungs-, Gefühls-, Gedanken- und Willensleben bezeugen.

[2]) Flechsig, Gehirn und Seele, 2. Aufl. Leipzig 1896. S. 34 f. Nach ihm stellt die moderne Hirnlehre den Satz auf, daß nicht alle Teile des Gehirns von gleicher Bedeutung für das Seelenleben sind, daß also das Zentralorgan der Seele Gliederung zeige, „eine kollegialische Verfassung". Dadurch widerlegte die moderne Gehirnphysiologie durch das Experiment die falsche Cartesianische Lehre vom „Sitz der Seele".

[3]) So Ebbinghaus, zitiert bei Schwarz a. a. O. S. 55.

Ja, selbst hinsichtlich der Frage nach der Entstehung der Empfindungen ist, wie Wundt bemerkt, die Psychologie in ihren Ansprüchen an die Gehirnphysiologie auf dem Standpunkt der Resignation angelangt, und diese Stimmung ist durch die Mißerfolge gerechtfertigt. Die Auffindung des Sehzentrums hat unsere Einsicht in die Entstehung der Gesichtsvorstellungen um keinen Schritt weitergeführt.[1])

Unleugbar ist also die Eigenart des Psychischen, die Souveränität des Geistes. Woher ist das Bewußtsein und seine Welt? Woher ist der Geist und sein Reich? Es besteht die Verschiedenheit von Leib und Seele. Selbst die verwegenen Versuche, diesen „Dualismus“ zu verbannen, beweisen durch und in ihrer Verwegenheit, daß er nicht zu bannen ist. Wer brachte diese disparaten Wesenheiten zu jener wunderbaren Natureinheit und Wechselwirkung zusammen, die wir Tag für Tag in uns selbst erleben?

Nur ein kurzes Wort über den niederen Bestandteil des Menschen und dessen Herkunft. Vor allem ist der Mensch durch seine geistige Seele ein Wesen eigener Art. Es gähnt die unüberbrückbare Kluft zwischen dem Reich des Bewußtlosen und dem Reich des Bewußtseins; dieselbe Kluft gähnt zwischen dem tierischen Instinktleben und dem geistigen Leben des Menschen. Wie das bewußte Leben sich nirgends in der Welt des Stoffes findet, so findet der Mensch nirgends im Tierreich seinesgleichen. Aus einer Verlängerung und Steigerung des tierischen Instinktlebens kann das geistige Freiheitsleben des Menschen ebensowenig entstehen, als aus der Verlängerung der stofflichen Kräfte das Bewußtsein entsteht. Ein deutliches Kennzeichen hierfür ist die Sprache, dieser Rubikon, den nie ein Tier überschritt und nie, selbst unter der Nachhilfe aller Darwinisten überschreiten wird. Wenn die Lokomotive einmal willkürlich das Gleise verläßt und die Maschine sich einmal selber weiterbaut, dann ist es um das Gesetz der Schwere und um die Eigenart des Organismus geschehen. Wenn das Tier sich zum Gedanken erheben könnte, würde es aus der Bahn des Instinktes hinauskommen können, der ihm den Lebensweg vorzeichnet, wenn er auch nicht mit der starren Notwendigkeit eines äußeren Naturgesetzes, sondern mit der Mannigfaltigkeit der Ausgestaltung und Bildungsfähigkeit wirkt, die dem Lebendigen überhaupt eigentümlich ist.

Die Sprache der Tatsachen,[2]) welche dem Menschen in seinem Geistesleben eine eigene Sphäre anweisen, ist so deutlich und stark, daß

[1]) Wundt in der Abhandlung Psychologie in: Die Philosophie im Beginn des 20. Jahrh., S. 25.

[2]) Dieselben sind oben berührt worden. Auf eine weitere Ausführung mußte ich verzichten. D. Fr. Strauß erinnerte Du Bois-Reymond daran, daß, selbst das Bewußt-

Baer mit Recht bemerken konnte, es sei nicht Ergebnis wissenschaftlicher Forschung, sondern nur Produkt der unsere Epoche charakterisierenden Hinneigung zum Materialismus, wenn man die Sprache dieser Tatsachen überhöre oder ihre Beweiskraft zu verkleinern suche. Wer allerdings trotz dieser Tatsachen das geistige Leben des Menschen aus dem tierischen Instinktleben herleiten will, wird durch die Theorie gedrängt, in der Pflanze die Anfänge des tierischen Lebens zu sehen und zuletzt dem Stoff die Potenzen zur gesamten Weltwirklichkeit und die Keime des geistigen Lebens beizulegen, um dadurch zu beweisen, daß es sich nicht um eine wissenschaftliche Würdigung von Tatsachen, sondern um hohle, bodenlose Spekulation handelt. Vom Darwinismus berauscht, werden Agnostiker zu Propheten, Empiriker zu Hellsehern, Naturforscher zu Rhetoren. Sie ergötzen sich an den Produkten ihrer Phantasie, und in die graue Vorzeit hinein zaubern sie die blonde Bestie in fröhlicher Aufwärtsbewegung zum Menschen. Die Phantasie, stets fruchtbar, wenn es gilt das Weltbild zu ergänzen, schafft den sprach-, vernunft- und gesittungslosen Menschen, den Affenmenschen, der in eigener Kraft über die große Kluft hinwegsetzt und, kühner selbst als seine Schöpfer, den Schritt in das Reich des Geistes tut. In das Reich der Fabel hat ihn indessen die wahre Wissenschaft gestoßen. Soweit diese den Menschen kennt, kennt sie ihn als vernünftiges, kulturfähiges Wesen,[1]) und der Tierwelt muß sie, soweit sie sie kennt, diese Fähigkeiten absprechen. Der Geist kann nicht durch Entwicklung, der geistig begabte Mensch nicht aus der Tierwelt entstehen.

Auch den glühendsten Anhängern der Entwicklungstheorie ist das Problem der Abstammung des Menschen, diesen bloß nach seiner körperlichen Seite betrachtet, das „verwickeltste aller Probleme",[2]) zudem

sein als gegeben betrachtet, der Faden des Verständnisses erst recht abreiße beim Selbstbewußtsein, bei der Intelligenz und der Willensfreiheit. Die Entstehung des geistigen Lebens aus der gegebenen Empfindung sei schwerer zu erklären als die Entstehung der Empfindung aus dem Empfindungslosen. Du Bois-Reymond konnte ihm erwidern, daß er keineswegs behauptet habe, daß mit gegebener Empfindung die geistigen Fähigkeiten als Produkt derselben erklärbar seien. Er habe nur besonderes Gewicht auf die Tatsache gelegt, daß schon bei der einfachsten Sinneswahrnehmung der Faden abreißt. Außerdem erklärt er selbst, daß in bezug auf das Problem der Willensfreiheit für ihn der Tag von Damaskus gekommen sei. (Rede I, 385 f. u. 410.)

[1]) Vgl. J. Bumüller, Aus der Urzeit des Menschen. Köln 1900. S. 59 ff. Den allgemeinen Besitz der Werkzeuge und des Feuergebrauches weiß Du Bois-Reymond nicht anders als durch „unbewußte Schlüsse" zu erklären, die auf Erden an vielen Orten von vielen gezogen wurden. „So verdiente sich der Mensch schon früh den Namen des werkzeugmachenden Tieres." (Rede I, S. 242.) Die unbewußte Muse hat der Kinder viele.

[2]) So J. Kollmann in seinem Artikel, Neue Gedanken über das alte Problem der Abstammung des Menschen, im Korresp.-Blatt der deutschen Ges. für Anthropologie usw. 1905. S. 20.

noch durchsetzt mit fast endlosen Meinungsverschiedenheiten bei dem Versuch, den „dürftigen Funden" bestimmte Merkmale abzulauschen. Der Proanthropos existiert eben nicht. Auf der Versammlung der Anthropologen in Wien im Jahre 1889 gab Virchow[1]) einen Ueberblick über die Revolution, die sich auf dem Gebiete der anthropologischen Forschung vollzogen hat. „Als wir in Innsbruck vor 20 Jahren zusammen tagten, war es gerade die Zeit, wo der Darwinismus seinen ersten Siegeslauf durch die Welt gehalten hatte. Damals hoffte man, daß der Gedanke der Deszendenz in seiner ganzen Schärfe siegen werde. . . . Man erwartete allgemein den Nachweis, daß der Mensch vom Affen herstamme, daß seine Deszendenz vom Affen oder wenigstens von einem Tiere gefunden werden müsse. Dieses war die Forderung, welche gestellt wurde, und welche im ersten Treffen stand. In dieser Beziehung darf ich wohl daran erinnern, daß die Naturwissenschaft, so lange sie Naturwissenschaft bleibt, sich nur mit wirklichen Objekten beschäftigen darf. Eine Hypothese kann diskutiert werden, sie kann aber nur dadurch Bedeutung gewinnen, daß man tatsächliche Beweise für sie vorbringt. Das ist, wenigstens in der Anthropologie, dem Darwinismus bisher nicht gelungen. Man hat vergeblich jene Zwischenglieder gesucht, welche den Menschen mit dem Affen verbinden sollten; auch nicht ein einziges ist zu verzeichnen. Der sog. Vormensch, der dieses Zwischenglied darstellen sollte, ist nicht vorhanden. Kein wirklicher Gelehrter behauptet, ihn gesehen zu haben. Es kann ihn vielleicht jemand im Traume sehen, aber im Wachen wird niemand sagen können, ihm nahe getreten zu sein. Selbst die Hoffnung auf seine demnächstige Entdeckung ist weit zurückgetreten, denn wir leben nicht in einer gedachten, geträumten oder bloß konstruierten, sondern in einer wirklichen Welt. Damals, als wir in Innsbruck zusammen waren, sah es aus, als würde es im Sturme möglich sein, den Deszendenzgang vom Affen oder einem anderen Tiere zum Menschen zu demonstrieren. In diesem Augenblick haben wir nicht einmal die Möglichkeit, die Deszendenz der einzelnen Rassen voneinander nachzuweisen".[2]) Dieses Urteil wurde auf den folgenden Versammlungen

[1]) Korrespondenzblatt für Anthropologie usw. 1889, S. 95 ff.

[2]) Die Liebhaber jener Methode, welche die Behauptungslust an die Stelle der Beweise setzt, hatte in den Naturvölkern eine aufsteigende Reihenfolge vom Affen zum Menschen sehen wollen. Ihnen widmet Virchow folgende Worte: „Gegenwärtig gibt es auf Erden fast keinen uns absolut unbekannten Stamm, von manchen derselben (der Naturvölker) wissen wir wirklich mehr als von den europäischen Bevölkerungen. . . . Bei allen diesen Untersuchungen stellte sich heraus, daß unter allen Naturvölkern kein einziges ist, welches den Affen so nahe stände oder gar näher als uns. Das aber ist die gewöhnliche Rechnung, wie der systematische Naturforscher die Grenze zwischen den Arten und Gattungen zieht. Findet er, daß die Summe der Merkmale des einen der des anderen gleicht, so

der Anthropologen öfters wiederholt und betont, daß die Affentheorie ebensowenig eine Stütze finde wie auch eine Elefanten- oder eine Schaftheorie, daß auch die Asyle, welche man bei den Halbaffen gesucht habe, verschlossen worden sind und die ganze Theorie der anthropologischen Wissenschaft nur Schaden verursacht habe. Bei diesem Urteil ist es geblieben. Der Mensch tritt, wie Branco[1]) vom Standpunkt der

---

macht er einen Strich, durch welchen beide von benachbarten Arten oder Gattungen getrennt werden. Ist dagegen die Summe der Merkmale bei beiden ungleich, so trennt er sie unter sich durch einen Strich. Einen solchen Strich machen wir immer noch zugunsten der Besonderheit des Menschen. Jede lebende Rasse des Menschen ist rein menschlich, es ist noch keine gefunden worden, die für äffisch oder zwischenäffisch erklärt werden könnte. Das ist der große Unterschied unserer jetzigen Erfahrung. . . . Wir haben das vermeintliche Wissen zum Gegenstand naturwissenschaftlicher Prüfung gemacht und jetzt müssen wir sagen: Vieles von dem, was man früher aufgestellt hat, ist nicht mehr zulässig. Es gehört nicht in die Wissenschaft."

Durch den Schlußsatz des Zitates im Text will Virchow die Einheit des Menschengeschlechts nicht bezweifeln. Vielmehr ist diese, im geraden Gegensatz zu früheren Aufstellungen, von den Naturforschern anerkannt, mag die persönliche Stellungnahme zur Deszendenztheorie sein, wie sie wolle. Vgl. J. Ranke, Der Mensch. Leipzig 1887. 2. Bd. S. 231. Auch Kollmann legt (a. a. O.) trotz seiner Pygmäentheorie das Bekenntnis ab, daß er die Einheit des Menschengeschlechtes annehme. „Wer," so sagt in bezug auf diese Frage Virchow, „von dem religiösen Bedürfnis ausgeht, daß er ein einziges Menschenpaar braucht, gegen den haben wir keine Einwendung. Die Möglichkeit müssen wir anerkennen, daß alle Rassen und Stämme aus einem Menschenpaar hervorgegangen sind" (A. a. O. S. 97.)

[1]) Vgl. Wasmann, a. a. O. S. 320 f. Klaatsch will die sog. Menschenaffen von der Ehre, die Stammväter des Menschen zu sein, ausschließen und unter Umgehung derselben eine hypothetische Stammform postulieren, so daß der Mensch einerseits und die Affen anderseits Endglieder zweier von einander unabhängiger Entwicklungsreihen darstellen. Die Ausprägung des Menschentypus und die Sonderung des Vormenschen von den menschenähnlichen Affen habe sich schon sehr früh, schon bei der Gabelung des Säugetierstammes in seine Hauptzweige vollzogen. Die Antwort auf diese Hypothese gab Ranke auf dem Anthropologenkongreß in Lindau 1899 (Korrespondenzblatt S. 157): „Während uns hier ein phantasievolles Gemälde nach allen Seiten hin ausgeführt wird, suchen wir nach Tatsachen. Ich muß dagegen protestieren, als ob von seiten der Zoologie und Paläontologie uns diese Tatsachen wirklich geliefert seien, ebensowenig wie von seiten der Anatomie. Auch dagegen muß ich protestieren, daß überhaupt auf dem Wege naturwissenschaftlicher Forschung das Alter des Menschen schon sicher bestimmt worden wäre. Wir sind in unseren Forschungen über das Alter des Menschen nicht sehr weit vorgedrungen in das Alter der Welt." Klaatsch bedarf eben der Dokumente und Tatsachen nicht. Er verzichtet auf die Auffindung des „missing link". Wichtiger ist ihm die Auffindung „des Weges der Menschwerdung", und der Gefahr, seine Stammform aufzeigen zu müssen, entzog er sich durch den glücklichen Einfall: „Die Heimatsstätte des Menschen liege wahrscheinlich von Ozean und Eis begraben." Auch Kollmann lehnt Klaatschs Einfälle ab, um andere an die Stelle zu setzen. Die Stammesgeschichte des Menschen müsse durch den Stamm der menschenähnlichen Affen hindurchgegangen sein und nicht um diese herum. Wahrscheinlich sei es nur „eine einzige Form derselben gewesen, in der der Keim lag,

Paläontologie aus betont, in der Erdgeschichte uns entgegen nicht als ein Abkömmling, sondern als ein Neuling, er erscheint plötzlich und unvermittelt, ohne Vorfahren. Fragt man die Paläontologie: Wer war der Ahnherr des Menschen, so antwortet sie: Darüber kann ich nichts sagen. Ich kenne keine Ahnen des Menschen.

Schluß.

In seiner Rede: Kulturgeschichte und Naturwissenschaft hat Du Bois-Reymond dem englischen Geschichtschreiber Macaulay das Urteil übel vermerkt, daß bei allem Fortschritt und aller Revolution der Wissenschaft die Grundlagen der natürlichen Theologie stets dieselben geblieben seien und stets dieselben bleiben würden, und noch mehr Anstoß nahm er daran, daß beim Hinblick auf die geschichtliche Entwicklung der Menschheit der Historiker auf das Licht hinwies, das die göttliche Offenbarung auf die letzten entscheidenden Fragen des menschlichen Geistes ausstrahlt.

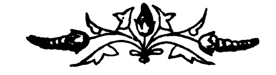
---

sich zu so hoher Stufe, wie derjenigen des Menschen, emporzuschwingen." Eine durch die Phantasie konstruierte Form tritt an die Stelle der wirklichen Formen, weil diese unbrauchbar sind. „Die jetzt lebenden Menschenaffen sind nur blinde Ausläufer vom alten Anthropoidenstamm. Sie waren nicht weiter entwicklungsfähig und sind es auch heute noch nicht" (a. a. O. S. 12). Mit einem solchen „Goldregen von Worten" sucht man an der unbequemen Tatsache vorbeizukommen, „daß, je mehr der Affe sich entwickelt, er um so mehr sich vom Menschen entfernt" (vgl. Virchows Rede auf dem Anthropologenkongreß in Speier 1896, Korr.-Bl. S. 82 ff.). Ueber den Fund Du Bois', der den stolzen Namen „Pithecoanthropus erectus" erhielt, aber ihn nicht lange tragen durfte, ebenso über den Neandertaler Schädel und die von Schwalbe konstruierte Neandertaler Menschenrasse (deren Existenz aber kein Beweis für Deszendenz wäre) vgl. Wasmann, a. a. O. S. 296 ff. Auch die in Kroatien gefundenen Schädel, welche der erwähnten eigenen Menschenrasse als eine Hauptstütze dienen sollten, fügen sich nicht. Die Fragmente — es sind nur Fragmente gefunden worden — sind nicht alle gleich geformt, es zeigen sich an den Resten „mehrere Varietäten", und zwar solche, die vom Neandertaler Schädel sich unterscheiden (vgl. Kollmann, a. a. O. S. 11). Nach Virchow sind jene Enthusiasten besonders inspiriert, die aus den Resten des Neandertaler Schädels beweisen wollen, wie groß der Rauminhalt desselben gewesen sei, und welche Kapazität derselbe gehabt haben müsse (Korr.-Bl. für Anthropol., 1892, S. 91), und sein Urteil lautet allgemein: „Im Augenblick wissen wir nur, daß unter den Menschen der Urzeit sich keiner gefunden hat, der den Affen näher stände als heutige Menschen. Die Alten waren ganz wohlgebildete Menschen, sie trugen keine charakteristischen Zeichen an sich, welche wir nicht auch in lebenden Bevölkerungen antreffen." Gegenüber den Meinungen und Meinungsverschiedenheiten ist die Mahnung Reinkes am Platze: „Paläontologische Vorläufer der Menschen kennen wir nicht. Als ernster Mahner steht R. Virchows ehrwürdige Gestalt noch mitten unter uns. Immer von neuem erhebt er warnend seine Stimme, nicht Wünsche mit Tatsachen zu verwechseln." (Die Welt als Tat, S. 499.)

Solche Urteile, erklärlich bei den durch den steten Umgang mit den Wechselfällen der bürgerlichen Geschichte pessimistisch angehauchten Historikern, übersähen — so meinte der optimistisch angehauchte Naturforscher — die ungeheure Aenderung in der Lage der Menschheit, welche die Naturwissenschaft bewirkt habe und mit steigender Kraft fortwährend bewirke. Die Einsichten und Aussichten seien unvergleichbar geworden. Indes das Urteil des Geschichtschreibers ist durch seinen voreiligen Kritiker selbst bestätigt worden. Wie die Grundelemente der Wissenschaft stets die gleichen bleiben, so sind die Grundlagen, welche die menschliche Vernunft in der Welterkenntnis für die Gotteserkenntnis hat, bei allem Fortschritt der Wissenschaft stets intakt geblieben. Jeder Fortschritt der Naturwissenschaft hat diese Wahrheit nur in ein helleres Licht gestellt. Der heftige Angriff des modernen Materialismus, heftiger wie je zuvor, hat diese Grundlagen erst recht als unerschütterlich bewiesen. Die Natur blieb, was sie stets war, ein überwältigendes Zeugnis für den Schöpfer des Himmels und der Erde. Interrogatio creaturarum profunda est consideratio ipsarum, responsio earum attestatio earum de Deo, quoniam omnia clamant: Deus nos fecit. Nach vielen Jahrhunderten fanden diese Worte des großen Bischofs von Hippo einen Widerhall in den schönen Worten des großen Naturforschers Linné: Deum sempiternum, omniscium, omnipotentem a tergo transeuntem vidi et obstupui. Legi aliquot ejus vestigia per creata rerum, in quibus omnibus, etiam minimis, ut fere nullis, quae vis, quanta sapientia, quam inextricabilis perfectio!

Dem Fortschritt des Naturerkennens steht der christliche Glaube nicht mißgünstig oder mißtrauisch gegenüber, vielmehr erkennt er in jedem Fortschritt das Siegel des göttlichen Geistes. Im Naturforscher sieht die christliche Wissenschaft nicht einen Gegner, sondern einen Bundesgenossen, der einen der Akkorde anschlägt, durch deren Zusammenklang der wunderbare Lobgesang ertönt, den die Natur ihrem Schöpfer singt. Die falschen Naturgötter konnte die Naturwissenschaft entthronen, oder besser gesagt, beweisen, daß die christliche Religion sie mit Recht von ihren Thronen und aus den Herzen ihrer Anbeter stieß; der Erkenntnis des Einen wahren Gottes mußte sie die Stufen bauen. Durch unsere Vernunft geleitet und dabei gestützt auf die sicheren Resultate der Naturwissenschaft legen wir das Bekenntnis ab, das in monumentaler Erhabenheit als erster Satz in die göttliche Offenbarungsurkunde eingegraben ist: Im Anfang erschuf Gott den Himmel und die Erde.

Inhaltsverzeichnis.



Die Bibel am Ausgange des Mittelalters

ihre Kenntnis und ihre Verbreitung

von

Franz Falk.



Köln, 1905.

Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.



Vorwort.

Leo XIII. f. r. hat in seiner Enzyklika Providentissimus Deus vom 18. November 1893 die biblischen Studien auch nach ihrer historischen Seite dem Studium empfohlen. Eine dahingehende Arbeit würde dartun, daß allzeit und überall den Büchern des A. und N. Testamentes die gebührende Würdigung seitens der Kirche nie fehlte. Eine Teilarbeit gab ich in meinem Buche: Bibelstudien, Bibelhandschriften und Bibeldrucke in Mainz vom achten Jahrhundert bis zur Gegenwart. Mainz 1901. Damals war ich noch nicht in der Lage, eine sehr bezeichnende Notiz einzureihen, welche ich wegen ihres allgemeinen Interesses hiermit nachträglich gebe. Die Domkapitelsbibliothek zu Mailand besitzt nämlich in der Handschrift Cartelle mezzane 7 ein Pontificale Moguntinum, welches dem 9. bis 10. Jahrhundert zugeschrieben wird.*) Mit Hilfe meines Landsmannes P. Georg Fell und dank dem Entgegenkommen des Kapitels konnte ich 1905 Einsicht von diesem gut erhaltenen und schön geschriebenen Pergamentcodex nehmen. Daselbst heißt es Blatt 92 bei der Bischofsweihe Examinatio in ordinatione episcopi. *Interrogatio*: Vis ea que ex diuinis scripturis intelligis · plebem cui ordinandus es · et verbis docere · et exemplis. *Resp.* Volo.

In vorliegender Görresschrift nun gebe ich wieder eine Teilarbeit, jedoch nicht örtlich, wie die erste, sondern zeitlich abgegrenzt, weil meine seit Jahren gepflegte Beschäftigung mit den Drucken des 15. und des 16. Jahrhunderts die günstigsten Ergebnisse gerade für das Bibelstudium jener Zeit mich erwarten ließ. Keine theologische Disziplin war damals besser gepflegt und durch Gutenbergs

*) Monumenta veteris liturgiae ambrosianae. Mediol. 1897. Praef. p. XXXIII De Pontificali Mog. s. IX—X. Dieselbe Kapitelsbibliothek verwahrt eine 1312 geschriebene Bibel.

Kunst besser bedacht als die, welche die Bibel betrifft. Der geneigte Leser dieser Blätter möge sich hiervon überzeugen.

Es möge mir hier eine Bemerkung gestattet sein. Wenn die geschichtliche Seite des Bibelstudiums in gedeihlicher Weise gefördert werden soll — die Arbeit für Einen ist nahezu unmöglich —, dann müßte eine Teilung eintreten und von zustehender Seite z. B. den einzelnen Ordensgesellschaften nahegelegt werden, die Verdienste der einzelnen Gesellschaften um das Bibelstudium zur Darstellung zu bringen. Wem die Palme in diesem Falle gebührt, ob den Söhnen des heiligen Franziskus, ob denen des heiligen Dominikus, ob den Jüngern des heiligen Ignatius oder wem sonst, das zu beurteilen, könnte erst nach geschehener Arbeitsleistung möglich werden. Sicher käme eine glänzende Apologie für die Kirche Gottes, zumal für die des Mittelalters heraus.

Klein-Winternheim, Sommer 1905.

D. B.



I. Der Lehrgang an der Hochschule.

Läge es in meiner Aufgabe, das mittelalterliche Bibelstudium in seinem geschichtlichen Verlaufe und in seinem Zustande gegen Ende des Mittelalters ausführlich und erschöpfend darzustellen, dann müßte ich die Leser zuerst an die wissenschaftlichen Mittelpunkte jener Zeit, in die Hörsäle der Hochschulen geleiten, wo die beste Gelegenheit sich findet, den bibelwissenschaftlichen Gang im Lehrplan der Hochschule kennen zu lernen. Wer einigermaßen mit dem System und den Gewohnheiten des alten höheren Schulwesens sich vertraut weiß, wird sich erinnern, wie ein mitunter auffallend langes Studium gefordert wurde und wie fest der Gang der einzelnen Disziplinen gelegt war. Doch hiervon sei abgesehen und nur auf das Allgemeine hingewiesen.

Das theologische Studium an der Hochschule basiert so sehr auf den Büchern der Heiligen Schrift, der sacra pagina, daß dasselbe nach ihr benannt wurde; Bibelstudium, Schriftstudium ist theologisches Studium.[1]) So heißt es noch im Jahre 1534 „uf hoher facultät der heiligen geschrift."[2]) Wenn Statuten oder wenn Stipendienstiftungen von 12-, 10- und 8jährigem Bibelstudium reden,[3]) so bezieht sich dieses auf das theologische Studium überhaupt. Pfalzgraf Ludwig III. schenkte seine theologischen, juristischen und medizinischen Schriften dem Heiliggeiststift zu Heidelberg, d. i. der Hochschule, und nennt diese seine Bücher in „den facultäten (Fächern) der heiligen schrift, der rechten und in der arczni." Von Tübingen heißt es, es sollen „dry doctores" in der Heil. Schrift zu lesen gehalten sein . . . und alle Tag ein ordentlich

[1]) Vgl. hierüber das jüngst erschienene Werk: Felder, Die wissenschaftlichen Studien im Franziskanerorden.

[2]) Winkelmann, Urkundenbuch der Universität Heidelberg. I, 224. 118.

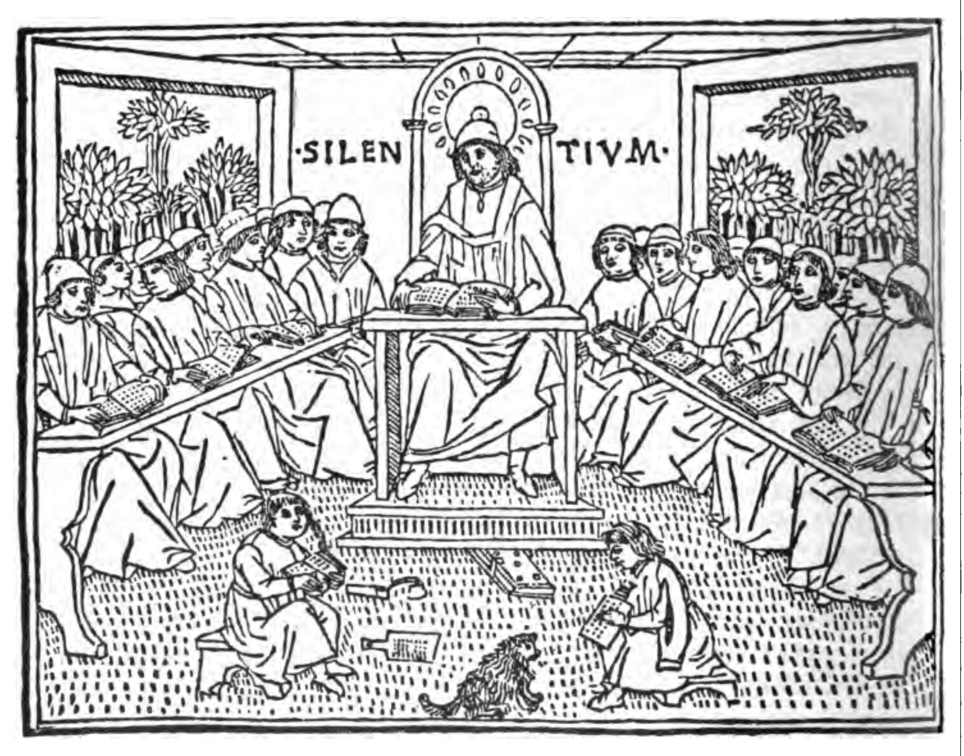
[3]) Heidelberg hat anfänglich 12-, später 10jähriges Studium; die Stiftung des Erfurter Stipendiums durch Ertmar 1499 sieht ein achtjähriges vor. Janssen-Pastor, I 13–14, 76. Das Original dieser Erfurter Stiftung (Stadtarchiv zu Kassel) liegt in Abschrift vor und ist im Katholik 1905 I, 366 ediert.

Letz (Lektion, Vorlesung) versehen, wie die nach Ordnung der Universität gelesen werden sollen.

Später mit dem Aufkommen der theologischen Summen gestaltet sich das Bibelstudium selbständiger und bildet eine eigene Disziplin.

Wir treten also nicht in die Hallen der Hochschulen, werden aber gleichwohl eingedenk bleiben müssen, in welch hohem Ansehen die da-

Hörsaal.



Poliphili Hypnerotomachia. Venet. 1495.

malige, mit der Lehre der Kirche sich eins wissende und haltende Gelehrtenwelt bei den Zeitgenossen, beim ganzen Volke stand. Auf die Gelehrten wendete das Mittelalter so gerne den Satz aus der Heiligen Schrift an: Qui elucidant me, vitam aeternam habebunt. Eccli. 24, 31, die über mich Licht verbreiten, sollen das ewige Leben haben. Wenn der gelehrte St. Christophspfarrer Florentius Diel zu Mainz (um 1510) die Ordnung für die Osterkommunion jährlich verkündigte,

verfehlte er nicht die Mahnung: Doctis laici cedant, eos praemittentes, quos Deus decoravit doctrina litterarum, die Laien mögen die Gelehrten vorgehen lassen, denn Gott hat sie ausgezeichnet durch Wissenschaft und Lehrgabe. [1])

Das streng wissenschaftliche Streben beschränkte sich nicht auf den an der Hochschule wirkenden Kreis der Gelehrten; wir finden ein gleiches Streben auch außerhalb, in einer religiösen Genossenschaft, nämlich bei den Augustinern der Windesheimer Kongregation, deren fruchtbringende Tätigkeit in ihren wenig bekannten Bibelkorrektorien zutage tritt. Die dahin gehende Tätigkeit würde jeder Hochschule zur Ehre gereicht haben.

II. Das Bibelkorrektorium der Augustiner zu Windesheim.

Aus der Kirchen- und zumal aus der Ordensgeschichte dürfte bekannt sein, welche hohen Verdienste die Windesheimer Kongregation — sie war Augustinerordens — in literarischer Hinsicht sich erwarb. Im Kloster Windesem (Holland) wurde fleißig geschrieben und die Herstellung von Büchern eifrig betrieben. Die hervorragendste Arbeit der Patres in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts betraf die Bibel; man erkannte, wie notwendig die Gewinnung eines korrekten Bibeltextes sei. Zu allem Glücke widmet das Chronicon Windeshemense des Augustinerpropstes Johannes Busch [2]) ein ganzes Kapitel diesem Bestreben der Väter; das betreffende Kapitel sei vollständig wiedergegeben.

Kapitel 26.

Wie die Väter von Windesem die ganze Bibel und die Texte der Kirchenväter korrigiert haben.

Die Väter machten den Versuch, sämtliche Bücher des Alten und Neuen Testamentes mit Hilfe von bestens emendierten Exemplaren, soweit sie erreichbar waren, auf die ursprüngliche Form der Uebersetzung des hl. Hieronymus aus dem Hebräischen ins Lateinische zurückzuführen. Es wurden aus den Bibliotheken verschiedener Bistümer und Klöster Codices zusammengebracht und eifrigst geprüft; dabei fanden sich so viele Veränderungen nach Sinn und Wort der Bibel und an manchen

---

[1]) Falk, Die pfarramtlichen Aufzeichnungen des Fl. Diel zu St. Christoph in Mainz (1491—1518) S. 17, 47. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Herausg. von Pastor 1904. IV. Band, 3. Heft.)

[2]) Herausgegeben von Dr. Grube in den Geschichtsquellen der Provinz Sachsen. Halle 1886. S. 311 ff.

Stellen so viele Verschiedenheiten, als es Codices gab, weshalb sie mit um so größerem Eifer auf Erforschung des echten Textes ausgingen und die ganze umliegende Gegend absuchten und endlich drei gewaltige Bände der ganzen Bibel, in altertümlichen Buchstaben geschrieben, aus Paris, aus dem Kloster Betleem bei Dötinchem (Augustinerpropstei in den Niederlanden), aus dem Johanniterkonvent St. Johann zu Op dem Loe und von gewissen anderen Orten und Kirchen zusammenbrachten. In der an letzter Stelle genannten, aus St. Johann stammenden Bibel stand die Randbemerkung: Ista biblioteca fuit contestata ex biblioteca sancti Iheronimi. Die Bedeutung dieser Worte erklärten die Johanniter dahin, daß dieses Bibelexemplar nach dem wahren eigentlichen Tenor der Bibel des hl. Hieronymus, des ersten Uebersetzers ex hebraeo in latinum, in vollendeter Weise korrigiert und ins reine gebracht sei. Diese sehr alten Bücher nun wurden mit höchstem Eifer wiederholt durchgenommen, lange und oftmals gegeneinander gehalten, bis man endlich beherzt daran ging, unsere Bibel in Windesem zu korrigieren. Viele Jahre gingen über diese heilige Arbeit hin, dabei wurde ein wahrer Wald von hebräischen Diktionen und die ganze Bibel beider Testamente nach dem Tenor der korrekteren alten Exemplare getreu emendiert und korrigiert und dabei die Autorität der Alten mehr als der moderne allgemeine Usus respektiert, und so eine alle authentischen Bücher der beiden Testamente enthaltende, gut geschriebene, bestens korrigierte und bis auf das letzte Tüpfelchen nachgesehene Bibel uns und unseren Nachfolgern und unserem ganzen Generalkapitel zu einem getreuen Zeugnisse gegeben und hinterlassen. Diese beste Korrektur unserer Bibel hat dann unser ehrwürdiges Generalkapitel freudig angenommen, mit seiner eigenen, mit der päpstlichen und mit der bischöflichen Autorität begleitet und dabei authentisch erklärt und angeordnet, daß alle Bibelexemplare der Klöster unseres Kapitels nach diesem Exemplar korrigiert werden müßten, und allen Untergebenen befohlen, daß in ihren sowie in all jenen Büchern, welche bei dem kirchlichen Offizium zur Verwendung kommen, sothaner Korrektur entgegen, von niemand etwas ohne Erlaubnis korrigiert oder geändert werden dürfte. —

Die weiteren Bemerkungen dieses Kapitels der Buschschen Hauschronik betreffen die Bemühungen um einen guten Text der vier großen Kirchenväter.

Absichtlich habe ich dieses kritische Vorgehen der Windesheimer hier hereingezogen, einmal um zu zeigen, daß es an kritischem Sinne in jener Zeit nicht fehlte, dann auch, um zu zeigen, wie diese Kongregation selbständig, ohne Anlehnung an eine Hochschule oder sonstige kirchliche Stelle, vorging, dabei ganz von kirchlichem Sinne durchdrungen

war und nicht eine engherzige Beurteilung befahren zu müssen glaubte, wobei die kirchlichen Interessen nur gewinnen konnten.

So schließen sich die Bemühungen dieser Augustinerchorherren an die schon in früheren, besonders im 13. Jahrhundert [1]) stattgefundenen sog. Korrektorien.

Kaulen bemerkt im Kirchenlexikon III, 1132: „Nachdem man Jahrhunderte lang den lateinischen Bibeltext dem kritischen Takt oder auch der Willkür der einzelnen überlassen hatte, führte der korporative Geist des 13. Jahrhunderts dazu, für die großen Körperschaften, in welchen das theologische Studium betrieben wurde, Normalexemplare herzustellen, deren Text bei jeder neuen Abschrift unverbrüchlich eingehalten werden sollte.“ Den Anfang hierzu machte Abt Stephan Hardung von Cisteaux, der ein kritisch gereinigtes Bibelexemplar (jetzt zu Dijon in 4 Bänden) als Norm für den ganzen Zisterzienserorden vorschrieb. Das anfänglich auf die Ränder der Bibelhandschriften geschriebene kritische Material erwuchs allmählich zu einem selbständigen Hilfsmittel, Korrektorium genannt, und so haben wir Korrektorien der Dominikaner, Franziskaner, Karthäuser usw.

Vermutlich finden sich noch Bibelexemplare, welche der kritische Sinn der Windesheimer Chorherren der Nachwelt hinterlassen hat; erst auf Grund dieser wird sich ein Urteil über den wissenschaftlichen Wert ihrer Arbeit, ihr Verhältnis zu den älteren Korrektorien, zur Vulgata feststellen lassen. Grube (Die literarische Tätigkeit der Windesheimer Kongregation, im Katholik 1881, I, 48—59) kennt derartige Bibelexemplare nicht. [2])

Die Hofbibliothek zu Darmstadt besitzt ein von Thomas von Kempen geschriebenes, aus fünf Foliobänden bestehendes Bibelexemplar, von welchem sich vermuten läßt, daß es unter dem Einflusse der Windesheimer Bestrebung stehe. [3]) Ein Hauptkloster dieser Kongregation nämlich war der Agnetenberg bei Zwolle, welches Kloster zugleich mit Windesheim entstand und seit 1400 sich zu seiner Kongregation gesellt hatte; wir finden hier ganz dasselbe Leben wie in Windesheim, auch hier wurde in der freien Zeit geschrieben. Als guten Schreiber kennt die Hauschronik unter anderen den ehrwürdigen Thomas von Kempen, der am

[1]) Denifle, Die Handschriften der Bibelkorrektorien des 13. Jahrh. in Denifle und Ehrle, Archiv für Lit.- und Kirchengesch. des Mittelalters, 1888. IV, 263.

[2]) Günstiger urteilt Hirsche in der Realencyklopädie für protest. Theologie und Kirche. II², 697, wonach wohl der am Ende des 14. Jahrh. festgestellte Vulgatatext auf Windesheimer Vorarbeiten beruhe.

[3]) Schmidt, Zentralbl. f. Bibliothekswesen, 1896. XIII, 379.

10. Juni 1406 eingekleidet worden war und „unsere Bibel ganz schrieb und viele andere Bücher fürs Haus und für Lohn".[1])

Diese Bibel des Thomas verwahrte der Agnetenberg, bis sein Besitztum dem neu errichteten Bistum Deventer 1561 zugewendet wurde. Die von Thomas geschriebenen Bücher kamen vom Bergkloster weg in verschiedene Hände, schließlich zu Anfang des 17. Jahrhunderts in die Fronleichnamskanonie zu Cöln. Ende des 18. Jahrhunderts galt diese Bibel als verschollen. Sie fand sich später in den Händen des Kölner Sammlers Baron Hüpsch und kam 1805 als Erbstück an den Großherzog Ludwig von Hessen.

Am Ende des 1. Bandes liest man: Finitus et completus Anno Domini milesimo quadringentesimo tricesimo nono in vigilia sci iacobi apli. Per manus fratris thome Kempis Ad laudem dei in monte sce agnetis. Band 2 schließt ebenso, aber als vollendet im Jahr 1435; Band 3 im Jahr 1428; Band 4 im Jahr 1438; Band 5 (Neues Test.) 1427, stets heißt es: per manus fratris thome de Kempis.[2])

Die Bibel ist auf vortreffliches Pergament in Bogen von meist acht Blättern geschrieben, deren Höhe 33—34, deren Breite 24 cm beträgt. Signaturen wie Custoden sind durch den Binder beim Beschneiden fortgefallen. Der Text, zweispaltig, läuft zwischen mit Tinte gezogenen Linien in schönen gotischen Buchstaben. Die Rubrizierung ist sehr sorgfältig. Die Anfänge der einzelnen Bücher zeigen reich ornamentierte Initialen. In Band 1, 3 und 5 Bilderinitialen in Verbindnng mit Randleisten und Ranken. Der künstlerische Schmuck der Bände ist mit großer Sorgfalt und Sauberkeit ausgeführt; er wird von anderer Hand als der des Schreibers herrühren.

Das Exemplar war zum Vorlesen vor den Brüdern bestimmt und deshalb mit Flexa, Metren, Finale und Interrogatio punktiert, wie Schmidt hervorhebt.

III. Die Memorierkunst (Ars memorandi).

Dieser Abschnitt behandelt eine Eigentümlichkeit des Mittelalters, welche nicht gut übergangen werden kann, weil sie die ehemalige Anschauung zu gut kennzeichnet.

Das Mittelalter stellte nicht geringe Anforderungen an das Gedächtnis. Das hängt zusammen mit dem hohen Werte und der

---

[1]) Scripsit bibliam nostram totaliter et alios multos libros etc. Chron. s. Agn. p. 137.

[2]) Vollständige Beschreibung usw. von Schmidt im Zentralblatt a. a. O.



Aus der Memorierkunst.
(Pforzheim.)

relativen Seltenheit eines überhaupt und besonders auf Pergament geschriebenen Buches. Die Druckkunst schaffte hier eine große Erleichterung. Was wir heute dem gedruckten Buche glauben überlassen zu dürfen, das mußte ehedem dem Gedächtnisse anvertraut werden.

Abgesehen davon, die Anschauung des Mittelalters verlangte, die vier Evangelien in ihren Hauptkapiteln auswendig wissen zu müssen. Welche Beherrschung des biblischen Stoffes damit verbunden war, erhellt aus sich.

Kluger, praktischer Sinn kam dieser Anforderung zu Hülfe durch die sog. Ars memorandi, die Kunst, die vier Evangelien im Gedächtnis zu behalten, ein Buch nämlich, in welchem das Bild der Evangelisten, der Engel (Mensch), Löwe, Ochs und Adler den Kern bildet und allerlei Figuren auf, über, unter dem jeweiligen Bilde sich ansetzen.

Diese mnemonischen Figuren mit dem erklärenden Texte erhielten später die Bezeichnung Figurae memorabiles evangelistarum, auch Rationarium evangelistarum. Auf den Evangelisten Matthäus fallen in der ersten Zeit 2, auf Markus 6, auf Lukas 8, auf Johannes 6 Bilder, zusammen 22; später 5, 3, 4 und 3 Bilder, also nur 15.

Die Ars memorandi als Holztafeldruck.

Das außergewöhnliche Bedürfnis nach dieser Mnemonik bezeugt uns die Geschichte der Xylographie (Holztafeldruck), welche diese Figuren nebst Text zu ihren ältesten Erzeugnissen zählt.[1]) Zwar erschienen sie ohne Angabe des Ortes und des Verfassers, doch wissen wir durch den Stil der Bilder und durch die Fundorte, daß ihre Heimat Süddeutschland mit seinen alten Klöstern sein muß.

Man hat lange Zeit nur zwei Editionen der xylographischen Ars unterschieden, bis ein vorzüglicher Kenner, Herr W. L. Schreiber, aufmerksam machte, daß deren drei zu unterscheiden seien, wie solches aus der 18. Zeile des ersten Blattes sich ergebe:[2])

Tolle grabatum tuum tuum et vade
Tolle grabatum tuum et ambula
Tolle grabatum tuum et vade

Die Katakombenforscher werden auf dem ersten Bilde des hl. Johannes, prima ymago, eine höchst interessante Reminiszenz an das eucharistische Bild in den Katakomben finden, nämlich zwei übereinander liegende Fische mit drei Broten, auf denen eine Hostie mit gleichschenkeligem Kreuze ruht.

---

[1]) Dutuit, Manuel S. 271: Le livre de mnémonique a été considéré par Schelhorn, Dibdin & Chatto comme l'une des plus anciennes productions de la xylographie. Dutuit unterscheidet die Editionen nach den Zeilen, 21 der einen, 22 der anderen Edition.

[2]) Das Nähere in dem 4. Bande seines Werkes Manuel de l'amateur de la gravure au XV. siècle 1902, S. 134 bis 145 und dazu die Tafeln XXXVI bis XXXVIII im 7. Bande der Abbildungen.

Im allgemeinen gehen den Produkten der Typographie die Xylographien voraus, aber auch noch einige Zeit in diese Periode hinein, ein Zeichen, welches Bedürfnis nach diesem Gedächtnismittel frühzeitig erwachte und zugleich, wie lange dasselbe anhielt.

Dabei kann man die Beobachtung machen, daß diese xylographische Ars gerade nicht zu den seltensten Denkmälern gehört. Die Münchener Hof- und Staatsbibliothek besitzt unter ihren 50 Xylographien neben den 10 Exemplaren der Biblia pauperum und 7 Exemplaren der Ars moriendi doch 5 Exemplare der Ars memorandi, die übrigen Xylographien zählen nur 3, 2 und 1 Nummern.[1])

Die Münchener Universitätsbibliothek weist 2 Nummern der Ars auf.

Die Münchener Stücke stammen aus St. Emmeran in Regensburg, aus Kloster Gars und Roth. Andere Exemplare finden sich zu Innsbruck, Wien, Göttweig, Passau, Bamberg, Gotha, Leipzig, Dresden, London, Manchester, Paris, Mailand, Rom.[2])

Georg Simler aus Wimpfen und die Pforzheimer Drucke der Ars memorandi.

Beim Beginne des sechszehnten Jahrhunderts nahm sich ein angesehener Gelehrter der Ars an und gab ihr neues Leben, es ist Georg Simler aus dem Reichsstädtchen Wimpfen am Neckar. Wir finden seinen Namen 1490 in die Leipziger Matrikel eingetragen (Wintersemester) als Georgius Symmeler de Wympina, was uns gestattet, seine Geburt in das Ende der sechsziger Jahre des 15. Jahrhunderts zu setzen.[3]) In den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts ist er als Lehrer tätig in Pforzheim, der Vaterstadt Reuchlins, wo Melanchthon Simlers Schüler war; darauf geht er nach Tübingen (1510) und wird hier Magister.[4]) In Tübingen erschienen von ihm Observationes de arte grammatica 1512, darunter das vor allem wichtige Isagogicon sive Introductorium in litteras graecas, eine von den Zeitgenossen sehr geschätzte griechische Grammatik.[5]) Von 1515 lehrt er Zivilrecht, zog sich jedoch

---

[1]) So der Stand in den vierziger Jahren. Vgl. Maßmann, Die Xylographa der Hof- und Staatsbibliothek zu München 1841, S. 5. 22.

[2]) Schreiber a. a. O. IV, 134.

[3]) Eck, Studierende aus Wimpfen bis 1650, in der Festschrift der Realschule daselbst S. 10.

[4]) Reuchlins Briefwechsel S. 103; Zasii epistolae p. 412; Maius, Vita Reuchlini p. 144; Horawitz, Griech. Studien. Berlin 1883, S. 19.

[5]) Melanchthons Institutt. graecae grammaticae 1518 wurden das herrschende Lehrbuch, folgen aber wesentlich der Simlerschen Grammatik. Paulsen, Gesch. des gelehrten Unterrichts. Leipzig 1896 [2] I, 67. 68. 153; Eck a. a. O.

in seine Vaterstadt zurück, wo er vermutlich 1537 sein Leben beschloß. Im Jahre 1547 bekennen Bürgermeister und Rat der Reichsstadt Wimpfen, daß Frau Barbara Werrich, Witwe des Doktors der Rechte Georg Symler, bei ihrer Stadt unablöslich angelegt habe 400 Gulden, wovon die jährlichen Zinsen 20 Gulden zu Tuch für Bürger, sowie 50 Gulden für die Dominikaner, wovon die Jahreszinsen mit 2 Gulden zur Abhaltung eines Jahrtags bestimmt sind; 1553 versprechen Prior und Konvent des Gotteshauses Prediger-Ordens dem Doktor der Rechte, G. Symler, der vor Jahren, und dessen Gattin, die in diesem Jahr gestorben, und welche beide ihr Begräbnis in ihrem Gotteshause haben, für die 50 Gulden usw. eine ewige Jahrzeit halten zu wollen. [1])

Was uns hier zunächst interessiert, Simler gab eine Ars bei Thom. Anshelm [2]) in Pforzheim heraus, die von nun an in mehreren rasch folgenden Ausgaben erschien; die erste fällt ins Jahr 1502. Seinen Namen stellte er bei diesen Ausgaben um: Relmisius, Rationarium.

Die Pforzheimer Ausgaben beginnen nach Humanistenart mit empfehlenden Versen guter Freunde, Seb. Brant, Jod. Gallus, denen der Herausgeber ein Tetrastichon an den Leser folgen läßt: Aspice miro etc.

In einer kurzen Vorrede bemerkt Simler, von Natur oder durch künstliche Mittel lasse sich das Gedächtnis stärken, letzteres durch die Bildung gewisser Figuren, wie die vorliegenden; mit ihnen habe er die Verse des Peter von Rosenheim verbunden. Dieser, Mönch von Melk, verstand es, alle Bücher des Alten und Neuen Testaments in möglichst kurze Verse zu fassen. [3])

Zur Veranschaulichung sei aus einer Pforzheimer Ausgabe das vierte Bild aus Matthäus oben S. 11 gewählt. Jede Ziffer weist auf ein Kapitel hin.

19. Von der Ehe.
20. Arbeiter im Weinberge.
21. Einzug in Jerusalem.
22. Hochzeit des Königs.
23. Auf dem Stuhle Mosis.
24. Jüngster Tag.

Infolge der schnellen Aufeinanderfolge der drei ersten Ausgaben konnte der Drucker Thomas Anshelm auf der vorletzten Seite der Ausgabe von 1505 sagen: Gegenwärtiges Werkchen, das, wie der Leser

[1]) Wagner, Die ehemal. Stifte in Oberhessen und Starkenburg I, 102.

[2]) Diesen Anselm lobt er gleich Wimpfeling, Gresemund, Gallinar wegen der Drucklegung der Schrift Rabans De laude s. crucis 1503.

[3]) Diese Verse beginnen bei Matthäus: A patribus genitum. Ueber Peter v. Rosenheim vgl. K.-Lex. IX, 1937; Histor.-pol. Bll. CXXXIV, 380.

sieht, in unserer Offizin gedruckt ist, war fast schon durch den Orient gedrungen. [1])

Blatt 17b derselben Ausgabe 1505 erzählt, ein ungenannter Gelehrter habe den Stoff der Ars in Verse gebracht und für das ganze Jahr verteilt. [2])

Die Pforzheimer Ausgaben erschienen unter zweifachem Titel:

1. Memorabiles evangelistarum figurae in 17 Blättern 1502, 1503 und 1504.

2. Rationarium evangelistarum in 18 Blättern 1505, 1507[3]) und 1510.

Eine letzte Ausgabe erschien noch einmal 1522, jedoch zu Hagenau. [4])

Eine deutsche Ausgabe[5]) gibt es nicht; was als solche bezeichnet wird, beruht auf einer Verwechslung mit der Ars memorativa. Letztere diente im allgemeinen zur Stärkung des Gedächtnisses überhaupt.

Es war mir eine freudige Ueberraschung, als ich im Kreise gelehrter Freunde des Camposanto zu Rom am 20. Mai 1905 über diese neue Arbeit einen Vortrag hielt, und Herr Prälat Baumgarten uns das eben erschienene neueste Heft der „Zeitschrift für Bücherfreunde", 9. Jahrgang, 1. Heft, vorlegen konnte, denn es befindet sich darin eine mehr die künstlerische Seite des Druckes betreffende Abhandlung von Hagelstange über das Rationarium Evangelistarum unter Beigabe der Bilder der Pforzheimer Ausgabe. Bei weiterem Interesse möge der Hinweis auf diese Abhandlung genügen.

IV. Die Anschauung der Zeitgenossen.

Wenngleich die Gelehrten der Hochschulen eine eigene, festgegliederte Körperschaft bildeten, so schlossen sie sich doch keineswegs kastenartig von der übrigen Bevölkerung ab. Ihre Forschungsergebnisse wurden nicht wie eine Geheimlehre gehütet und anderen vorenthalten, sondern sie

---

[1]) Opusculum praesens . . . iam pene orientem penetraverat.

[2]) Weigel und Zestermann, Anfänge der Druckkunst II, 97 folg. behandelt xylographische Fragmente und von den typographischen Ausgaben die von 1505, 1507 und 1510 näher. In O. Mühlbrecht, Bücherliebhaberei S. 21 des 1. Matthäusbild, desgl. in Falkenstein, Geschichte der Buchdruckerkunst S 21, 22.

[3]) Weigel-Zestermann, Anfänge der Druckkunst; Ebert 1249; Brunet, Manuel I, 500; Sinceri Nachr. S. 41; Stiftsbibliothek von St. Gallen, Katalog 1229.

[4]) Eine Erweiterung erfuhr die Ars in Argumenta singulorum (nempe 89) capitum generalia quatuor evangelistarum. Antwerpen 1533.

[5]) Panzer, Deutsche Annalen (Zusätze) III, 25; Ebert 1249.

drangen in weitere Kreise und wurden zum Gemeingut, soweit dies überhaupt möglich und ersprießlich war.

Was über die heiligen Bücher in den geschlossenen Hörsälen gelehrt wurde, konnte in entsprechender Weise auf der Kanzel von der Gesamtheit vernommen werden, konnte vermittelst der zahlreichen Erbauungs- und Lehrbücher in die mit der Kirche so engverknüpften Familien eindringen. [1])

Gelehrter in seiner Studierstube.



Terentius, Lugd. 1493.

Wir müssen die Anschauungen hervorragender Männer vernehmen, um zur vollen Kenntnis und Würdigung des auf die Heilige Schrift bezüglichen Zustandes im christlichen Volke zu gelangen. Die Prediger, die Verfasser der Erbauungsbücher bilden die Vermittelung des höheren Bibelstudiums an die breite Masse. Man denke an einen Thomas von Kempen, an einen Geiler von Kaisersberg, an einen Wimpfeling, Trithemius, an die zahlreichen Postillen. Eine Zusammenstellung der diesbezüglichen Stellen ergäbe eine eigene Schrift; eine Auswahl schon wird

[1]) Man wende nicht ein, daß die Bibel in lateinischer Sprache vorlag; jeder Gebildete verstand lateinisch, und schon 1466 erschien die erste deutsche Bibel zu Straßburg.

zu der Ueberzeugung führen, daß in jenen Tagen wahrlich das Mögliche geschah, um die Gläubigen in einen nutzbringenden Gebrauch der heiligen Schriften einzuführen und dem Mißbrauch derselben vorzubeugen.

Thomas von Kempen.

Wer kennt nicht des ehrwürdigen Thomas a Kempis Vier Bücher von der Nachfolge Christi? Kein Buch ist nach der Heiligen Schrift zu so hohem Ruhme gelangt als dieses goldene Büchlein. Ein ganzes Kapitel handelt vom Bibellesen.

Erstes Buch, 5. Kapitel: Von Lesung der Heiligen Schrift.

1. Wahrheit, nicht Beredsamkeit muß man in der Heiligen Schrift suchen. Die ganze Heilige Schrift soll mit dem nämlichen Geiste gelesen werden, in dem sie verfaßt worden. Wir müssen mehr Nutzen als Feinheit der Schreibart in der Schrift suchen. Jene Bücher, worin Andacht und Einfalt herrscht, müssen wir ebenso gern lesen als jene, worin Hoheit und Tiefsinn liegt. Nicht soll dich das Ansehen des Schriftstellers irre machen, ob er mehr oder minder gelehrt war, nur reine Liebe zur Wahrheit soll dich zum Lesen anziehen. Frage nicht, wer das gesagt habe, sondern sieh' nur auf das, was gesagt wird.

2. Unser Vorwitz hindert uns oft bei Lesung der Schrift; wir wollen begreifen und ergrübeln, worüber wir nur mit Einfalt weggehen sollten. Willst du Nutzen schöpfen, so lies mit Einfalt, Demut und Glauben. [1])

Johannes Trithemius.

Im Anschluß an Thomas wollen wir den Abt Trithemius hören, den die Zeitgenossen schon so hochschätzten. In seinen Briefen hauptsächlich spricht er wiederholt seinen Lobpreis der Heiligen Schrift aus, mahnt und ermuntert wiederholt zum eifrigen Bibelstudium als dem Mittel, um als Priester auf geistiger Höhe zu bleiben. „Wer Gott liebt, muß die heiligen Bücher lieben; denn wer Gott liebt, geht gern mit Gott um, und in den heiligen Büchern begegnet er Gott dem Herrn." Dem Nikolaus von Mernek schickt er einen auf Bitten von Freunden verfaßten Traktat, welcher die Art und Weise bespricht, wie das Bibelstudium fruchtbringend einzurichten sei. Dem Pfarrer Heinrich Kesse zu Bingen drückt er seine Freude aus, daß dieser, wie er vernommen, so

---

[1]) Buch 4, Hauptst. 11: Auch sollen mir die heiligen Bücher zum Troste und zum Spiegel meines Lebens dienen, mehr aber als alles soll dein heiligster Leib meine vorzüglichste Arznei und Zuflucht sein.

eifrig sei im Predigen, aber auch im Studium der Heiligen Schrift. Am 6. November 1507 gratuliert Trithemius von Würzburg aus dem zum Prior gewählten Pater Eberhard Campis und fügt das Schriftstudium betreffende Lobeserhebungen bei; so auch in einem Schreiben an den Laacher Prior Butzbach: „Schriftkenntnis wird dich und die Deinigen der Nachwelt denkwürdig und im Jenseits der ewigen Seligkeit ohne Zweifel würdig machen.“ [1])

Damit nun seine Freunde und Schüler die Heilige Schrift mit Nutzen studieren könnten, entwarf Trithemius 1486 eine kurze Anleitung zur Erforschung der Heiligen Schrift, welche er 1488 zu einem förmlichen Traktate mit dem Titel Investigatorium S. Scripturae ausarbeitete. Busäus besaß diese Schrift verstümmelt und gab sie wahrscheinlich deshalb nicht heraus. [2])

Jakob Wimpfeling.

Wimpfeling, der bekannte, für tüchtige Heranbildung der studierenden Jünglinge so eifrig tätige Elsässer Gelehrte, äußert sich in seiner 1505 und 1506 zu Straßburg erschienenen Schrift De Integritate, Von der Sittenreinheit, welche Schrift ein Führer für alle Priesteramtskandidaten sein sollte, also: [3]) „Wir sehen, daß Leute aus dem Volke und Laien beide Testamente, das Leben der Väter, das Buch von der Nachfolge Christi, das Kompendium von der Theologischen Wahrheit u. dergl. Bücher in ihrer Muttersprache lesen; deshalb wäre es sicher unziemlich und würde keinen guten Sinn verraten, wenn gar Kleriker gegen solche Lektüre Abneigung zeigten.“ Kap. 28.

Johann Schott.

Johann Schott, ein Straßburger, nahm aus der Geringschätzung der Gebote Gottes und dem Ueberhandnehmen der Sünde Anlaß, seinen Spiegel christlicher Wolfart [4]) 1509 bei Joh. Knoblouch herauszugeben. Seine Belehrung faßte er in Reime; um Junge und Alte anzulocken, gab er auch Bilder bei; wem aber das Gebotene nicht genüge und wer mehr wissen wolle, den weist er an die „Teutschen Bibeln“.

---

[1]) Trithemii Opera ed. Busaeus, p. 916: epistola 4. 9. 19. 32. 33.

[2]) Silbernagl, Abt Trithemius S. 211.

[3]) „Videmus populares et laicos legere in vernacula lingua utrumque instrumentum, vitas patrum, de imitatione Christi, compendium theologicae veritatis etc.“

[4]) Geffcken S. 179; ein Exemplar in München, nach Weller 512. Der Spiegel ist eine Erklärung des Dekalogs, dessen Uebertretung mit den zehn Plagen gestraft wird

Geiler von Kaisersberg.

Geiler von Kaisersberg, der berühmte Kanzelredner des Straßburger Münsters, kommt mehrfach auf die Heilige Schrift zu sprechen. Er stellt die Bibellehre auf gleiche Stufe mit der heiligen Eucharistie als



Gailer von Kaisersberg auf der Straßburger Münsterkanzel.

(Aus Sünden des Mundes 1518.)

Mittel des Heils. Damit die Bibel der Seele wahrhaft zum Heile gereiche, muß sie gelesen werden, wie sie es sein muß. Mehr wie ein anderer Prediger oder Autor jener Zeit warnt er vor dem Mißbrauch der Bibel, wie es die Irrlehrer zumal jener Zeit getan haben, wie es

die Waldenser, die vom freien Geiste, die Böhmen und andere getan. „Die heil. Geschrift nit würgen oder krümmen und dringen. Ein wahrer bescheidener Mensch, der zeucht (zieht, dehnt) die heil. Geschrift nit zu seinem Dunken und Anschlag, aber ein unbescheidener Mensch tut solichs, der dringt und zwingt die heil. Geschrift uff seine synn, der muß vorgon (vorgehen) und der best sin, das soll nit sein." [1]) An den betreffenden Stellen spricht Geiler, einem Propheten gleich, von den kommenden Wirren, welche mit dem falschen Schriftprinzip alsbald nach seinem 1510 erfolgten Tode hereinbrachen.

Otto von Passau.

Ein sehr beliebtes Lehr- und Erbauungsbuch fürs Volk schrieb 1386 der Franziskanerbruder Otto von Passau, Lesemeister zu Basel; er gab seinem Buche den Titel: Die 24 Alten, wie solche den Thron Gottes umgeben. In jedem Kapitel tritt einer dieser Alten belehrend auf und jeder schließt seine Belehrung: „Folgest du mir, so magst du den goldenen Thron wohl erwerben."

Von seinem Buche lassen sich noch 40 Handschriften nachweisen, welche ins 15. Jahrhundert reichen, abgesehen von den zahlreichen Drucken.

Das ganze 14. Kapitel handelt von der Heiligen Schrift in 3 Abteilungen: „der vierzehnt Alt lehret dich die heilige göttliche Geschrift und Kunst, und von ihrem Ruhm, und wie man ihr folgen soll, was sie großes Nutzes schafft. Ich rath dir auch mit allen Fleiß, daß du die Geschrift der alten und der neuen Ee dick und vil mit Andacht und mit Ernst lesen solst, es sei in teutsch oder in latin, ob du latin verstandest, und der heiligen Lehrer Lehr solst du wohl behalten und sie inniglich zu Herzen legen und sie endlich und ernstlich wirken."

Die starke Verbreitung dieses Buches erhellt aus der Zahl der Auflagen.[2]) Wie viel Tausende mögen — mag man an die Handschriften, mag man an die Drucke denken — dieses Buch in Händen gehabt haben und nach diesem Buche ihre Beziehung zur Bibel geordnet und festgehalten haben! Ausgaben desselben sind bekannt:

1470 (?) Regensburg, F. Pfister.[3])
1480 Augsburg, A. Sorg.
1480 Utrecht, J. v. Leempt.
1483 Straßburg, M. Schott.

---

[1]) **Dacheux, Un reformateur catholique à la fin du XV. s. Jean Geiler de K. 1876, p. 226: L'interprétation de la bible.**

[2]) Nach Hain 12127—12134, Hain-Copinger, Proctor, Campbell, Holtrop u. a.

[3]) Allg. deutsche Biogr. XXV, 794.

1483 Augsburg, A. Sorg.
1484 Harlem, J. Bellaart.
1485 Zwolle, Drucker? [1])
1488 Delft, Drucker?
1489 Utrecht, Drucker?
1492 Köln, J. Kölhof. [2])
1500 Straßburg, J. Schott.
1508 Straßburg, J. Knoblouch. [3])

In allen Teilen des deutschen Vaterlandes begegnen wir der Mahnung zu fleißigem, ernsten Lesen der Heiligen Schrift; nur vor Mißbrauch, vor verderblichem Lesen wird gewarnt.

Die Kölner Bibel, aus Quentels Offizin um 1480 hervorgegangen, verbreitet sich in der Einleitung über Bibellesen wie folgt: Ein jeder Christenmensch soll dieses Buch mit großer Andacht und Brünstigkeit lesen. Als Zeugen treten Bibelstellen und Kirchenväter auf. Die in der Bibel beschlossene Weisheit ist zwar unergründlich und unbegreiflich, daß selbst die hochgelehrten Meister sie nie voll erkannt haben; dennoch ist die Heilige Schrift, dieses Buch göttlicher Weisheit, klar und unbedeckt. Daher dürfen alle Leute, gelehrte wie nicht gelehrte, geistliche wie weltliche, in diesem Buche göttlicher Weisheit lesen. Die Hochgelehrten sollen die Uebersetzung des hl. Lehrers Hieronymus gebrauchen, wie gemeiniglich die heilige katholische Kirche sie gebraucht, da er die Bibel aus dem Hebräischen und Griechischen nicht ohne besonderen Beistand des Heiligen Geistes getreu ins Lateinische übersetzt hat. Ungelehrte, einfache Menschen, besonders geistlich beschlossene Kinder (Klosterleute) sollen dies gegenwärtige Buch, recht nach lateinischem Texte ins Deutsche übersetzt, gebrauchen. Die Einleitung bemerkt weiter, diese Uebersetzung [4]) sei schon vor manchen Jahren angefertigt und in geschriebenen Exemplaren bei vielen frommen Menschen, auch in Klöstern, gewesen und lange vorher im Oberlande wie auch in einigen Orten unten (Niederrhein) gedruckt und eingeführt in manchen Ländern und verkauft. Damit der Mensch desto mehr Freude und Liebe bekomme, diese werte Heilige Schrift zu lesen, sind an einigen Stellen und Kapiteln Figuren (Bilder) gesetzt usw. Schließlich mahnt die Einleitung, der Leser möge das, was er nicht begreift, ungeurteilt lassen, vielmehr alles so annehmen, wie die durch die ganze Welt verbreitete Kirche es versteht und vorstellt. Wegen der vielen dunklen und mißverständlichen Stellen gibt der Herausgeber die Erklä-

---

[1]) Brunet IV, 259 ohne Quellenangabe.
[2]) Ennen, Katalog der Inkunabeln in der Stadtbibliothek zu Köln S. 84.
[3]) Weller 430. — [4]) D. h. die Uebersetzung der Bibel überhaupt.

rungen des Nikolaus von Lyra dazu; doch sind sie nicht sehr häufig und auch nicht umfangreich.[1])

Das „Buch von der Liebe Gottes", bei Stephan Arndes in Lübeck erschienen 1497, lehrt, Gott über alle Dinge lieb zu haben. Wir sollen Gott allein um seiner selbst willen lieb haben; liebten wir ihn um unsertwillen, so hätten wir uns mehr lieb als ihn, wie die Mutter, die den Schulmeister des Kindes wegen, das er unterrichtet, lieb hat, das Kind mehr liebet als den Schulmeister; je uneigennütziger aber eine solche Liebe ist, desto angenehmer ist sie Gott.

Die vielen Wohltaten, welche Gott uns gibt, müssen uns zur Liebe gegen ihn antreiben. Die vielen Wohltaten lernet man aus der Heil. Schrift am besten erkennen, die daher fleißig zu lesen ist, namentlich „dat boek der scheppynge (Schöpfung, Genesis), dat boek des utgangs van egyptenlant und danne de boke der Koninge, eene ander tyt (zu anderer Zeit) de boke der propheten und de boke der hylgen frauen Judith und Esther, eene andere tyt de boke der rechter (Richter) und der stride" (Machabäer).[2])

Die Lübecker Postille von 1493 mahnt dringend zum Lesenlernen, Bücherkaufen und Bibellesen. „Scheme dich, du Minsche, der du nicht kannst lesen in disen Tagen und versumest die Seligkeit diner Seelen, welche Seligkeit du suchen magst ut (aus) der Kunst, die Gott din Herre dir in dinen Tagen hefft geopenbaret, welche Kunst nicht war, daß man Boke kunde drucken in den Tagen, do de hylge Antonius und andere grote hilgen leveten up dieser Erden. Scheme dich, du homotige Minsche, dat du nit vlyt (Fleiß) tust, dat du dir (ver) schaffest etwelche Boke, die du um geringes Geld suchen magst. . . . Scheme dich, du gieriger Minsche, dat du dich nicht besorgest ut dieser vorgesagten Kunst, ut welcher Kunst du diner seelen sameln magst einen unvergenklichen Schat. . . . Wenn hätten etliche Ketzers gehabt in iren Tagen diese Kunst, darmit gedrucket wird die heil. Schrift, sie hätten sich bekeret, darum wird Gott ihnen gnädiger sein als euch." Die Postille empfiehlt nochmals lesen gerade in dieser Zeit, wo ein neues Licht in den gedruckten Büchern aufgegangen, „denn die hilge Schrift wird geglichent einer Luchten (Lichte), darby wir arme Sünders wandern nach (zu) dem ewigen Leben. Kannst du nicht lesen, so kaufe dir Bücher und lasse dir daraus vorlesen." [3])

[1]) Nach Walther, Deutsche Bibelübersetzung S. 658 ff.

[2]) P. J. Bruns, Beiträge zur Bearbeitung aller Handschriften, Drucke und Urkunden. Braunschweig 1802. S. 360.

[3]) Aehnliche Betrachtungen in der großen Kölner Chronik von 1499 an der berühmten Stelle über die Erfindung der Druckkunst. Vgl. Chronikon der Stadt Köln (Deutsche Städtechroniken). III, 794.

Der „Seelentrost“, dessen erste Ausgabe 1474 zu Köln erschien, beginnt also: „Der Seelen Trost liegt an (in der) heil. Lehre und an Betrachtungen der heilgen Geschrift; darum sollst du gerne lesen und hören die Bücher der heilgen Schrift, denn glicher Wise (wie) der Licham (Leib) lebet von erdscher Spise, also lebet die Sele von heilger Lehre, denn der Mensch lebet nicht allein von dem uswendigen Brode, sunder auch von dem Wort, das da geht von dem Munde Gottes, und das ist die heilge Schrift, die Gott gesprochen hat durch der Propheten Mont (Mund) und durch die heilgen Lehrer.“

Dieses beliebte Buch erlebte von 1474 bis 1500 zwölf Auflagen (in mehreren Dialekten), die beiden letzten fallen in die Jahre 1522 und 1523. Die verschiedenen Druckorte sind Köln, Augsburg, Harlem, Zwolle und Antwerpen. Ueberallhin drang das Buch und verbreitete so in die lesensfähige Masse seine guten Gedanken.[1])

Im „Spiegel der Laien“, Lübeck 1496, richtet der Schüler allerlei Fragen an den Lehrer über die heiligste Dreifaltigkeit; eine der Fragen betrifft die Heil. Schrift, welche der Lehrer erklärt: „De böke (Bücher), de begreppen (begriffen) syn in den biblien, dede syn togeläten to lesen in der hilgen kerken und van dem hilgen concilio, van den hilgen vaders (Kirchenvätern) geconfirmeret mit allen den böken dede syn geschreven van den hilgen lerers up de böke der biblien, dede syn togelaten, darut to leren und to prediken, dyt is de hilge Schrift.“

Andere Stellen, welche das Lesen der Heiligen Schrift betreffen, finde ich zusammengestellt — zu schweigen von den bekannten Stellen bei Janssen-Pastor — in Braun, Die katholische Predigt während der Jahre 1450 bis 1650 über Ehe und Familie, Erziehung, Unterricht und Berufswahl (1904, S. 36 ff.). Die hier von Braun benutzten Bücher sind der „Spiegel des kranken und sterbenden Menschen“ (1494), der „Beschlossen Garten des Rosenkranz Mariä“ (1505), die „Himmelsthür“ (1513), „Brants Narrenschiff“ (1494).

V. Die 1450 bis 1520 erschienenen Bibeldrucke.

Die letzten Jahrzehnte haben unsere Kenntnis der Bibeldrucke in dem Zeitraume von 1450 bis 1520 sehr gefördert.

Zunächst verdanken wir dem Engländer A. Copinger eine vorzügliche Monographie der lateinischen Bibel: Incunabula biblica or the

[1]) Hist.-pol. Blätter, CVIII, 212: Zur älteren Volksliteratur. Himmelstraße und Seelentrost.

[illegible] of the latin bible between 1450 and 1500. London [illegible] mit 54 Faksimiletafeln und einem Anhange, welcher [illegible] der Bibeldrucke von 1501 bis 1520 verzeichnet. [illegible] beschreibt für den Zeitraum 1450 bis 1500 die stattliche [illegible] 124 lateinischen Bibeln, von denen er selbst 13 als zweifel[illegible] da er sie nicht selbst gesehen. Der französische Biblio[illegible] glaubt außerdem nur [illegible] Ausgaben [illegible] zu [illegible] daß nur 99 sichere Ausgaben [illegible] noch 57 [illegible] 99 Nummern [illegible] Ausgaben [illegible] so daß von 1450 [illegible] 2 hoch[illegible] Ausgaben, so daß von 14[illegible] unzweifelhaft angenommen werden können [illegible] für

Dazu kommen 17 [illegible] 1 belgische, 1 [illegible] — [illegible] die [illegible] ohne die 6 hebräischen [illegible] deren die Völker des Abendlandes [illegible]

Bei diesen [illegible] nicht vorzügliche Arbeit [illegible] unvollendet[2] [illegible] thèques de France [illegible] 2263—2386 [illegible] bloß die [illegible] französischen [illegible] Alles [illegible]

[illegible]

Die fruchtbarsten Bibeljahre waren 1475, 1487, 1489, 1491, 1500, 1511 und 1514, wo 7, 1498, wo 8, 1477 und 1483, wo 9, 1480 und 1510, wo 10 Bibeldrucke in verschiedenen Sprachen erschienen; 1520 erschienen 4 Drucke.

Als den fruchtbarsten Bibeldrucker kann man die Kobergersche Firma in Nürnberg bezeichnen: sie allein lieferte 1475 bis 1520 etwa 25 Bibelausgaben, alle in Folio, manche Ausgaben mit dem Kommentar des Nikolaus von Lyra in 4, mit Hugos Kommentar sogar in 7 Foliobänden. „Unter allen Buchdruckern des 15. Jahrhunderts hat sich niemand um die Verbreitung der Bibel verdienter gemacht als Ant. Koberger," sagt schon Denis, Merkwürdigkeiten der Garellischen Bibliothek, 1780 S. 63.

Die russische Bibelübersetzung darf besondere Berücksichtigung verlangen, denn in keinem exegetischen Handbuche finde ich sie erwähnt; erst gegen Ende der Herstellung meines Manuskriptes fand ich in der Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche (3. Aufl. 1897), Seite 157 des dritten Bandes Auskunft und Bestätigung meiner eigenen Ermittelungen.

Der von mir viel benutzte und mit Erfolg zu Rate gezogene sehr zuverlässige Ebert gab mir in seinem Allgemeinen Bibliographischen Lexikon unter Nummer 2353 die erste Spur: Biwlya ruskaja wylozena doktoron Franciskom Skorinoju. Prag 1519. 4. Dazu bemerkt Ebert: „Von dieser im russischen Volksdialekt nach der Vulgata verfertigten Uebersetzung kennt man bis jetzt — Ebert erschien 1821 — nur zwei Bände, welche die 5 Bücher Mosis, 4 Bücher Könige, Judith, Esther, Ruth, Job und David enthalten. Das einzige Exemplar wurde bisher im kaiserlichen Archive zu Moskau aufbewahrt. Existiert es noch?"

Diese Notiz schien mir wert, weiter verfolgt zu werden. Eine Anfrage bei dem Vorstande der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg sollte Klarheit schaffen.

Noch vor Eintreffen der Antwort aus St. Petersburg spielte mir das Finderglück folgende Notiz zu: Knauthe, Historische Nachricht von denen Bibliotheken in Görlitz 1737 gibt an: „Die vornehmsten theologischen Bücher (der Milichschen Bibliothek in Görlitz) sind: Die Bibel in böhmischer Sprache in Silberdruck, Teutschenbroda 1596, ingleichen die Bibel in Moskowitischer Sprache, ohne eine beygesetzte andere Uebersetzung mit Moskowitischen Literis gedruckt. Der Titul lautet übersetzet: Biblia Russiaca explicata a Doctore Francisco Scorino e celebri urbe Plozki, in honorem Dei et universis hominibus ad meliorem informationem. Pragae in civitate veteri 1518. in quarto maj. Der Titel stimmt also zu Ebert bis auf das Druckjahr 1518.

Inzwischen lief die Antwort erwähnter Bibliothek in St. Petersburg ein mit dem Bemerken: 1. Die Jahresangabe Eberts ist ungenau, es muß heißen: Prag 1517—1519. 2. Das einzige vollständige Exemplar der Skorinaschen Bibelübersetzung besitzt die Kais. öff. Bibl. zu St. Petersburg; unvollständige Exemplare befinden sich in mehreren Bibliotheken St. Petersburgs und Moskaus.[1])

Infolge weiteren Bemühens erfuhr ich, daß die noch bestehende Milichsche Büchersammlung zu Görlitz unter der Signatur A II 4° 26 allerdings dieses „bisher unbeachtet gebliebene Werk“ besitzt. In den ersten Monaten des Jahres 1905 konnte ich, dank dem freundlichen Entgegenkommen der Milichschen Verwaltung in den Räumen der Mainzer Stadtbibliothek den Quartanten in Ruhe einsehen.

Im Görlitzer Exemplare zählte ich 684 Blätter Quart zu 22 Zeilen; gute Bilder, zum Teil blattgroß und altkoloriert, heben den Wert des schönen Druckes; z. B. Moses vor der Bundeslade, wie Gott zu ihm redet, Moses im Binsenkörblein mit Anklängen an das betreffende Bild der Cobergerschen Bibel von 1483, die Stiftshütte, deren Deckel schwebende Engel heben, der 7armige Leuchter, der Hohepriester in seiner Amtskleidung, die Königin von Saba vor Salomon, gegen Ende ein sorgfältig gearbeitetes Bild des Uebersetzers Skorina in seinem reich ausgestatteten Arbeitszimmer.

Zu den Bildern dienten verschiedene Vorlagen, teils im gotischen, teils im aufkommenden italienischen Stile, teils auch in streng russischer Auffassung und wohl eigens für diese Bibel gefertigt, teils ausländischen Stils.

Da diese Bibel in kyrillischen Lettern gesetzt ist, so blieb sie mir ein Buch von Hieroglyphen. Wiederum verdanke ich dem Vorstande der kaiserlichen Bibliothek (unterz. Kobeko) erwünschte Auskunft:

1. Die von Skorina herausgegebene Bibel (Prag 1517—1519) enthält (in der Reihenfolge des Erscheinens):

Buch Hiob 51 Folia, Sprüche 48, Jesus Sirach 81, Prediger 18, Hohes Lied 11, Weisheit 32, Könige und Chronika (4 Bücher der Könige) 241, Josua 48, Judith 26, Genesis 94, Exodus 76, Levit. 54, Num. 74, Deuteron. 66, Ruth 8, Richter 48, Esther 26, Klagelied Jerem. 12, zusammen 1014 Folia[2]) zu 22 Zeilen.

---

[1]) Derselbe Brief teilt mit, daß die zweite Bibelausgabe in russischer Sprache 1581 zu Ostrog erschienen sei unter dem Titel: Biblija sirec Kwigy wetschavo i nowawo saweta. — Die Stadtbibliothek zu Breslau besitzt einzelne Blätter, abgelöst von den Einbanddecken städtischer Rechnungsbücher, wie mir mein Freund Archivdirektor Dr. Jungnitz mitzuteilen so gütig war.

[2]) Die Verschiedenheit in der Zahl der Folien und in der Aufeinanderfolge der Teile erklärt sich aus dem allmählichen Erscheinen und dem beliebigen Zusammenbinden.

Jedes Buch hat seine eigene Pagination, wobei die Folia mit einer Zeichnung nicht mitgezählt sind.

Unterschieden von diesen Büchern ist der 1517 zu Prag herausgegebene Psalter, 142 Folien größeren Formates.

2. In den Epilogen zu den einzelnen Büchern nennt er sich: „Gelehrter in Arzneiwissenschaften Doktor Franciscus Skorina aus Polozk."

Die Skorinasche Bibel ist eine Uebersetzung der Vulgata, wie aus der Vorrede zum Buche Esther hervorgeht.

Soweit die dankenswerte Auskunft aus St. Petersburg.

Bei weiterem Interesse verweise ich auf die Monographie: Vladimirov, Doctor Francisk Skorina, dessen Uebersetzungen, gedruckte Ausgaben und Sprache, herausgegeben von der St. Petersburger Gesellschaft der Liebhaber des alten Schriftentums als Nr. XC.

Eine ausgiebige Analyse eben dieser Monographie gibt Murko (Lemberg) im Archiv für slavische Philologie. 12. Bd. Berlin 1890 S. 243—268.

VI. Psalter und Postille.

Die Bildung des Volkes war noch nicht so weit gediehen, daß jeder des Lesens kundig war. Die Lesenskundigen besaßen nur zum kleinen Teil die Mittel, eine Vollbibel, sei es auf Pergament, sei es auf Papier geschrieben, zu erwerben. Wie oft kommt das Leihen von Bibeln infolgedessen vor! Die Druckkunst brachte immerhin einen ganz bedeutenden Fortschritt.

Gleichwohl läßt sich erkennen, daß die Bevölkerung nicht losgelöst war von den heiligen Büchern, wie man so gern von gewisser Seite behauptet; das Volk hatte zwei Auszüge aus der Heiligen Schrift, welche im religiösen Leben des Mittelalters eine große Rolle spielten, nämlich den Psalter und die Postille.

A. Der Psalter.

Einen sehr wichtigen Teil der Bücher des Alten Testamentes bilden die 150 Psalmen: das Psalterium, der Psalter, liber psalmorum. In den großen Büchersammlungen findet sich eine ungewöhnlich große Zahl von handschriftlichen oder gedruckten Psaltern. Woher diese Erscheinung? Sie erklärt sich aus der dreifachen Verwendung 1. als Lernbuch, 2. als Gebetbuch für Geistliche und Weltliche, 3. als Studienobjekt.

1. Psalter als Lernbuch der Kinder.

Der Mönch und Schriftsteller Othlo bezeichnet es als einen „in der Kirche herrschenden Gebrauch, daß die Schüler am Psalmenbuche das Lesen erlernten und die Psalmen dem Gedächtnis einprägten".

Noch ehe die Zöglinge zum Unterricht im Lesen und Schreiben kamen, wurde ihnen der Psalter vorgesagt und ins Gedächtnis eingeprägt. Sogar Frauenspersonen besorgten dieses Auswendiglernen. Danach erst schickten die Eltern die Kinder zur weiteren Ausbildung ins Stift oder ins Kloster.

Von Christina Ebnerin, der Dominikanerin zu Engelthal bei Nürnberg, geb. 1277, sagt die Lebensbeschreibung: „Sie hatte noch nicht ihr zehntes Lebensjahr erreicht, als ihre Eltern sie den Händen einer sehr gebildeten und tugendhaften Frau übergaben, um sie in dem Lesen des Psalters unterrichten zu lassen." [1])

Die unter Fulda stehenden Augustinerinnen zu Höchst im Odenwalde (großh. hess. Prov. Stackenburg) erhielten 1290 ein Statut, wonach auswärtige Mädchen nicht zugelassen werden sollten des Psalterlernens halber, wenn sie nur deshalb kämen. [2])

Es fragt sich nun, was in vorliegendem Falle unter Psalter zu verstehen sei. Die 150 Psalmen für ein Kind? Gewiß nicht! Die Antwort lautet einfach: der Kinderpsalter, d. i. eine bestimmte Anzahl Psalmen. Gewisse Autoren stimmen nicht bezüglich der zu erlernenden Psalmen überein; ich glaube jedoch allen Zweifel beseitigen zu können durch Hinweis auf das unbeachtet gebliebene — wahrscheinlich einzige — Exemplar des in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek verwahrten Wiegendruckes Psalterium puerorum. [3])

Aus der Presse des 1486 von Venedig wieder nach Augsburg zurückgekehrten und bis 1516 tätigen Erhard Ratdolt ging dieses 8 Quartblätter haltende Heftchen hervor, das am Schluß sich bekennt als:

Psalterium puerorum feliciter explicit
per erhardum ratdolt de Augusta.

Blatt 1 gibt in schöner Randverzierung (rotes Pflanzenornament) das Alphabet in Fraktur, darunter das Pater noster, dem auf der folgenden Seite das Ave Maria in lateinischer Sprache genau in der heutigen

---

[1]) Lechner, Marg. von Cortona; Anhang S. 155. Andere Beispiele vom Psalterlernen bei Falk, Bibelstudien, S. 28. 32.

[2]) Neque puellae saeculares ammodo ibi teneantur causa psalterii addiscendi. Schannat, Dioec. Fuld. p. 177. 295.

[3]) Hain 13532. Der Druck zeigt Missaltypen (schwarz und rot) mit zwei kolorierten Initialen (P und D) und Versalien.

Fassung folgt. Darauf Benedicite (Tischgebet) — Decem precepta — Virtutes septem.

Blatt 2 beginnen die in den Sonntagsvespern gebräuchlichsten Psalmen, nämlich Dixit Dominus (Ps. 109), Confitebor tibi (110), Beatus vir (111), Laudate pueri (112), In exitu (113), Laudate Dominum (116), Dilexi (114), Magnificat (Luk. 1), Nunc dimittis (Luk. 2), De profundis (129). Den übrigen Raum nehmen ein: Credo, Salve, In principio, Introibo ad altare Dei (Staffelgebet) und einige Stoßgebetlein.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß wir hier ein für das Psalterlernen der Jugend, der jungen Kleriker und Ministranten eingerichtetes Büchlein vor uns haben.

2. Psalter als Gebetbuch.

Vom Psalter als Teil des Gebetes der zum Breviergebet Verpflichteten des geistlichen Standes soll hier nicht die Rede sein. Der Psalter diente nämlich auch den übrigen Gläubigen, zumal der Frauenwelt, als Gebetbuch zum privaten Gebrauch. Es gab lateinische Ausgaben, aber auch lateinisch-deutsche. „Der Psalter ist der stete Begleiter der Frauen, aus dem sie beten." [1]) In der Predigt weist Bruder Berchtold die Frauen hin: „Wie ihr Frauen im Psalter lesen könnt."

Im Leben des hl. Norbert von Magdeburg kommt ein zwölfjähriges Mädchen vor, welches nichts als den Psalter gelernt hatte. [2])

Ein Herr Ulrich von Indersdorf hatte bei einer Schenkung ans Kloster ausbedungen, seine Tochter müsse dafür Verpflegung erhalten, so lange sie um des Psalterlernens willen darin verweile: quoad psalterium discat. [3])

Die Beispiele ließen sich vermehren, die gegebenen mögen genügen.

3. Psalterstudium.

Als Gegenstand wissenschaftlicher Bearbeitung finden wir den Psalter allzeit und überall hoch gewertet. „Die Kommentare zu den Psalmen sind unzählig," sagt Kaulen im Kirchenlexikon X [2], 592, und sobald Gutenberg seine Kunst erfunden, tritt diese ein, um aus der ältesten und mittleren Zeit die angesehenen Autoren, wie Walafrid Strabo, [4])

[1]) Weinhold, Die deutschen Frauen im Mittelalter. 1897. I [3], 118.

[2]) Acta SS. Boll. Jun. I, 834.

[3]) Mon. boica XIV, 146. Hoffmann, Die heil. Schrift, ein Volks- und Schulbuch in der Vergangenheit, 1902, S. 62, mit Belegen aus älterer Zeit.

[4]) Hain 14571 kennt ihn nicht als Verf. des Scriptum compendiosum psalterii intentionem declarans. Proctor 1130.

Bruno von Würzburg, Peter von Herentals, Jacob Perez von Valencia, Nicolaus von Lyra, Turrecremata[1]) u. a. in wiederholten Auflagen weiter zu verbreiten. Glossa, expositio, Postillae in psalmos sind die Titel, unter welchen diese Arbeiten erscheinen.

Psalter mit deutscher Uebersetzung.

Ueber dieselben hat W. Walther eine besondere Untersuchung und bei 350 Bibliotheken Anfragen angestellt. Das Ergebnis der mühsamen Arbeit ist folgendes.[2])

Die Psalterien des Mittelalters, handschriftliche wie gedruckte, lassen sich in vier Klassen einteilen:

1. deutsch-lateinische, worin das Deutsche vorwiegt;
2. lateinisch-deutsche, worin die deutsche Uebersetzung dem lateinischen Texte beigegeben ist;
3. rein deutsche, in welchen höchstens der Anfang des Psalms lateinisch steht;
4. niederdeutsche.[3])

Es gibt 22 Uebersetzungen. Den allerersten lateinisch-deutschen sowie den zweiten rein deutschen Psalter konnte Walther nicht ausfindig machen.

Die Drucke der Psalterien beginnen anfangs der siebziger Jahre, sie gehen bis ins zweite Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts. Walther ergänzend, gibt Janssen I, 72, Note 2 einen seltenen Druck: Psalterium cum apparatu vulgari: Latevnisch Psalter mit dem teutschen dar bey getruckt. Metz 1513 bei Caspar Hochfeder, wovon die Stadtbibliothek zu Mainz ein Exemplar besitzt.

Turrecrematas Psalmenkommentar.

Wenigstens an einem Beispiele möchte ich dartun, von welcher Bedeutung ein Psalmenkommentar in jener Zeit war; es ist der des spanischen Dominikaners Johann Torquemada, latinisiert de Turrecremata (gest. 1468). Seine Arbeit, welche er dem Papste Pius II. widmete, beruht auf Hieronymus, Augustin, Cassiodor u. a.[4])

---

[1]) 13 Ausgaben allein im britischen Museum zu London.

[2]) Walther, Die eine deutsche Uebersetzung bietenden Psalterien des Mittelalters im Centralbl. f. Bibliothekswesen. VI, 23.

[3]) Ein niederdeutscher Psalter in Bodemann, Incunab. S. 79, Nr. 122. — Klemm's Katalog S. 107, Nr. 190 setzt den deutsch-lat. Psalter (mit der Glosse Lyras) durch H Eggestein c. 1470 an, mit Verweis auf Panzer, Annales I, 95, Nr. 514, Annalen Nr. 14, Hain 13508. Centralbl. VI, 23.

[4]) Andere exegetische Arbeiten T's sind Expositio omnium epistolarum Pauli. — Quaestiones super evangel.

Die Ausgaben

nach H (Hain) 15 689—15 708; Copinger zu Hain; Proctor u. Ebert 10 824 – 10 828.

Jahr.	Ort.	Drucker.	Blätter.	Zeilen.	Quelle.
?	Lyon	Philippi	104	43, 44	H 15690
?	Venedig	?	176	33, 34	H 15691 [1]
1470	Rom	Ulrich Han	204	33	H 15695
1471 ?	Augsburg	Schüßler	133	35	H 15693 [2]
1472	Augsburg	Schüßler	133	35	H 15696
1472 ?	Krakau	?	150	?	? [3]
1473	?	?	?	?	H 15697
1474	Mainz	P. Schöffer	173	35, 36	H 15698
1474 ?	Lübeck	Brandis	202	32	H 15694 [4]
1476	Mainz	P. Schöffer	197	31	H 15699
1476	Rom	Wolf Han	204	33	H 15700
1476 ?	Krakau	?	149	37	H 15692 [3]
1478	Mainz	P. Schöffer	196	31	H 15701
1480 ?	Basel	Amerbach	123	41	H 15689 [5]
1480	Poitiers	Bouyer	?	?	H 15702
1482	Straßburg	Schott	124	?	H 15703 [6]
1482	Saragossa	?	?	?	H 15704 [7]
1482	Turin	Fabri	166	32	H 15705
1485	Straßburg	Grüninger ?	98	46, 47	H 15706 [8]
1487	Straßburg	Grüninger ?	92	47	H 15707 [9]
1487 ?	Köln	Kölhof	?	?	H 15708
1502	Venedig	Soardis	131	40	(München)
1510	Paris	?	?	?	?
1513	Venedig	Soardis	124	40	(München)

Im ganzen 24 Ausgaben.; die von 1502 und 1513 in der Hof- u. Staats-Bibliothek zu München.

B. Die Postille.

Der seelsorgliche Eifer begnügte sich nicht damit, die für den Sonntag vorgeschriebenen Abschnitte aus dem Alten oder Neuen Testamente

---

[1] Hain ergänzt durch L. Rosenthal, Kat. 105, Nr. 1000 a nimmt Venedig als Druckort an.

[2] Hain 15693 und 15696 sind nicht identisch, in 15696 ist als Druckdatum 1472 zu lesen; das Münchener Exemplar hat einen als Schlußsatz beigefügten Pergamentzettel mit der Notiz: Rubricatum anno 72 in die sixti.

[3] Centralbl. für Bibliothekswesen XII, 507. XIII, 137; Panzer, Annales, XI, 319.

[4] Klemms Kat. S. 419 stellt Brandis als Drucker fest, wie auch Proctor.

[5] Proctor 7618 stellt Amerbach in Basel fest.

[6] Klemms Kat. S. 121 ist für Schott als mutmaßlichen Drucker.

[7] „Impressore anonymo“ sagt Häbler, Typographie Ibérique 1901 — 1902 mit Facs.

[8] u. [9] Klemms Katalog für Grüninger in Straßburg; L. Rosenthal, Kat. 105 Nr. 113 und Proctor für andere Drucker daselbst.

(Perikopen) von der Kanzel zu verlesen und zu erklären; wir sehen, daß den Gläubigen alsbald nach Erfindung der Druckkunst ein Buch zur Hand kam, welches so recht geeignet war, den für die große Masse geeigneten Bibelstoff dem Volke zu vermitteln — das waren die Postillen.[1]) Dem Volke eine Vollbibel geben wollen, hieß etwas Unmögliches, Gewagtes, Ueberflüssiges geben wollen. Die Postille reichte vollständig für das christliche Volk aus.[2])

Wie sehr die Postille dem allgemeinen Bedürfnis[3]) entsprach, erhellt aus der großen Zahl von Drucken und Auflagen. Darüber bringt meine „Druckkunst im Dienste der Kirche" (1879) S. 29 und S. 80 die nötigen Nachweise: es sind 99 Ausgaben, welche in die Zeit von 1470 bis 1520 fallen. Seitdem fand ich mehrere andere Drucke, welche hier nachzutragen gestattet sei:

1474 Evangelia cum Epistolis annexisque suis epistolis, lat. und deutsch. Ohne Ort, Folio.[4])

1482 Plenarium. Ohne Ort und Jahr, jedoch Straßburg, H. Knoblochzer. 230 Blätter.[5])

1489 Die duytsche Evangelien, Epistolen und lectien mit der glose doir dat gantze iair.[6])

1513 Evangeli und Epistel mit anfang der meß, Psalm und collecten, Teutsch mit figuren, und entlich schön gloß über die Evangelia. Augsburg, Schonsperger.[7])

Somit steigt die Zahl der deutschen Postillen-Ausgaben in dem angegebenen Zeitraum auf 103. Der weitere Ausbau der Bibliographie wird wohl noch zu einer kleinen Vermehrung der Drucke führen.[8])

Wie Bücher, und darunter vorzugsweise Erbauungsschriften, guten Abgang fanden, dafür gibt das Geschäft des Joh. Schöffer in Mainz

---

[1]) Dieses Wort, entstanden aus **post illa verba sc. textus evangelii**, geht bis ins 13. Jahrhundert zurück. Nicolaus von Lyra gab seiner Literalerklärung der Bibel den Namen **Postilla**.

[2]) Auch in protestantischen Kreisen entscheidet man sich jetzt zur auszugsweisen Bibel für Haus und Schule (Familienbibel, Schulbibel).

[3]) „Im 15. Jahrhundert war das N. Test. in den Händen gebildeter Bürger gar keine Seltenheit, gewöhnlicher war indes ein »Evangelienbuch«." Jostes, Eckhart, S. XXVI, Note. Im Nachlaß des Köln. Bürgers Thonis Bertholt, † 1515, fand sich „ein geschreven buitsch Evangeliumbuch". Annalen des Hist. Ver. für den N.-Rhein, 41. Heft (1884), S. 120.

[4]) Ex. der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M.

[5]) Schorbach und Spirgatis, H. Knoblochzer 1477—1484. Straßb. 1888, S. 50.

[6]) Sie wird in Köln gedruckt sein.

[7]) 148 Blätter zu 50 Zeilen. Centralbl. f. Bibliothekswesen 1895, S. 428.

[8]) Die französische Literatur ist arm an Postillen; von Bedeutung ist die lateinische des Guillermus Parisiensis, wovon 30 Ausgaben im brit. Museum sich befinden. Proctor.

einen guten Beleg. Er bezog die Leipziger Messe oder vielmehr hielt sich seinen Kommissionär. Diesem gab er zur Ostermesse 1510 unter anderem folgende Werke unter Angabe der Exemplare und des Preises:

31	Exemplare von breviarium moguntinum groß, eins	vor 1 fl.
34	„ „ „ „ klein, eins	vor 1 fl.
73	deutzsche Postillen[1])	5 vor 1 fl.
32	Manuale curatorum	12 vor 1 fl.
6	Buch Calender	vor 3 ort.

Im Jahre 1511 Michaelimarkt fand Abrechnung statt; der Kommissionär Bernh. Kessel hatte zu zahlen für verkaufte Nummern: 12 brev. mog. groß, 35 brev. mog. klein, 30 manuale, 5 Buch Kalender, 72 Postillen von 73. Danach fand die deutsche Postille den allerbesten Abgang.[2]) Man kann also nicht sagen: Postillen wurden zwar gedruckt, aber nicht gekauft; wenn aber gekauft, dann auch gelesen.

Wie die Postille ehemals beliebt war, so heute noch der gleichartig gearbeitete „Goffine“. Unsere großen Verlage in Regensburg (Pustet), Mainz (Kirchheim) und Freiburg (Herder) haben für ihren Kundenkreis wohlfeile Ausgaben hergestellt; von der Pustetschen Ausgabe sind nach mir gewordener Mitteilung von 1845 ab bis heute 550 000 Exemplare gedruckt worden, von der Herderschen seit 1873 bis jetzt 300,000.

VII. Die Bibel bei den einzelnen Gesellschaftsgruppen.

Wenn im folgenden die Darstellung dessen versucht wird, inwieweit bei den einzelnen Gesellschaftsgruppen die Bücher des Alten und Neuen Testamentes Eingang gefunden und gekannt waren, so möge zunächst bei Höchstgestellten, bei Fürsten und Fürstinnen, eine Erweiterung der zeitlichen Grenze nach rückwärts gestattet sein, denn eine besondere Fülle des Stoffes läßt sich hier, wo nur mehr einzelne Personen in Betracht kommen, nicht gerade erwarten. Zudem wird ein schön, wohl auch fürstlich ausgestattetes Buch, wie die Bibel in höchsten Kreisen meistens war, mehr als eine Generation ergötzt und erbaut haben und lange von Hand zu Hand gegangen sein. Auch wird es gestattet sein, mich nicht strenge an die Grenzen des Deutschen Reiches halten zu müssen.

---

[1]) Sie war unter dem Titel: Evangelia mit Ufflegung der Gloß, und Epistel teutsch über das gantze Jar . . . gedruckt . . . zu Mittfast, d. i. 6. März 1510. Roth, Buchdruckerfamilie Schöffer, S. 28.

[2]) Aus den im Leipziger Gerichtsbuch von 1511 liegenden Abrechnungen. Siehe Archiv für Gesch. des deutschen Buchhandels X, 25.

Fürsten und Fürstinnen.

Von König Karl V. von Frankreich (1364—1380) erfahren wir durch die 1431 gestorbene Schriftstellerin Christine de Pisan, daß er jedes Jahr die ganze Bibel durchlas und zwar 15 bis 16 Jahre lang: il lisait chaque année par manière d'oraison la bible toute entière etc.[1])

Die Nationalbibliothek zu Paris besitzt wertvolle Bibelhandschriften, wovon mehrere aus dem Besitze des französischen Herrscherhauses stammen. Nach Delisle, Cabinet des manuscripts III, 171, befindet sich daselbst:

1. Une très belle bible en latin; Louis, duc d'Orléans, donna à Monseigneur 1407.

2. Une bible en dix volumes, donnés à Monseigneur par feu pape Clement de Genêve. Also wurde dieses Werk (in 10 Bänden) von dem Gegenpapst Klemens VII. (Robert von Genf), gest. 1394, dem französischen Prinzen zum Geschenk gemacht.

Der 1484 gestorbene Franziskaner Cherubin von Spoleto erzählt in einer Predigt vom König Alphons von Aragonien: „Von ihm heißt es, daß er 13 mal die ganze Bibel las; diese Bibel also leset auch ihr." [2])

Die Prachtexemplare in der Vatikana zu Rom.

Die Schätze der vatikanischen Bibliothek kann ich als bekannt voraussetzen.[3]) Eine freudige Ueberraschung gewährte mir bei einem Besuch derselben im Mai 1905 die durch Herrn P. Ehrles Güte erleichterte Einsichtnahme zweier durch künstlerische Ausstattung hervorragender Bibelexemplare.

1. Zunächst kommt die laut Inskript 1476 und 1478 im Auftrage des Herzogs Federigo von Urbino[4]) gefertigte, in zwei gewaltigen Bän-

---

[1]) Livre des fais . . . du roy Charles V in Hist. de France par Lavisse IV, 185 (Paris 1902). Meinem Freunde Prälat Dr. Paulus, München, verdanke ich diesen Hinweis.

[2]) Sermones quadragesimales. Venet. 1502 fol. 472 a: „De rege Aragonum Alphonso scribitur, quod XIII vicibus legit totam bibliam; hanc ergo scripturam legite et vos." Diese Stelle verdanke ich der Güte meines Freundes Prälat Dr. Paulus in München.

[3]) Sie besitzt 23 Bibeln, deren Druck in die Zeit von 1462 bis 1500 fällt. Vgl. Kat. der Konsultationsbibl.

[4]) Illustriss. princeps Fed. Urbini dux et Montisferetri Comes Regius Capitaneus ac S. Rom. Eccl. vexillifer non minus christianae religioni tuendae atque exornande quam rei militari amplificande intentus hanc ornatiss. bibliam faciendam curavit.

den vorliegende Bibel in Betracht. Sie ging aus der Meisterhand des Miniaturisten Attavante degli Attavanti [1]) hervor, der 1455 zu Florenz geboren, 1520 starb und von Bradley im Dictionary of Miniaturists, Illuminators, Calligraphers and Copysts (London 1887) I, 74 als „einer der gefeiertsten Miniaturisten seines und jeden Zeitalters" bezeichnet wird; er war ein Schüler des Domen. Ghirlandajo.

Von einer Beschreibung der einzelnen Bilder sehe ich einfach ab, denn wie kann ein Wort den Zauber dieser Farben und den ganzen Liebreiz dieser Darstellungen ersetzen! Die nicht in Farben gehaltene Wiedergabe einer der Miniaturen in Beissels Vatikanischen Miniaturen (Tafel XXVI) läßt einigermaßen den künstlerischen Wert ahnen. [2]) Beissel sagt, daß diese Bibel eines der schönsten Bücher sei, die je geschrieben und ausgemalt wurden.

Federigo Hermanin hat in der italienischen Kunstzeitschrift L'Arte, anno I. fasc. 6—8 (1898) dieser Bibel eine eigene Abhandlung gewidmet: La Bibbia latina di Federico D'Urbino nella biblioteca Vaticana.

2. Die andere, durch Bilder und Dekoration vorzügliche Prachthandschrift, nach der späteren Besitzerin Königin Renata [3]) benannt, ist in französischer Sprache geschrieben, liegt um ein Jahrhundert zurück. Sie gelangte als ein Stück der Barberinischen Sammlung in den Vatikan. Der Katalog der letzteren bezeichnet sie als Biblia gallice scripta; bibliorum translationi addita est historia scolastica, quam latine scripsit Petr. Comestor.

Die Herstellung des Werkes — ein Band — fällt ins 14. Jahrhundert; der Pergamentblätter sind 636, deren Höhe 38, Breite 26 Cent. beträgt. Am Schlusse der mit großen und kleinen Miniaturen gezierten heiligen Bücher liest man: Ci finit toute la bible en Français. Ueber den Meister konnte ich nichts erfahren. [4])

Für England liegen mehrere Belege vor. Dom Gasquet weist vollständige Bibeln in der Landessprache nach bei König Heinrich VI. und Heinrich VII. (1422—1509), bei Thom. Woodstock, Herzog von Glocester, Humphrey, Herzog von Glocester; auch bei verschiedenen Nonnen. [5])

---

[1]) Nicht des Pinturicchio.

[2]) Ich kann den Wunsch nicht unterdrücken, es möge der Verwaltung der Vatikana gefallen, diese Bibelhandschrift sowie die folgende in den Schaukästen unter den Cimelien aufzulegen.

[3]) Tochter des Königs Ludwig XII. von Frankreich, Herzog von Mailand. Muratori, Antichità Estens. parte 2, p. 341.

[4]) Ueber den Kodex handeln Annales internationales d'Histoire. Congrès de Paris 1900. Paris 1902, p. 129 (7. section Hist. des arts du dessin).

[5]) Dublin Review 1894, Vol. 115, S. 144, 145. Von befreundeter Seite wurde ich auf diese Stelle aufmerksam gemacht; die Review war mir leider nicht zur Hand.

König Magnus von Schweden traf in seiner letzten Willensverfügung, um 1340, eine Bestimmung über unum grossum librum biblie in swenico, also eine Bibel in schwedischer Sprache.

Für König Hakon V. von Norwegen (1294—1319) wurde ein Teil des Alten Testamentes mit Erklärung ins Altnordische übertragen.[1])

Herzog Adolf von Cleve dankt in einem Briefe an seinen Neffen Herzog Gerhard von Jülich und Berg für die Zusendung einer „duytsche Bybel", die er zur Zeit wegen Gichtleidens noch nicht lesen konnte, Büderich, 29. Jan. 1446.[2])

Man kennt die 1444 inventarisierte Bibliothek des Landgrafen von Katzenellenbogen zu Darmstadt; darin erscheint: „Item 1 gut Psalter, Item 1 dutsch Biblia, die hat myn gnädiger Herre dem Amptmann geluegen (geliehen).[3])

Kurfürst Ludwig III. von der Pfalz schenkte alle seine Bücher an das Heiliggeiststift zu Heidelberg, „alle unsere Bücher in den drien faculteten (Fächern) der heil. Schrift, der rechten beider (iuris utriusque) und der arcznei, usgenommen allein die gros Bibel, die mit dem grossen Textus in einem Buch gantz ist ane psalter, die wir mit uns von Paris in Frankenrich brachten."[4])

1508 weilte Kaiser Maximilian, von Koblenz her kommend, zu Boppard,[5]) wo er mit Abt Trithemius zusammentraf. Hier legte der Kaiser dem durch Gelehrsamkeit und Belesenheit sattsam bekannten Abte acht Fragen vor, von welchen die vierte die Hl. Schrift betraf. Sie lautete: Warum hat Gott die Hl. Schrift des Alten und Neuen Testamentes nicht klar, verständlich, in allem gleichförmig und offen, für alles genügend, sondern vielmehr verdunkelt und in vielen Stellen voller Rätsel gegeben? Vieles sei nämlich zur Vollkommenheit des Glaubens notwendig, was in der Hl. Schrift nicht genügend ausgedrückt ist.

Diese Fragen beantwortete Trithemius und ließ sie in Druck ausgehen mit dem Titel: Liber octo quaestionum, gedruckt bei dem an-

---

[1]) Kaulen im Kirchenlex. II[2], 768—769.

[2]) Steinhausen, Deutsche Privatbriefe des Mittelalters, 1899 I, 43. Landgraf Hermann von Thüringen (gest. 1215) pflegte regelmäßig, ehe er zur Ruhe ging, in der Bibel oder im Heldenbuch zu lesen. Hurter, Innocenz III. und seine Zeit. IV, 504.

[3]) Arch. f. hess. Geschichte. VII, 190.

[4]) 1421, Aug. 10. Urkundenbuch der Univ. Heidelb. ed. Winkelmann I, 115.

[5]) A Boppardia declinavit ad Cynonotos (Hundsrücker) et per biduum mansit in Simmern et in Stauroneso, volens deinceps descendere ad Spiram, quo me ante praemiserat, qui curiam imperialem tunc eo jubente tribus mensibus sequebar. Chron. Hirs. ad a. 1508.

gesehenen, gelehrten Druckherrn Jakob Köbel, Stadtschreiber zu Oppenheim 1515, und danach öfters gedruckt, schließlich auch deutsch zu Ingolstadt 1556. Die Drucke stimmen nicht genau zu der in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien verwahrten Originalhandschrift; die Verschiedenheit erklärt sich daraus, daß Trithemius diese 1508 verfaßte Schrift umarbeitete und in dieser Gestalt dem Kaiser überreichte.

Bei der Beantwortung dieser Frage geht Trithemius von der Voraussetzung aus, daß die Hl. Schrift als ein Werk Gottes vollkommen sein müsse, denn von Gott kann nichts Unvollkommenes kommen; folglich müssen wir auch glauben, daß sie wahr, richtig, vollkommen, göttlich inspiriert und allen Verständigen zur Bekräftigung der christlichen Lehre überflüssig hinreichend sei. Wer aber die Hl. Schrift interpretieren will, muß von demselben Geiste erfüllt sein, wie die, welche geschrieben haben.

Wenn die Hl. Schrift an vielen Stellen dunkel ist, so ist das eine Fügung der Vorsehung, denn auch die Dunkelheit der Schrift ist nützlich, weil sie mehrere Aussprüche der Wahrheit hervorruft und für die Menschen ans Licht bringt und dadurch zugleich ihre Tiefe kundgibt.

Daß aber die Hl. Schrift nicht für alle Glaubenswahrheiten klar und genügend erscheint, erklärt sich daraus, daß sonst die Autorität der Kirche nicht mehr so groß erscheinen würde und das Verdienst des heilsamen Gehorsams zum großen Teile verloren ginge. Beide, Kirche und Schrift, gehören zusammen. Die Kirche bestätigt die Hl. Schrift und wird selbst von der Schrift bestätigt. Derselbe Geist, der die Kirche gegründet, hat auch die Schrift inspiriert.[1])

Die bekannte Heilige Schlesiens, Herzogin Hedwig (1174—1243), erhielt ihre Jugenderziehung im Nonnenkloster Kitzingen, einem Orte Frankens. Ihr Lebensbeschreiber weiß zu berichten, daß sie in diesem Benediktinerinnenkonvent sacras litteras lernte, heilige Wissenschaft, auf deren Studium sie die Jugendzeit nützlich verwendete, und deren Kenntnis ihr später zur überreichen Quelle inneren Trostes und der Andacht wurde.[2])

Die hl. Brigitte von Schweden (gest. 1343) besaß eine Bibel in ihrer Muttersprache, wie die alsbald nach ihrem Tode verfaßte

---

[1]) Silbernagl, Abt Trithemius, S. 208.

[2]) In aetate puerili in claustro Kicingo sacras litteras didicit, quarum studio tempus in iuventute expendit utiliter, ac in earum intellectu postmodum consolationis interne et devocionis hausit graciam affluenter. Script. Siles. II, 3 (ed. Stenzel). Mein Freund Dr. Jungnitz, f. b. Archivdirektor zu Breslau, machte mich auf diese Stelle aufmerksam.

Lebensbeschreibung angibt. Späteren Nachrichten zufolge war ihr Beichtvater Kanonikus Magister Matthias zu Linköping der Uebersetzer.[1])

Aus dem Testament der Burggräfin Johanna von Leisnig, geborene von Colditz († 1513 im August):

„Meyne deuschzen bucher pergamene und papiren, welcherley dy seyn, dy ich bey meynem leben nicht hette wegkgegeben, dy sollen hynfurt zcu Penigk bleyben bey der herschafft Leyssnigk und hirmitte dohyn gegeben und vorordent seyn, alzo mit namen meyne bethebucher das summertheyl und wyntherthetyl und dy zcwey passional, dy biblia, sant Brigitten buch und den sussen bruder, dy XXIIII alden, das buch der heymlichenn offenbarunge, das buch der X gebot uff pergamen und sant Mechtildis buch, eynen psalter mit der awsslegunge; und dy XXIIII guldene harffen, das ist der von Schonbergk zcu Glauche, das sal man yr (der Dame von Sch.) wider geben." . . . Freiberg 1513, Mai 14.[2])

Anna, Tochter des Kaisers Karl, Gemahlin des Königs Richard von England, besaß die vier Evangelien in böhmischer, deutscher und lateinischer Sprache. In England muß sie sich auch das Verständnis der Landessprache angeeignet haben, denn die auf sie 1392 gehaltene Trauerrede des Erzbischofs Arundel von Canterbury hebt ihren Fleiß hervor, mit welchem sie die dem Erzbischof vorgezeigte und gutgeheißene englische Uebersetzung der vier Evangelien zu lesen pflegte. [3])

Als die Herzogin Margareta von Flandern, Gemahlin Philipps von Burgund, starb (1405), hinterließ sie Kisten voll schöner Bücher. Das hierüber gefertigte Inventar, jetzt in der Stadtbibliothek zu Troyes unter Nr. 202 verwahrt, ist in französischer Sprache abgefaßt und 1846 zu Paris in den Lettres et pièces rares ou inédites publiées par Matteur S. 19 herausgegeben unter der Ueberschrift: Une collection de livres d'une femme du monde à la fin du XIV. et au commencement du XV. siècle. Darin findet sich: Le Livre des Evangiles en françois (dans coffre L); Un livre de Ruth, de Thobie; La Bible en françois (dans coffre M); Le Livre des Proverbes; Une Bible en françois (dans coffre D).[4])

---

[1]) Kaulen a. a. O. S. 768.

[2]) Codex Diplom. Saxoniae regiae XII, Nr. 688. Urkundenbuch der Stadt Freiberg, herausg. v. H. Ermisch. Leipzig 1883.

[3]) Katholik 1884. II, 294. H. von Roit, Ueber Bibelkenntnis und Bibellesen in älterer und neuerer Zeit. Berlin 1896, S. 88. Constantia, Erbin von Sizilien, Gemahlin Kaiser Heinrichs VI. (gest. 1198) ließ sich ein N. Test. schön schreiben. Denifle und Ehrle, Arch. f. Lit.- und Kirchengesch. IV, 271, 601.

[4]) Neben Psautiers eine schöne Zahl kostbarer Heures. Matteur gibt außerdem S. 40 einen Katalog der Bücherei von Murbach s. XV.

Prälaten.

Eigentlich versteht es sich von selbst, daß wir die hl. Bücher in der Hand der Bischöfe, von Domkapitularen und anderen kirchlichen Würdenträgern finden. Doch weiß ich nicht, was eine gewisse Art von Kritik in einem Uebergehen dieses Abschnittes finden würde.

Der gelehrte und angesehene Bischof Matthäus von Worms (gest. 1410) hinterließ 90 Bände, die der Hochschule zu Heidelberg zufielen (inter vivos donavit), darunter eine große Bibel in zwei Bänden, den Nikolaus von Lyra in sechs Bänden, den Gorranus zu verschiedenen biblischen Büchern usw.[1])

Der Bischof Reinhard von Speyer lieh dem Domkantor Flach von Schwarzenberg im Jahre 1447 „sin und sines stiffts permetin büchlin genant die Biebel zu gebruchen sinen Leptage". Die Bibel war auf feinstes, papierähnliches Pergament geschrieben.[2])

Die Bücher der Dombibliothek zu Constanz lagen in der Sakristei; ein neues Verzeichnis hatte 1343 der Stiftsherr Otto von Rinegg gefertigt. Im Jahre 1425 Mai 16 stellte Herr Otto, Bischof, einen Revers aus über die entliehenen Bücher; es sind lauter Glossenbücher zur Bibel, so zur Genesis, Exodus usw., zu den 12 kleinen Propheten, zur Apostelgeschichte, Apokalypse usf.[3])

Zu den bedeutendsten Männern des 15. Jahrhunderts gehört Nikolaus von Cues, der Sohn schlichter Eltern zu Cues bei Trier, gestorben als Kardinal 11. Aug. 1464 zu Todi, beigesetzt in St. Peter zu den Ketten in Rom.

In seiner Vaterstadt kann man noch seine großartigen Stiftungen sehen: sein Spital, in der Kirche des Spitals die Grabplatte, welche sein hier beigesetztes Herz überdeckt,[4]) vor allem aber den Bibliotheksraum mit der kostbaren Büchersammlung des Kardinals. Kraus gibt von ihr eine Beschreibung in den Bänden 25 und 26 des Serapeums. Um kurz zu sein: von der Bibel sind 8 Nummern da, geschrieben im 11.—12., 14.—15. Jahrhundert, die Psalmen griechisch und lateinisch, 9. Jahrhundert. Von Interpreten und Kommentatoren weist der Kata=

---

[1]) Wilken, Heidelberg. Büchersammlungen 1817, S. 50.

[2]) Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins I, 309. Der Baseler Kaplan Berthold Slegel vermachte seine Chorbücher und seine Psalter dem Dome; diese Bücher sollten den Domherren und Präbendaten geliehen werden gegen jährlichen Zins, worüber der Totenbuchverwalter wachen sollte.

[3]) Naumanns Serapeum (1840) I, 58.

[4]) An der Innenwand rechts der Grabstein der Schwester Klara Criftz (Krebs), eines der besten Werke einfacher Bildnisdarstellung.

Lebensbeschreibung angibt. Späteren Nachrichten zufr ... sah ich am
vater Kanonikus Magister Matthias zu Linköping

Aus dem Testament der Burggräfin Johanna ... r Kgl. Biblio-
von Colditz († 1513 im August): ... en zu der eben

„Meyne deuschzen bucher pergamene ... r Hand geschrie-
seyn, dy ich bey meynem leben nicht hett ... t belehrt: „Wegen
zcu Penigk bleyben bey der herschaf ... Brixen (1450–64)
gegeben und vorordent seyn, alzo ... n den Kerker werfen
summertheyl und wyntertheyl und ... Erst auf die von
Brigitten buch und den sussen ... en erhielt der Gefangene
heymlichenn offenbarunge, das ...
Mechtildis buch, eynen ps ... besitzt unter ihren Handschriften
guldene harffen, das ist ... elteile, Glossen, Kommentare, Para-
yr (der Dame von Sch ... reffen, darunter 32 lateinische Vollbibeln.

Anna, Tocht ... eine Bibel, welche der hochwürdigste Herr Hein-
von England, ... Bischof von Cambrai, 1480—1501, dem Quintin,
lateinischer Sp ... Ghislain, im Jahre 1496 verehrte.
der Landesfr ... Nummer 31 ist eine Bibel des 14. Jahrhunderts, dem Bruder
Trauerrede ... Eremita gehörig.
hervor, ... Nummer 80: Hebräische Bibel des 14. Jahrhunderts, daneben 12
englis ... flämischer Sprache.[2])

Als die bedeutendste Privatbüchersammlung des 15. Jahrhunderts kann die des Amplonius von Berka, auch genannt von Ratingen,[3]) bezeichnet werden. Er war geboren zu Rheinberg, studierte anfangs Philosophie und Medizin (Prag, Köln, Erfurt, wo er 1394 Rektor war, wie zu Köln 1399), wandte sich der Theologie zu und trat in den geistlichen Stand. Wir sehen ihn bepfründet in Köln und seit 1417 zu Mainz als Dekan des alten und angesehenen Stiftes St. Viktor außerhalb Mainz, wo er noch in den zwanziger Jahren nachweisbar ist. Mit der Liebe zu der Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange verband er einen ungewöhnlichen Eifer im Erwerbe von Handschriften. Es gelang ihm, bis zum Jahre 1412 deren 635 zusammenzubringen, demnach mehr als manche Hochschule jener Zeit besaß. Zudem schrieb er sich ein gutes Verzeichnis aller seiner in gewisse Fächer geordneten

---

[1]) Die Handschrift kam später in den Besitz des Bischofs Jos. Phil. von Gebsattel (1599—1609), von diesem an den Weihbischof Forner, 1631 an die Jesuiten. Leitschuhs Katalog Nr. 19 der Bibelhandschriften.

[2]) Vorstehendes nach dem Catalogue de la bibl. royale par J. van den Gheyn S. J. 1901, welche ich im Belgischen Institut zu Rom benützen konnte, 1905 im Mai.

[3]) Allg. deutsche Biographie. Unter den Nachträgen in Bd. 45, S. 772. Hiernach starb A. um Ostern 1435 in Köln.

Darin erscheint die Theologie mit 213 Nummern, ...n gehören 43 der Bibel, den Konkordanzen, den Kom- ...n. Alle großen Exegeten jener Zeit sind hier vertreten.[1]) ...nische Sammlung ist noch als das Ehrendenkmal eines ...s zu Erfurt zugänglich. Sie fand in Prof. Dr. ...Bearbeitung in einem Bande von 1010 Seiten ... dieser fleißigen Arbeit konnte ich die obigen

...opst zu Wurzen und Domherr zu Meissen, ...ne Bibel in vier Bänden schreiben, dazu einen ...Bibelwerk schenkte er zum Heile seiner und seiner ...dem Dome zu Meissen, dessen Kapitel dafür die Festfeier ...Beschneidung des Herrn anordnete (1379).[3])

Bischof Hofmann von Meissen schenkte 1451 dem Dome den siebenbändigen Kommentar des Nikolaus von Lyra (Handschrift).[4])

Bernhard Gros (Grois) von Morsen wurde 1472 Scholaster des Stiftes St. Stephan zu Mainz, der Stiftung des Erzbischof Willigis. Seine Kenntnisse befähigten ihn zu hohen Stellen: er war Siegelbewahrer des Stuhles von Mainz, Protonotar und Iudex generalis. Drei Kurfürsten, Adolf, Diether und Berthold, stand er ratend zur Seite. Er unterstützte sehr den Bau seines Stifts. Sein Testament, — er starb 1502 — welches im Reichsarchiv zu München unter der Bodmanniana liegt, verfügt: Item von meinen Büchern will ich, daß meine Treuhänder zuweisen und geben dem Bruderskinde Richard ein Catholicon, . . . die Postillen und von den übrigen Büchern die heil. Schrift nach Gutdünken der Vollstrecker. . . . item die Bibel in vier Teilen mit der Interlinearglosse und der gewöhnlichen Glosse (glossa ordinaria), dazu vier Postillen des Herrn Nicolaus von Lyra über beide Testamente, diese Bücher vermache ich an die Bücherei von St. Stephan, alle anderen will ich verkauft haben.[5])

Der aus der Kirchengeschichte des 15. Jahrhunderts genugsam bekannte Johannes von Lysura, Propst der Liebfrauenkirche zu Mainz,

---

[1]) Schum, Beschreibendes Verzeichnis der Amplon. Handschr.-Samml. zu Erfurt 1887, p. 835: Isti sunt libri quos ego Amplonius habeo in sacra theologia.

[2]) Vgl. Falk, Bibelstudien, S. 99; Würdtwein, Subs. XII, 396: 1416 Aug. wählt das Stift St. Viktor den honorab. virum magistrum Applonium de Bercka doctorem in medicinis in eine Kommission.

[3]) Urkundenbuch des Hochstifts Meissen Nr. 658; quatuor volumina . . . propriis suis denariis, expensis et impensis sumptuose comparata.

[4]) Ueber die Bibelstiftungen der Mainzer Domherren Nik. v. Stein, Pet. v. Udenheim, Vulpert v. Ders (14. u. 15. Jahrh.) siehe Falk, Bibelstudien, S. 39 ff.

[5]) Falk, Bibelstudien, S. 96—97. Das Totenbuch nennt ihn Doctor egregius.

lieh eine Bibel vom Stifte St. Viktor, an welchem er Kantor war; er stellte einen Revers aus und gab 10 Gulden rheinisch dafür, daß er die Viktorstiftsbibel die Zeit seines Lebens benutzen durfte. Den Reverszettel schrieb Lysura eigenhändig mit dem Datum vom Jahre 1446, Dienstag nach Quasimodogeniti.[1])

Wir kennen das Testament des Heinrich von Ehrenfels, der seine Studien zu Bologna 1393—94 gemacht hatte und Scholastikus an Liebfrauen, Propst zu St. Peter, Stiftsdekan zu Moxstadt, Sekretär des Erzbischofs Johann II. von Mainz, Protonotar des Apostolischen Stuhles geworden war. Zwei Jahre vor seinem Tode, 1442, setzte er sein Testament auf und verfügte über seine kanonistischen und anderen Bücher, darunter: „Ich vermache meiner Kirche St. Viktor die Summa hostiensis cum biblia. Will aber der Stiftsdekan zu Fritzlar, Herr Cazmann, die Bibel, welche er eben hat und mir gehört, aushändigen, und diese dafür nehmen, so ist es mir recht.“ [2])

Der Speyerer Stiftsherr Nikol. Matz, welcher seine noch erhaltene, reichhaltige Büchersammlung seinem Heimatsorte Michelstadt im Odenwald vermachte, besaß drei Bibeln, zwei lateinische von 1475 und 1476, und eine deutsche, die Augsburger von 1477, dazu Nikolaus von Lyra, die dreibändige Postille über die Bibel, Nürnberg 1481, Konrad von Alemannia, Konkordanzen, Straßburg 1475, Turrecrematas exegetische Arbeiten.[3])

Der Stiftsdekan Conr. Volghard zu St. Martin in Cassel besaß eine ansehnliche Sammlung, welche später ans Stift überging und den Grundstock zur Stiftsbibliothek bildete; es befanden sich darunter duae partes biblie cum questionibus Seraphici Doctoris ad texta . . ., liber cum evangeliis et epistolis.[4])

Die Hofbibliothek zu Darmstadt besitzt unter Nr. 1950 eine zweibändige Bibel, welche reiche Initialen und Randleisten, wenn auch keine Bilder enthält. Die Dekoration ist außerordentlich fein und geschmackvoll ausgeführt. Wir haben hier ein Beispiel der alten kölnischen Kunstübung, wie sie unter niederländischem Einflusse sich bildete. Diese wertvolle Bibel entstammt dem Brigittenkloster Marienforst bei Bonn,

---

[1]) Joannis, Rer. mog. II, 670; Falk, Bibelstudien, S. 42.

[2]) Testament bei Joannis, Rer. mog. II, 491: Lego ecclesie mee S. Victoris Summam Hostiensem cum Biblia.

[3]) Klassert, Mitteilungen über die Michelst. Kirchenbibl. Progr. Realschule 1902. Eine große Seltenheit dieser Sammlung ist der nur noch in einem zweiten Ex. der Bodleiana in Oxford erhaltene Wiegendruck: Dissentio inter ss. dom. nost. pap. Sixtum IV. et Florentinos exorta. Treviso, sine anno. Proctor 6485.

[4]) Analecta Hass. V, 1—118; Rady, Althess. Kirchengesch. S. 346.

welchem der Kölner Kanonikus Rynck 1452 damit ein Geschenk machte.[1])

Der Prior Eberhard und sein Konvent (vom Orden der Augustinerchorherren) zu St. Pankratius in Hamersleben bekennen, daß sie 49 Gulden rheinisch dem Dekan Dietrich Dompnitz am Dome zu Halberstadt schulden, dafür verpfänden sie eine Bibel in 2 Bänden und fünf andere Bücher. So geschehen auf Kreuzerhöhung 1453.[2])

Die Franziskaner zu Salza kauften sich 1461 einen Pergamentdruck der Gutenbergbibel.[3])

Die Franziskaner zu Oschatz besaßen 350 Schriften in 165 Bänden, darunter ein Exemplar der dritten deutschen Bibel.

Das Verzeichnis der Bücher des Franziskanerklosters zu Annaberg von 1447 nennt u. a. folgende Handschriften: Nicolaus v. Lyra 5 Bände, Gregorius in pastorali super Ezechielem,[4]) Concordanciae biblicae.

Von der Mainzer lateinischen Bibel 1472 besitzt Gotha ein Exemplar; es gehörte vordem dem Augustinerkonvent zu Neuwerk bei Halle, dem es der Leipziger Altarist Barth. Hufer im Verein mit anderen geschenkt hatte (1511).[5])

Die Bibel Gutenbergs in geistlichen Händen.

Als erstes großes Werk verließ die Bibel die Presse Gutenbergs 1455 nach etwa zweijähriger Arbeit; sie wird nach der Zahl der Zeilen auf einer Seite die „42zeilige" genannt. Herr Dr. Paul Schwenke an der Königl. Bibliothek in Berlin nahm sich die Mühe, allen noch vorhandenen Exemplaren dieses Meisterwerkes nachzugehen; er konnte deren 38 feststellen, dazu 8, welche ehemals gekannt, jetzt aber verschollen sind. Ich finde es angezeigt, hier diejenigen aus der Liste herauszuheben, welche aus ehemals geistlichem Besitze herrühren, es sind fast lauter Klöster.[6]) Wann diese in den Besitz ihres Exemplars kamen, läßt sich nicht feststellen.

---

[1]) Kautzsch, Kölner Bibel, S. 41. 72.

[2]) Libros nostri monasterii, bibliam scilicet in duobus voluminibus et alios quinque libros. Mone, Messen S. 160.

[3]) Ebert, Merkw. der Dresd. Bibl. mit einer Geschichte der Sächs. Bibliotheken.

[4]) Petzholdt, Urkundl. Nachr. zur Gesch. der Sächs. Bibliotheken, 1855, S. 14.

[5]) Jacobs und Ukert, Beitr. I, 339.

[6]) (Schwenke), Festschrift zur Gutenbergfeier, herausg. von der Königl. Bibliothek zu Berlin. 1900, S. 2 folg.

1.	Leipzig, Univ.-Bibliothek	ehemals	Franziskaner in L. Salza.
2.	München, Staatsbibliothek	„	Andechskloster
3.	Pelplin, bisch. Seminar	„	Bernhardiner in Löbau.
4.	St. Paul, Stiftsbibliothek	„	St. Blasien, Schwarzwald.
5.	Trier, Stadtbibliothek	„	ein Benediktinerkloster nahebei.
6.	Paris, Nationalbibliothek	„	Benediktiner in Mainz.
7.	Paris, Nationalbibliothek	„	Ostheim, Pfarrkirche.
8.	St. Petersburg, öff. Bibl.	„	Raitenbuch, Chorherrenstift.
9.	New-York, Privatbesitz	„	Predigerkloster in Erfurt.
10.	New-York, Privatbesitz	„	Kloster in Sachsen.
11.	Sammlung Brienne	„	Heilbronn, Karmeliter.
12.	Verschollenes Exemplar	„	Rebdorf, Augustiner.

Das Augustinerkloster zu St. Afra in Meissen scheint eine Bibliothek von ziemlicher Bedeutung besessen zu haben; ihre Geschichte weiß von besonders reichen Bücherschenkungen zu berichten, sowie von der Kunstfertigkeit der Chorherren in der Herstellung schöner Handschriften.

Im Jahre 1476 schenkte dem Kloster der Domvikar Heinrich Mowe von Osterburg zur Feier eines Jahrgedächtnisses seiner Eltern u. a.: totum corpus Bibliae in uno sc. volumine, außerdem die Postille Lyras in 4 Bänden gedruckt. [1])

Die Pfarrgeistlichkeit.

Die der Seelsorge sich widmende Geistlichkeit, die Leutpriester (Priester für die Leute), hatten für die Feier des Gottesdienstes (Halbstifte) und die Besorgung der zahlreichen Stiftungen Hilfe an den Meßpriestern (Altaristen, Benefiziaten), welch letztere nicht besonders tiefgehende theologische Studien zu machen pflegten und deshalb oft ein Cura-Instrument und Jurisdiktion nicht erhielten (sacerdotes simplices). An vielen Stifts- und Pfarrkirchen gab es besonders fundierte Predigerstellen; öfters werden diese Stellen mit Bücherstiftungen bedacht. Auch in diesen Kreisen begegnen wir Beispielen von Hochachtung des geschriebenen Wortes Gottes.

In dem Odenwaldstädtlein Beerfelden folgten sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts zwei Brüder als Pfarrer, Andreas und Leonhard, der erstere wurde Professor zu Heidelberg und dreimal Rektor. Sie vermachten ihre ansehnliche Büchersammlung teils nach Heidelberg, teils

[1]) Naumanns Serapeum II, 136. Der Domvikar Vincenz Rode zu Meissen warf 1504 in seinem Testamente dem Kloster ein Kapital aus, dessen Jahreszinsen zur Anschaffung von 50 Büchern zu verwenden seien.

an ihre Kirche zu Beerfelden, 1483 und 1503. Die Liste im Testamente beginnt: Zum ersten an buchern Eyn biblia gebunden, synt vier bucher. Lyra cum additionibus, Item repertorium lyre, Compendium biblie, Mammotrectus. Im anderen Testament erscheint: eyn biblia yn zweyn gebunden buchern.[1])

Der Altarist Joh. Hirsfeld zu St. Emmeran in Mainz vermachte 1516 seine Bücher an diese Pfarrkirche; darunter befanden sich: Partes Biblie in zwey teil gebunden mit weyssen leder überzogen; Item Catholicon mit rotem ledder überzogen und mit spangen beschlagen; Item breviloquus, auch mit ledder überzogen; It. Psalterium cum glosa, mit rotem ledder überzogen; It. Lyra super Nov. Test. mit rotem ledder überzogen.[2])

Zu Lorch im Rheingau hatte sich das kirchliche Leben in besonderer Weise entwickelt, dazu mag auch der ansässige Adel beigetragen haben.[3]) Die Geschichte des Ortes kennt eine interessante Bibelstiftung. 1398 starb der Ortspfarrer Johannes von Linthen, im nämlichen Jahre sein Bruder, Magister Hermannus; jeder von ihnen hatte 12 Gulden testiert, wofür eine Bibel gekauft wurde, welche der Fabrikmeister im Chore zwischen den Chorstühlen deponierte, damit sie allen darin Lesenden, auch den Studierenden zu Händen sei, und damit ein Jahrgedächtnis für sie abgehalten werde am 1. Tag des Juni. Ueberdies kamen sämtliche Priester überein, daß, wer bei diesem Jahrgedächtnisse nicht zugegen sei, 1 Albus als Strafe zu zahlen habe.[4])

Zu den interessantesten Bücherstiftungen möchte ich jene rechnen, welche in betreff eines in 6 Bänden geschriebenen Werkes, nämlich der Postille des Nicolaus von Lyra, gemacht wurde zu Alsfeld in der großherzoglich hess. Prov. Oberhessen. Die Stiftung liegt zwar etwas vor unserer Zeit, scheint mir aber wegen der damit verbundenen Umstände sehr bezeichnend zu sein für die mittelalterliche Zeit. Aus der Stiftung ergibt sich die Hochschätzung, der Wert, die Wachsamkeit und Sorgfalt, welche ein einzelnes Buch begleiten.

Der Pfarrer Stephan zu Alsfeld und der Pfarrer Sibold Rotzmul zu Homberg, gebürtig aus Alsfeld, schenkten, beide gemeinsam, obengenanntes Postillenwerk an die Pfarrkirche zu Alsfeld 1371 am Christi Himmelfahrts-Abend. Sie machen die Schenkung zum Lobe der höchsten Dreifaltigkeit, der glorreichen Jungfrau Maria und des ganzen himm-

---

[1]) Centralblatt für Bibliothekswesen III, 218.
[2]) Falk, Bibelstudien, S. 135.
[3]) Von 108 Stiftungen dieser Kirche sind die Urkunden noch vorhanden.
[4]) Würdtwein, Dioecesis Mog. II, 245.

lischen Hofes, sowie zu Förderung und Nutzen der Gläubigen, auf daß die evangelische Wahrheit dem Volke Gottes in stärkerer Fülle leuchte.[1])

Die Geber behalten sich und anderen geeigneten Personen das Gebrauchsrecht vor und stellen die Herstellung eines geeigneten Raumes für die Aufbewahrung und Benutzung der 6 Bände als Bedingung auf. Jeder der Stifter will 3 Bände in seine Verwahrung nehmen, bis der Raum hergestellt ist. Sterben sie beide, so soll das ganze Werk nach Verfügung der Schöffen einem Altaristen und dem Fabrikmeister zur Aufbewahrung übergeben werden. Wer von den Schenkgebern den anderen überlebt, hat das Recht, einen oder mehrere der 3 Bände, die aus dem Nachlaß des Verstorbenen den genannten Personen übergeben wurden, sich auszubitten, muß jedoch von seinen eigenen 3 Bänden ebensoviel ausliefern, als er entleiht. Ist der Bücherraum hergestellt, so sind die Bücher dort niederzulegen und mit Ketten zu befestigen. Doch machen die beiden einen Vorbehalt: jeder von ihnen darf 2 oder 3 Bände mit nach Hause nehmen. Geht ein Band verloren, so muß er ersetzt werden, nicht jedoch, wenn er mit dem übrigen Hausrat zelo malo et dolo secluso verloren geht. Wechseln beide den Wohnsitz, so kann jeder 1 bis 2 Bände mitnehmen gegen eine Bürgschaft von 50 Gulden für jeden Band.

Als besonderen Aufseher nennt die Urkunde den Fabrikmeister und einen von den Schöffen zu bestimmenden Altaristen, beide müssen auf die hl. Evangelien schwören,[2]) daß sie treu auf die Bücher achthaben wollen; bei Wechsel der Personen findet erneuerte Eidesleistung statt. Falls der Pfarrer den Eid nicht schwören will, hat er keinen Zutritt zu dem Werke. Zur Benutzung der Bücherei sind berechtigt die Altaristen der Pfarrkirche sowie weltliche Personen bonae famae et honestae conversacionis, sowie Priester und Scholaren aus der Stadt. Schwören sie nach Vorschrift, so erhalten sie die Erlaubnis studendi in praedictis libris ac intellectum suum illuminandi, ut sibi et aliis profiteri possint, und erhalten die Schlüssel zum Bücherraume. Schließlich wird strengstens Veräußerung der Bücher untersagt, für Erfüllung aller Bestimmungen der Schenkungsurkunde werden die Gewissen der jeweiligen Schöffen verantwortlich gemacht, auch auf ihre Rechenschaft am jüngsten Tage hingewiesen.

---

[1]) „ut veritas evangelica populo Dei plenius elucidetur . . . postillas ac moralia . . . Nicolai de Lira . . . super totum vetus testamentum ac novum, quae in sex voluminibus continentur.“

[2]) Matthias von Kemenat, Baccalar des kanonischen Rechts, erhält 1466 aus besonderer Gunst die Bewilligung zum Eintritt in die obere Bücherei der Universität zu Heidelberg und leistet den vorgeschriebenen Eid. Mone, Zeitschr. f. d. Oberrhein XXII, 46.

Von dem Werke hat sich noch ein Band durch die Stürme der Zeit gerettet, er liegt in besagter Kirche (St. Walburgis); auch die Stiftungsurkunde ist noch vorhanden, sie liegt im Rathause. [1])

Eine spätere Vermehrung fügt hinzu: Antonini Summa 1477, Liber sententiarum, Biblia pauperum, Dürers Holzschnitt-Apokalypse, kolorierte Schrotblätter, Decretum Gratiani, Bas. 1482. [2])

Die Bücherei des Domkapitels zu Hagelberg in der Priegnitz bewahrte 2 Evangelien in schönen Handschriften, nämlich Lukas und Johannes mit ausführlichen Glossen auf Pergament in Großquart. Nach einer Bemerkung in der Johannes-Handschrift (13. Jahrhundert) hat der Pfarrer zu Schönhausen im Jerichowschen Kreise, namens Theoderich, der hohen Stiftskirche damit ein Geschenk gemacht. [3])

1439, Sept. 3., machte der Magister Johann Goschitz,[4]) Prediger zu Görlitz, „sitzend auf der Bank nahe dem Fenster in der oberen Kammer seiner Residenzwohnung im Hause der Curie neben der Kirche der heil. Apostel Petrus und Paulus, gesund an Geist und mächtig seines Verstandes, wenngleich schwach an Körper, im Hinblick auf die Vergänglichkeit alles Irdischen" vor dem Notare sein Testament. Darin schenkt er seine ganze Bibliothek, welche er durch sein Bemühen und mit Unterstützung guter Leute in Görlitz zusammengebracht und gekauft hat, an die Pfarrkirche und die Annexkapelle Peter und Paul, denn sie solle nicht unter dem Leuchter verborgen, sondern tanquam lumen preciosum in candelabro stehen, auf daß die darin Lesenden erwerben intellectum scientiae et splendorem doctrinae, und daß sie das Wort Gottes zur Ehre des Herrn und zum Heile der Menschen geeigneter und beharrlicher auszusäen vermögen. Das Testament gibt zugleich das Verzeichnis der kostbaren Handschriften, darunter Biblia in pergameno in notula. Item Nicolaum de Lyra super totam bibliam in pergameno in octo voluminibus in papiro . . . Catholicon in pergameno . . . item lecturam super Apocalipsim doctoris Storch. Item Apocalipsim cum figuris . . . Item scolasticam historiam in perg. Item Concordancie Theologicae Mauricii . . . Item Gorram super Johannem-Matheum. Item super Psalterium . . . Mammotrectum etc.

Es waren noch Sicherheitsmaßregeln von dem Testator vorgesehen; Pfarrer und Prediger soll stets der Zutritt freistehen, die Bücher sollen niemals der Kirche entfremdet werden. Da aber die Mutter Domina

---

[1]) Herrmann, Eine Bücherschenkung an die Pfarrkirche zu Alsfeld in Mitteilungen des oberhess. Gesch.-Ver. N. F. XII, 89 (1903).

[2]) Diese letzteren Stücke sind nach Darmstadt gekommen.

[3]) Naumanns Serapeum I, 180.

[4]) Aus angesehener Familie, sie wurde später in den Grafenstand erhoben.

Katherina noch lebte, so bestimmte Goschitz, die Kirche solle derselben auf Lebenszeit in zwei Terminen 12 Gulden ungarisch geben.

Dieses schöne Testament fand sich als Umschlag von Collectaneen im Ratsarchiv zu Görlitz, wo ein Kenner des Altertums Ende des 18. Jahrhunderts es entdeckte und ablöste. Den vollständigen Abdruck brachte Jancke, Gesch. der Bibliothek in der Hauptkirche St. Petri und Pauli zu Görlitz 1799, S. 9.

Eine andere schöne Bibelstiftung, von dem Kleriker Georg Waymann gemacht, kam der Kirche St. Peter in Görlitz zu, und zwar zum Gebrauche der geistlichen Mitbrüder (Konfratres) und der Mitbürger, die darin lesen wollen;[1]) die Bibel muß über das Pult gelegt und mit der Kette befestigt werden; so 1490 am 6. Tag nach Mariä Empfängnis.[2])

Unter den Straßburger Bücherverzeichnissen,[3]) welche Ch. Schmidt, Zur Geschichte der ältesten Bibliotheken und der ersten Buchdrucker zu Straßburg 1882 mitteilt, befindet sich S. 70—74 der Katalog der Bibliothek des Dekans der Kirche zum alten St. Peter, Ludwig von Odratzheim 1499, mit meistens kanonistischen Schriften, daneben Catholicon, Augustinus de mirabilibus s. scripturae, Mammotrectus, Biblia.

An die Bücherei der Pfarrkirche zu Nordheim vermacht 1505 der Paderborner Geistliche Bertold Hildebrand eine Kasuistik, ein Predigtwerk und Concordantiae biblie, an die St. Jacobikirche andere Bücher.[4])

Der Kaplan Heinr. Rothmann, später Pfarrer zu Gotha, schenkt 1489 seine Bücher an die Pfarrkirche zu Schmalkalden, darunter Biblia latina, 1478, und ein anderes Exemplar mit Kette.[5])

Von Danzig haben wir folgende Stiftung. Der Hochmeister des deutschen Ordens, Bruder Heinrich von Plauen, bestätigt 1413 die Stiftung, welche „der erbare prister her Andrewis von Slommow, Pfarrer zu unser fruwen in Danzk und siene Capellane in der Wedeme (Wittum, Pfarrei) gestiftet haben, nämlich eyne liberie mit vil guter bucher, nämlich in der hilgen schrift". Bruder Heinrich bemerkt dazu: „Wir haben zu herzen genommen, daß dieselbige Pfarrei zu Unser

---

[1]) **Ad usum fratrum meorum sacerdotum et concivium in ea legentium;** die Bibel war die Kobergersche, Nürnb. 1480.

[2]) Jancke, Bibliothek der Hauptkirche zu Görlitz (1799) S. 19 Note; die obige Notiz stand auf der Rückseite des Einbandes.

[3]) Der **Index librorum bibliothecae Carthusianae in membranis exaratorum** ist besonders reich an exegetischen Nummern, so **Biblia lat. tomis duobus, typis excusa.**

[4]) Wolf, **Archidiacon. Heiligenst. 1809, p. 75.**

[5]) Zeitschr. f. Henneberg. Gesch. 1875, Heft I, S. 6—39, der betreffende Bücherraum heißt „Lutherstübchen".

Frauen von Gottes Gnaden reich von Volke ist und wohl Not ist, daß sie imstande und in der heil. Schrift versuchte Vorweser, Lehrer und Prediger haben, denselben auch notdorft ist, guter Bücher zu haben, daß sie das Volk den Weg der Wahrheit und den Weg der ewigen Seligkeit lehren und weisen mogen und wissen."

Mitten unter den Drangsalen des unglücklichen Polenkrieges — bemerkt ein Autor [1]) — unternimmt der Pfarrherr Andreas nebst seinem Kaplan Heinrich, um seiner Priesterschaft den Besitz eines damals ebenso seltenen als kostbaren Bildungsmittels zu sichern, die Anlegung einer theologischen Büchersammlung, erbaut für dieselbe ein eigenes Gemach und erbittet sich vom Hochmeister einen Schutzbrief, „daß diese Bücher ihm und seinen Nachfolgern zunutze auf ewig bei seiner Amtswohnung verblieben" usw. [2])

Gehen wir an die äußerste Ostgrenze des Deutschtums, nach Hermannstadt in Siebenbürgen, so finden wir an der Marienkirche (ecclesia Cibiniensis) die gleichen Erscheinungen wie im Mutterlande: einen beträchtlichen Kirchenschatz [3]) von Geräten aller Art, deren Inventarien öfters Erneuerung erfuhren. Unter den Büchern [4]) fanden sich bei der Revision 1440: Isti sunt libri qui pertinent ad librariam in latino, Mammotrectus super bibliam in papirio, Matheus glosatus in parg., Lucas glos. in parg., Concordancie biblie in parg. (2 mal), Ysaias et Jerem. glosati, Esechiel et Daniel glos., Psalterium glosatum, Una biblia rubia (rot gebunden), Registrum biblie.

Im ganzen waren 30 biblische oder exegetische Item unter den 139 Bänden, darunter noch: Item una magna biblia aput predicatorem in nigro compactorio. Am Schlusse heißt es noch: Nota Jacobus, magister civium, habet unam parvam bibliam et Helgoth super libros sapientie. Nota quod inter istos libros suprascriptos Georgius filius M. Johannis gwldener habet quinque libros, sc. bibliam summam und andere. [5])

---

[1]) Hirsch, Die Obere Pfarrkirche von St. Marien in Danzig, 1843.

[2]) Petzholdt, Anzeiger 1843, S. 69. Ebend. 1863, S. 284, gibt Steffenhagen Regesten zur Gesch. der Bibliotheken im Deutschordenslande Preußen (13.—15. Jahrh.); hier kommen mehrfach Bücherzuwendungen vor, unter welchen ohne Zweifel exegetische Stücke sich befanden.

[3]) Im Verwahr des Pfarrers 29 Kelche, 1 von purem Gold, bei den Kaplänen 26 Kelche, beim Prediger 1 Kelch und 1 Ornat. Serapeum IX, 227.

[4]) Der Katalog hat 5 Seiten. Serapeum IX, 2. Unter den Incunabeln der „Capellenbibliothek" befindet sich die deutsche Bibel von Koberger 1483, Biblia lat. cum glossa ord. Basel 1480 und Venedig. 1481. Vgl. Archiv des Ver. f. siebenbürgische Landeskunde. N. F. XIV, 293 (1877).

[5]) Demnach hatte der Bürgermeister Jacob aus der Kirchenbibliothek eine Bibel und Helgauds Kommentar, der Notar Guldner eine Bibel entliehen.

Dieser Bürgermeister figuriert auch als Zeuge in einer Bücherschenkung des Pfarrers Nik. Sybelneder 1420, worunter mehrere Exegetica.[1])

Die Korporationsbücherei von Vikaren.

Der starke Zug des Mittelalters zu korporativem Wirken ist bekannt; er gibt in merkwürdiger Weise bei einem Teile der Geistlichkeit, bei den Vikaren in bezug auf Bücher sich kund. Vielleicht mag hier die finanzielle Stellung in Verbindung mit dem wissenschaftlichen Interesse zu einer eigenen Erscheinung geführt haben.

Die Vikare zu Colberg lebten bursenartig beisammen und hatten eine eigene, gemeinsame Bibliothek; sie läßt sich für das Jahr 1509 nachweisen.

Ebenso werden unter den clenodia dominorum vicariorum zu Wernigerode im 15. Jahrhundert auch Bücher erwähnt, und zwar 14 Bände.

Im St. Willehadstift zu Bremen besaß das Collegium vicariorum eine eigene, von der Bibliothek der Kanoniker abgesonderte Bibliothek, deren Bücher teils in der Librarie, teils im Dormitor, teils in anderen Räumen sich befanden.[2])

Die Vikare zu Hameln gründeten gleichfalls eine eigene Bücherei; Otto Wyge, Kleriker aus dem Mindener Bistum, aus Hameln gebürtig, schenkte einen Astexanus de casibus dahin und schrieb hinein: ad librariam vicariorum in Hameln ... fundatam per ipsos vicarios.[3])

Die Kapläne der Pfarrei zu Frankfurt a. M. besaßen ihre eigene Bibliothek. Dieses ergibt sich aus einem Vermerk einer noch erhaltenen Mainzer Agende: Ego pertineo ad bibliothecam capelanorum curiae parochiae francofurtensis 1480.

Bei diesen Korporationsbibliotheken fehlten sicher die Bibeln und exegetische Hilfsbücher nicht.[4])

---

[1]) A. a. O. S. 243, 244.

[2]) Kohfeldt, Zur Gesch. der Büchersamml. in Deutschland in Zeitschr. f. Kulturgesch. N. F. VII, 337.

[3]) Sprenger, Gesch. v. Hameln, S. 195. — Der Priesterbruderschaft an der Marienkirche zu Danzig wurde 1460 von einer edlen Dame, Catharina Clythe, Gattin des Ratsherrn Joh. Meydeborg, eine ansehnliche Bücherstiftung zuteil. Meusel, Historisch-litterarisch-bibliographisches Magazin. Zürich 1791, 3. Stück, S. 24.

[4]) Einem (nicht näher bekannten) Altar der h. Anna, der Mutter U. L. Frauen, wird ein Palmsonntagabend fertig gewordener deutscher Psalter geschenkt. Walther, Bibelübersetzung, S. 683.

Bürgerschaft.

Die Anschaffung eines Exemplars der Bibel, auch nach Erfindung des Buchdruckes,[1]) setzt, abgesehen von geistiger Befähigung, vor allem die finanzielle Möglichkeit voraus, und diese war sicher eine beschränkte; nur ein vermögender Bürger konnte damals eine Bibel anschaffen oder ein Geschenk damit machen.

In der Vorhalle des Hauses der Frankfurter Stadtbibliothek erblickt der Besucher zwei Ehrentafeln; sie enthalten die Namen von Bürgern aus vier Jahrhunderten und an der Spitze den Namen des Mannes, dem die städtische Bibliothek die älteste und bedeutsamste Schenkung verdankt: Dr. Ludwig zum Paradies, eines der hervorragendsten Bürger jener Zeit. Er war der letzte seines Geschlechtes. In Angelegenheiten der Stadt war er Oktober 1477 nach Rom gewandert, wo er von Sixtus IV. persönlich empfangen wurde und elf Wochen weilte. Die höchste Würde, die eines Stadtschultheißen, erlangte er 1486. Er starb am 30. Aug. 1502 und erhielt sein Grab in Liebfrauen. Seine Bücher kamen an die Stadt, ihr Verzeichnis kennen wir; es weist natürlich vorzugsweise juristische Werke auf, aber die notwendigen theologischen fehlen nicht, nämlich: Opus divi Iheronimi in pentheteucon; Una pars biblie in magna forma ligata; Alia pars biblie in magna forma; dabei Rationale divinorum des Durandus.[2])

Wolfenbüttel (Nr. 1575 und 1576) besitzt eine deutsche Bibel in zwei Bänden, mit vielen Miniaturen und vielen in Gold und Farben ausgeführten Initialen. Laut Vermerk hat „der ersam und wyse Hanns Sättelin“ zu Ehren der heiligsten Dreifaltigkeit und zur Glorie der Jungfrau Maria sie schreiben lassen durch den „Schulmaister Huber zu Memmingen uff sant Otmars tag“ 1481. Vorn sieht man das Wappen dieses Memminger Bürgers und seiner Frau in Silber und Farben ausgeführt.[3])

Wolfenbüttel besitzt ferner mit den Augusteischen Handschriften (15. Jahrhundert) eine „Bibel nach dem Latine in Tutsche gemacht“, doch mehr eine Ueberarbeitung in einzelnen Erzählungen. Ihr früherer

---

[1]) Der Wert von Handschriften ergibt sich aus folgendem: 1454 entlieh Schenk Philipp III., Herr von Erbach, für seinen Sohn Konrad, Propst in Mainz, von einem Vetter vier kanonistische Werke; dafür mußte er 200 Gulden als Unterpfand geben, zwei Adelige als Bürgen stellen usw. Simon, Erbach. Urkundenbuch 1858, S. 270. Die Quittung trug die Siegel von Vater, Sohn und zwei Bürgen!

[2]) Die Stadtbibl. zu Frankf. a. M. 1896. S. 125. 138.

[3]) Handschriften zu Wolfenb., 2. Abteilung: Die Augusteischen Handschriften, S. 14 f. (Kat. IV, 14.)

Besitzer war Sigismund Held, dessen schönes Bibliothekzeichen den inneren Vorderdeckel ziert.[1])

Gotha besitzt eine deutsche Bibel, in welche der frühere Besitzer sich eingetragen hat: Steffan Losniczer zum Stege Ist diez puech. Anno 1470, also eines Bürgers.[2])

Den Lübecker Psalter von 1474 schenkte der Bürger Jak. Pruse dem bei Lübeck gelegenen Segeberger Männerkloster laut Eintrag: „Int yar unses heren 1474 do gaff Jacob pruse dit bock hyr In her zegeberger konvent." [3])

1471 vermacht Joh. Biß, Bürger von Lübeck, einer von Schöffers Kunden, dem nahen Kloster Segeberg seine „beyde stucke (Bände) der byblien". Ueber das Schicksal dieser Bibel verlautet nichts.[4])

Der Arzt Paulus in Dresden besaß eine Büchersammlung, welche nach seinem 1459 erfolgten Tode an das Fürstenkolleg und später an die Universitätsbibliothek nach Leipzig kam. Darunter befanden sich zwei exegetische Handschriften. Zum ersten In theologia: Liber Origenis super Genesin et Exodum bapireus. Item liber Egidii super Ecclesiasticum et Haymonis super Apocalypsin bapireus.[5])

In Dillingen liegt die vierte deutsche Bibel; darin bekennt die Besitzerin: „1. 4. 7. 6. habe ich madalena Krefftin der heiligen Dreifaltigkeit zu lob gar ausgelesen dieses buch von mitfasten bis auff den heiligen Osterabendt." Die Bibel stammt aus dem bei Ulm gelegenen Kloster Elchingen, Benediktinerkloster. Der Familienname Kraft in Ulm ist hinreichend bekannt.[6])

Frühzeitig machte die Mainzer Firma Schöffer Geschäfte bis in den Norden. Die Lübecker Kaufleute Kord Hurlemann und Ambros Segeberg standen schon mit Joh. Fust in Verbindung; sie vertrieben die Bücher bis Riga und Reval um 1470. Darunter befanden sich „twe bibulen, veffteyn (15) psalter unde twintich (20) canones,[7]) gedrucket", was auf gangbare Bücher schließen läßt.

---

[1]) Katalog I, 19; IV, 49. 50. Unter den Helmstädter Manuskripten (24) eine Lyranische Postille zum Pentateuch und darin ein Entwurf zur Lagerung der Leviten und des ganzen Volkes um die Stiftshütte und das Allerheiligste herum.

[2]) Jacobs und Ukert, Beitr. I, 335, Note 1.

[3]) Walther S. 686.

[4]) Schwenke, Festschrift, S. 65.

[5]) Petzholdt, Anzeiger für Literatur der Bibliothekwissenschaft. Dresden u. Leipzig 1843, S. 65.

[6]) Daisenberger, Volksschulen in der 2. Hälfte des Mittelalters 1885, S. 67, Note.

[7]) Die Canones missae wurden besonders gedruckt. Siehe Veröffentlichungen der Gutenberg-Gesellschaft (1904) III, 38.

Eine Bibel (vielleicht) als Hochzeitsgeschenk[1]) besitzt die königliche Bibliothek zu Berlin; es ist eine handschriftliche deutsche Bibel, in welcher ein eingeklebtes Blatt bekundet: „1465 hett Ich hochzit ad 10. July, und zoch heym In unß Hauß ad 30. July usw.“, was vielleicht gedeutet werden kann als Hochzeitgeschenk, wenigstens bekundet die Notiz, daß die Bibel in der Hand eines Laien sich befand.[2])

Sehr charakteristisch ist eine Stelle in Barlettas Predigten; sie gilt zwar zunächst für Italien, soll aber hier eine Stelle finden. Die Predigt auf Pfingstdienstag[3]) eifert gegen jene, welche der Predigt fern bleiben, weil sie zu Hause Predigtbücher, auch die Bibel, haben, aus denen sie alles wissen, was der Prediger sagen will: O Pater, ego scio quid volunt dicere, et habeo sermones Roberti[4]), Bibliam. — Ita est, sed cum his facetias Poggii,[5]) librum 100 novellarum.

Barletta gehört zu den bedeutendsten italienischen Volksrednern, gest. nach 1480. Seine wiederholt aufgelegten Predigten galten als Muster volkstümlicher Predigtweise.

Dank den sorgfältigen bibliographischen Arbeiten der letzten Jahrzehnte, wonach die Wertschätzung eines einzelnen Buches so sehr gewonnen hat, läßt sich an einem Beispiele urkundlich zeigen, wie in einer einzigen Stadt innerhalb eines Jahrhunderts die Bibel eine gewisse Rolle zu spielen scheint. Diese Stadt ist Wien.[6])

Der Wiener Stadtarchivdirektor Prof. Dr. Uhlirz (jetzt in Graz) hat aus Archivalien der Stadt jene Auszüge gemacht, welche das Wiener Bücherwesen betreffen, und zwar nur aus den Jahren 1326 bis 1445, soweit nämlich Akten vorhanden sind.[7]) Darin fehlt wiederum die Bibel

[1]) „Wir finden es mehrfach, daß deutsche Bibeln, teilweise von prachtvoller Ausstattung, als Hochzeitsgeschenk dargeboten worden, wie nach gut protestantischer Sitte noch heutigen Tages bei uns.“ So v. Dobschütz in der Deutschen Rundschau, Bd. 104 (1900), S. 68.

[2]) Walther S. 413. Ausweislich eines Vermerks auf dem letzten Blatte einer handschriftlichen Bibel zu Weimar findet sich eine Bibel in der Hand einer Frau, Anna Hanerich Meisnerin (d. i. aus Meissen), jedoch ohne Zeitangabe.

[3]) Sermones. Hagen. 1514, fol. 142 b.

[4]) D. i. Rob. Carraciolus. Hain 4418—4498.

[5]) Von denen Trithemius sagt, wie verderblich sie wirken: devotos offendit, incautis nocet, carnales inficit.

[6]) Die Notiz im Oberbayr. Archiv XI, 249, der Rat der Stadt München habe 1342 für die Tor- und Turmwächter 12 Bibeln angeschafft, ist zu streichen. Die betreffende Stelle des Originals (im Besitz des Histor. Vereins) muß anders gelesen werden. J. Hoffmann, Die hl. Schrift ein Volksbuch in der Vergangenheit, S. 109.

[7]) Centralblatt für Bibliothekswesen (1896) XIII, 79: Beiträge zur Gesch. des Wiener Bücherwesens 1326—1445, S. 80. 81. „Am häufigsten begegnen wir (in Testamenten) liturgischen Büchern. . . . Diesen liturgischen Büchern steht nach Wert und Verbreitung am nächsten die Bibel, welche sehr oft und auch im Privatbesitz vorkommt.“

[illegible] Alle eine Bibel betreffenden Stellen mögen hier vorgeführt werden, damit die Richtigkeit meiner Vorbemerkung ersichtlich werde.

1337, Juni 17. Ein gewisser Friedrich stiftet zwei Messen bei der Himmelpforte und gibt dazu liturgische Bücher und „ain Passional, Bibel und andere Bücher, ewiglich dabei zu bleiben, darin sie (die Priester) ihre Tagzeit (Brevier) sprechen nnd studieren sollen“.

1360, Okt. 9. Jakob Poll, Kaplan der Marienkapelle im Rathause, vermacht dem Kaplan Niclas und anderen verschiedene Bücher, darunter „sein Mettenbuch mit der roten Haut“ (Lederband) und seine Bibel.

1369, Nov. 19. Stephan, Herrn Jakobs des Chetner Schreiber, vermacht dem Herrn Kaplan Jansen seine Bibel und Herrn Jansen bei der Himmelpforten „die vier evangelisten“.

1396, Juli 15. Lienhart, weiland Stadtrichter, hat seiner Frau die Bibeln vermacht.

1397, Sept. 4. Stephan von Krems hat angeordnet, daß man seine Bibel verkaufen und aus dem Erlöse ein Meßgewand ins Kloster „zu den Schotten“ kaufen möge.

1399, Okt. 5. Der Passauer Offizial Dr. Leonard Schauer vermacht den Dominikanern 4 Bücher Nikolaus' von Lyra über das Alte und Neue Testament.

1399, Nov. 18. Magister Chunrat von den Schotten hat vermacht in das Kollegium die Briefe Pauli und die Aurora (metrisch bearbeitete Bibel).

1401, Nov. 12. Kaplan Paul in St. Maria Magdalena hat zu seiner Messe gestiftet ein Mettenpuch, Diurnal und Psalter, und der Kirche im Bürgerspital sein Wibel, des vier pari sind, d. i. in 4 Teilen.

1411, Jan. 12. Priester Jorg vermacht Herrn Jakob dem Graven alle seine Bücher, ausgenommen eine Bibel und eine Summa Pisani; letztere Bücher soll man zwei frommen Priestern geben, die Bibel soll bleiben bei der egenannten ewigen Meß.

1419, Nov. 7. Stephan der Lang vermacht den Echtern [1]) bei St. Stephan ein gemalt Evangelipuch, seinem Beichtvater Heinrich die vier Evangelien mit der Glosse des Nikolaus von Lyra, seinem Sohne andere Bücher, falls er Priester wird, ausgenommen die Wibel, welche den Fürsten Collegiaten [2]) zukommen soll.

[1]) Echter (Achter) sind die Echtherren, acht Curherren, die Mitglieder der Cur oder die Pfarrgeistlichkeit bei St. Stephan, zum Unterschied von den Chor- oder Domherren.

[2]) Stiftlinge des von Herzog Albrecht III. an der Hochschule errichteten Kollegiums (1399).

1420, Juni 20. Vermächtnis des Chormeisters bei St. Stephan, Jak. Scherhauf; er verfügt über eine schöne Zahl von Handschriften, darunter: mein Wiblia, die klein, kauft ich um 5 Phunt, item glossa ordinaria über Matthäus und Marcus soll kommen in die Liberei der Achter.

1424, Sept. 12. Peter Deckchinger, Dechant und Chorherr an St. Stephan, vermacht allerlei Bücher, „dem Abt und Konvent von Melk mein große Bibel, die der Abt jetzt von mir (geliehen) hat, soll bei demselben Kloster bleiben".

1425, Mai 19. Stephan, Hilfspriester im Bürgerspital, vermacht in die Librei seine Bibel und sein Passional.

1429, Jan. 18. Jörg Irrenfrid, weiland Herrn Ruprechts, Echter zu St. Stephan, Bruder Testament: alle pücher so im sein bruder beschafft hat, Herrn Stephan vicari sechs, ain Bibel, Scolastica historia, Summa Pisana, glossa ordinaria, Gorra super Johannem, 2 Bücher Holgot super libros sapientie, Gorra sup. Matteum et Lucam.

1429, Apr. 12. Chormeister Jorg Slaher an St. Stephan: Die pücher Vetus et novum testamentum in duobus voluminibus an Herrn Stephan von Aspern, dem Vicari.[1])

1432. Unter den Kleinodien des Bürgerspitals werden uns genannt: Item Viertail der Wibel in papir, ain klaine Wibel in pergamen. Item ain Wibel in pergamen. 1445 neues Inventar daselbst: Item quatuor partes biblie in papiro. Item und ain clains Bibel in pergameno und aber(mals) ain claine Bibel in pergameno.

1480. Mich. Lochmair, Dr. der Theologie und der Rechte, Offizial von Passau, beurkundet das Testament des Joh. von Plankenstein, der ein Altarist zu St. Maria am Gestade war, darnach soll in die Liberei des Spitals der Nicolaus und Lyra in 4 Büchern kommen, Ludwig, wenn er Priester wird, den Text der Sentenzen und ain Bibel.[2])

Fern im Süden das schöne Spanien! Wird es uns einen Beitrag liefern können zu unserer Uebersicht über die Verbreitung der Bibel? Dessen war ich nicht sicher; da spielte mir in der Konsultationsbibliothek der Vatikana das Glück ein mir seither entgangenes spanisches Werk in die Hand, nämlich Diccionario de las Imprentas que han existido en Valencia desde la introduccion del arte typografico[3]) hasta el anno

---

[1]) Auch ein Tagzeitbuch, das soll man legen an ein keten in der Sacristei, daß arm prister (welche kein eigenes Brevier haben) darin Tagzeit lesen so lang als ein Kaplan da ist, der sein eigen Tagzeit nit hat, dann aber es wieder von der Ketten lösen.

[2]) Uhlirz, Quellen 1898. I, 3 S. 259 Nr. 4803.

[3]) Als Einführungsjahr der Druckkunst in Valencia gilt 1474.

1868 por Jose Enrique Serrano y Morales. Valencia 1898/9. Darin finden sich Urkunden abgedruckt, welche auf Wiegendrucke Bezug nehmen.

1487 macht Juan de Vallterra vor Notar Juan Casanova eine testamentarische Verfügung über Büchernachlaß, darunter una biblia de emprempta capçel mada de adzur e vermello en lati ab cubertes de fusta ab cuyro fogneiat. S. 637.

Außerdem wird S. 639 mitgeteilt ein Inventario de los libros de D. Matias Mercador vom 27. Juni 1489; das Inventar nimmt acht Quartseiten ein und verzeichnet 204 Nummern, darunter 21 exegetische Stücke, u. a.:

La primera part de la viblia ab lo nicolau de llira.

Item altre libre semblant al dessus dit intitulat la segona part de la viblia — tercera — quarta.

Item altre libre en paper de stampa de forma migana ... intitulat prima pars viblie — segona.

Item concordancie viblie.

Item thomas super matheum — lucam.

Item libra prima pars super vibliam — secunda, tercia, quarta, quinta.

It. la glosa del bisbe super salterium.

Atenasius super paulum.

Collatio n. et v. test.

Eusebi de preparacione evangelica.

Saltiri e altres libres de la viblia.

Die Bibel in der Hand der Klosterfrauen.

Wenn die Bücher der heil. Schrift sich da finden, wo man sie am wenigsten vermutet, wo man die bibelfeindlichen „Bannstrahlen Roms" am allerehesten beachtet haben würde, dann gestattet dieser Umstand einen höchst günstigen Rückschluß auf das Bibelstudium und das Verhältnis der Kirche zu demselben. Die Nonnen saßen ruhig vor der Bibel, und niemand störte sie.

Wir dürfen nicht erwarten, daß nun gerade jeder Konvent eine Bibelhandschrift herstellte,[1]) kaufte oder als Geschenk besaß; die Verschiedenheit der geistigen Begabung der mehr oder weniger günstig gestellten Insassen, auch der Zweck des Ordens (caritative oder meditative Tätigkeit) schloß selbstredend solches aus.

[1]) An Schreiberinnen (Brief- und Schönschreiberinnen) fehlte es nicht. Falk, Liter. und künstler. Tätigkeit in Nonnenklöstern in Hist.-pol. Bll. CXVIII, 644.

Ehe ich zu einzelnen Beispielen übergehe, möge Hurter zu Wort kommen, der in seinem Innozenz III. (IV, S. 469, erschienen 1844) sagt: „Wer sich noch in dem Wahn wiegen mag, die heilige Schrift seye selbst den Geistlichen unbekannt geblieben, der hat wohl nie in irgend ein aus dieser Zeit auf uns gekommenes größeres oder kleineres Werk, welches einen Gegenstand der Gottesgelehrtheit behandelt, einen Blick geworfen; hat von den Predigten, die auf uns gekommen sind, keine gesehen; scheint von den vielen Auslegungen einzelner Bücher derselben nichts zu wissen; wie darauf geachtet ward, daß selbst die Bewohnerinnen von Nonnenklöstern durch den Jahreslauf die gesammte heilige Schrift lesen sollten, nicht vernommen zu haben.“ [1])

Die Dominikanerinnen.

Ihnen gebührt in diesem Abschnitte die erste Stelle. Nicht dem Zufalle, nicht einem günstigen Umstande bleibt bei ihnen die besondere Stellung der heil. Schriften anheimgestellt; es gehört bei ihnen zur Ehre des Hauses, eine Bibel zu besitzen und ihr eine rechte Stelle anzuweisen.

Einen Einblick in das innere Leben eines Nonnenkonventes von der Regel des hl. Dominikus überhaupt gestattet uns das sogenannte „Aemterbuch“, welches die Pflichten und Rechte der Vorgesetzten usw. regelt, darunter auch „der Buchmeisterin“ (Kapitel 3). [2]) Diese soll zu der Libery eine besondere Liebe haben; sie soll ein Register führen über die Bücher, lateinische wie deutsche. Auf Pult A sollen die heil. Schriften zu liegen kommen und diese selbst sollen mit A bezeichnet werden.

„An das erste pulpet oder armarien des Buchstaben A mag man die materie der Bibel hinlegen, als (so) vil denn der Bücher sind, und die zeichen und überschrift darnach machen, also: in disem Buche ist geschriben des ersten das Buch der geschafft (Genesis), das andere: das Buch des usgengen (Exodus) des folkes Israhel, und die andren dri Bücher Moysi usw. Uf daz ander Buch also: in disem Buch ist daz Buch Josue, Judicum, Ruth, die 4 Bücher der küngen und die 2 Paralipomenon. Uf daz dritt also: hie ist ingeschriben daz Buch Thobie, Judith, Hester, Job, Ysaie, Jeremie, Ezechelis, Danielis und der 12 minre

[1]) In betreff Frankreichs sagt die Histoire littéraire IX, 203: En tous les bons siècles l'écriture Sainte avait fait le sujet ordinaire de la lecture et de la méditation des Vierges Chretiennes qui sçavaient lire. Hurter, Innocenz III. IV², 469.

[2]) Das Aemterbuch ist gemacht von Generalminister Humbert; er schrieb den Liber officiorum 1259. Er wurde für die Ordensschwestern ins Deutsche übersetzt. Die Vorrede hat das Datum 1454.

propheten. A III: uff daz werd also: hie in diesem volumen ist begriffen die ewangelien, alle epistolen Pauli und daz gantz nuw testament. . . . Und an daz ander pulpet des buchstaben A mag man die glos und die uslegung der heiligen über die Bibel hinlegen." [1])

Das Aemterbuch sieht auch Formularien vor für ausgeliehene Bücher, als Beispiel gibt es: „A. 1484 in translatione s Dominici hat emphangen swester Anna daz Buch mit den vier ewangelien und mit dem gantzen nuwen testament — von mir swester Judith, Buchmeisterin."

Es bestand auch ein Amt der correctrix mensae, welche die Leserin beim Essen zu „bessern, zu wisen und zu strofen hatte, so sie falsch lesen ist".

Jährlich soll das Aemterbuch einmal vorgelesen werden, ebenso andere gute Bücher, wie das Leben der Altväter. In dem „ersten ymbis [2]) soll man gemeinlichen lesen die Bücher der Bibel", an den Festen die entsprechenden Bücher, am grossen Karfritag die Klagung Jeremie. [3])

Mehr kann man von einem Frauenkonvente nicht verlangen.

Von dem „Aemterbuch" der Dominikanerinnen, Offiziale, müssen sich wohl noch Exemplare an verschiedenen Orten befinden. Dem ist in der Tat so, wie aus folgendem erhellt.

Ein sehr kostbares, lateinisch und deutsch, 1436—1454 geschriebenes Exemplar des Offiziale kam aus Klemm's Besitz in das Buchgewerbemuseum zu Leipzig. [4]) Die Handschrift besteht aus 236 Folioblättern „mit mehr als 400 reizenden Initialen und Miniaturen, von kostbarer Erhaltung und luxuriösester Ausstattung". Der beschreibende Katalog des Bibliographischen Museums von H. Klemm S. 4 nennt diesen Kodex ein „Meisterstück der Buchbinderkunst und der Kalligraphie", das dem langen Zeitraume von 450 Jahren Trotz geboten. Auch die Universitätsbibliothek zu Leipzig besitzt ein Exemplar.

Von dem Konvente der Dominikanerinnen zu Adelhausen bei Freiburg i. B. besitzt man ebenfalls ein Exemplar des Aemterbuches, dessen Vorrede das Datum 1454 trägt. [5])

---

[1]) Freiburger Diözesanarchiv XIII, 203. Im Kloster der Benediktinerinnen zu Amthausen, Konstanzer Bistums, wurde keine Nonne geduldet (11. Jahrhundert), welche nicht täglich etwas aus der Hl. Schrift las. Kerker, Wilh. d. Selige v. Hirsau, S. 162.

[2]) Das heißt zu Anfang des Essens.

[3]) Zum Aemterbuch vgl. noch Centralbl. f. Bibliothekswesen (1884) I, 307; (1889) VI, 226, woselbst andere Kopien erwähnt werden.

[4]) Ueber seinen Einband mit den von Konr. Forster ausgeführten Stempeldruck-Inschriften habe ich in der Gutenbergfestschrift 1900 gehandelt.

[5]) Freiburger Diözesanarchiv XIII, 202.

Der Versteigerungskatalog der Sammlung Kloß in London 1838 bietet unter Nr. 4603 ein aus Pergament und Papier hergestelltes Exemplar an: „Humberti Regel für die Schwestern Prediger Ordens übersetzt von dem Klosterbeichtvater zu Basel, 1454." Der Katalog bemerkt, das Buch rühre vom Konvent St. Klara (corr. Catharina) zu Nürnberg her, enthalte die verschiedenen Aemter, besonders für die Buch- und Briefmeisterin; die Kapitalbuchstaben (Initialen) seien singularly painted. Ueber das Schicksal dieser Handschrift konnte ich nichts erfahren.

Die die Bibliothek betreffende Vorschrift des Aemterbuches blieb nicht ein toter Buchstabe auf dem Papier, wir finden Beispiele gewissenhafter Beachtung dieser Vorschrift, und hierin bietet uns der Nürnberger Konvent ein besonders hervorhebenswertes Beispiel.

Einen besonders großen Vorrat von geschriebenen Büchern besaß das Kloster der Dominikanerinnen zu Nürnberg, wie wir aus einem noch erhaltenen Verzeichnis des 15. Jahrhunderts erfahren. Danach besaß das Kloster eine vollständige Bibel in 6 Abteilen, dann eine Bibel ohne die Propheten, 5 Evangelienharmonien, 1 Hoheslied, 8 Psalter, 2 Apostelgeschichten, 2 Geheime Offenbarungen, 3 Historienbibeln, 11 Perikopenbücher (Propheten, Episteln, Evangelien, Passion), 1 Nikodemusevangelium. Von einigen Büchern heißt es, sie seien schon vor der Klosterreform, also 1428, da gewesen, andere hätten die Schwestern mit ins Kloster gebracht oder selbst im Kloster geschrieben,[1]) wieder andere von anderen befreundeten Konventen erhalten.[2])

Um die Sprache des Originalverzeichnisses wiederzugeben: 1. Item das erst puch der bibel hält in Genesis, Exodus, Leviticus, Numeri, Detronomy, Josue, Judicum, Ruth. 2. Item das andere puch der bibel hält in Esdre, Neemie, Thobias, Judith, Hester, Job, der Psalter usw.

Von der oben genannten Vollbibel in 6 Bänden haben sich mehrere Bände erhalten, von welchen der erste (Stadtbibliothek zu Nürnberg) am Schlusse mitteilt: Dicz puch ist auß geschriben worden do man czalt von unsers lieben Herren Jesu Christi gepurt Mcccc vnd yn dem xxxvy Jar an unsers lieben Herren Fronleichnamsabent. Pytt Got für die Schreyberin die dycz Puch geschrieben hat.

Der dritte der noch erhaltenen Bände ist 1443 an St. Michels Tag vollendet; die Schreiberin deutet hier ihren Namen an: K. N.

---

[1]) Innerhalb der Jahre 1458—70 schrieb die Nonne Marg. Carthäuserin 8 Choralbücher. Andere Schreiberinnen desselben Klosters St. Katharina in Falk, Der Stempeldruck vor Gutenberg in der Gutenbergfestschrift 1900.

[2]) Jostes, Meister Eckhart. Freiburg 1895. S. XXIV und S. 115—159, wo ein ganzer Bücherkatalog abgedruckt steht.

Der erste Band verdient besondere Aufmerksamkeit, denn er enthält eine Reihe von bildlichen Darstellungen. Von der Schreiberin rühren diese Bilder nicht her, aber sie gab dem Maler Anweisung, wie und wo er ein Bild in die freigelassene Stelle des Textes einmalen sollte. Vorn im inneren Deckel ist der Anweisungszettel eingeklebt, er sagt z. B.: Psalm 1 molt (malet) ein künig siczen, der ein harphen hat (d. i. malet einen König sitzend mit einer Harfe). Psalm 26 molt ein proffeten siczen mit einem reim psalm (d. i. mit Spruchband, worauf ein Psalmvers). Psalm 80 molt ein junkfraw die do slecht (schlägt) auf der lautten.[1])

An den betreffenden Stellen war ein Zettelchen mit derselben Anweisung „molt" durch einen Bindfaden angeheftet, der nach Vollendung des Bildes entfernt wurde, aber heute noch zu sehen ist.

Noch ein Beispiel zu Job; der Anweisungszettel wollte „über job einen alten grymigen man siczend auf eim mist und den teufel und sein weib die slahen yn mit gerten"; das verstand der Maler nicht recht, statt über Job, d. i. über dem Buche Job zu Anfang malte er einen gut gekleideten „Job" und gerade über ihm, durch eine Querleiste getrennt, nochmals Job mit Geschwüren auf Mist sitzend und die Genannten, den Job schlagend![2])

Dieselbe Stadtbibliothek bewahrt ein Neues Testament in deutscher Sprache, beendigt von Schwester Kunigunde 1443: Dicz Puch ist außgeschriben worden am freitag vor S. Michelstag der was an einem freitag 1443. Pitt Got für die schreyberin die dicz Puch geschriben hat.[3])

Nach Maihingen in die Wallersteinsche Bibliothek ist ein anderes Produkt der Schreibstube der Nürnberger Dominikanerinnen geraten, nämlich eine deutsche Bearbeitung des Hohenliedes, 1437: Pyt got für die schreiberin die dicz puch geschriben hat.[4])

In Straßburg hatte Joh. Mentelin die erste Bibel in deutscher Sprache[5]) gedruckt, wie wir aus dem Rubrikatordatum wissen, im Jahre 1466. Ein Exemplar hiervon besitzt die Kgl. Bibliothek zu Stuttgart; in diesem Exemplar findet sich die Notiz: „Dis Buch hat Johannes Hammer der Apteker geben den erwirdigen geistlichen Frawen zu sant

---

[1]) Walther, S. 310. — Sehr vornehme und kunstsinnige Schreiberinnen vereinigte auch der Dominikanerkonvent St. Jacob di Ripoli in Florenz. Die nahebei wohnenden Ordenspriester (Spiritualen) leiteten eine Offizin, welche 1476—84 tätig war. Giornale istorico della letteratura italiana. Bd. 20, H. 3, S. 349; Centralbl. f. Bibliothekswesen, 1893, S. 146.

[2]) Facsimile bei Walther zu S. 312.

[3]) Murr, Mirabilia I, 251. — [4]) Walther, S. 540—541.

[5]) Bibliothek des Liter. Vereins zu Stuttgart. Bd. 234. Tüb. 1904.

Margretten und sant Agnesen. Und bittet Gott auch für Katherinen sein Haußfrawen." [1])

In Straßburg bestand ein Kloster der hl. Margarete vom Orden der Dominikanerinnen. Hier lebte als Nonne Anna Schott, berühmt als gelehrte Frau, welche philosophische und theologische Kenntnisse besaß, Lateinisch verstand und einige Werke verfaßte (1480), so eine Meditation zu Johannes 12, 24 und 15, 1, ein Leben der Heiligen. [2]) St. Agnes war nach dem Burgunderkrieg mit St. Margret vereinigt worden.

In Straßburg erschien auch die zweite deutsche Bibel, bei H. Eggestein, ums Jahr 1470. Die Kgl. Bibliothek zu Stuttgart besitzt ein Exemplar mit der Angabe, daß es „umb nun gulden koufft" worden sei, und daß Jörg von Sachsenhaim im Jahr 1488 seiner Schwester und dem ganzen Konvent zu Lauffen dasselbe geschenkt habe. [3]) Lauffen am Neckar (bei Heilbronn) hatte ein Nonnenkloster, wovon nur noch spärliche Reste zu sehen sind. Das Kloster wurde 1285 mit Dominikanerinnen aus Itzingen und 1476 mit Prämonstratenserinnen besetzt. [4])

Zu Weimar findet sich eine vollständige, auf 6 Bände verteilte Bibel; auf dem letzten Blatte des 5. Bandes steht: Johannes felixe scripsit; [5]) im 3. Bande auf dem ersten beschriebenen Blatte: „Das dritt puch der bibel gehört in das Closter zu Pforczhaim", wozu eine spätere Hand bemerkte: „Nonnencloster, so durch Marggraf Carln allda abgeschafft worden, seind solche Nonnen nachmals durch den Erzherzoge von Österreich in das Closter Fältberg naher bei Horb am Schwarzwalde auffgenohmen". [6]) Dieses Kloster war Dominikanerordens.

In Bern stiftete in dem Kloster der Dominikanerinnen auf der Insel (Inselkloster) der Chronist Diebold Schilling 1483 eine Seelmesse, „ouch gab er uns eine tütsche Bible geteilt in zwo volumina". Das Kloster bestand bis 1528. [7])

---

[1]) Walther, S. 113.

[2]) Ihre Handschriften verbrannten samt dem Hortus deliciarum der Herrad im Jahre 1870. Dacheux, Geiler p. 427.

[3]) Walther, S. 114.

[4]) Grote, Lexikon deutscher Stifter, Klöster und Ordenshäuser. 1881, S. 295.

[5]) Nach einer Notiz am Schlusse des 3. Bandes ist die Handschrift 1458 vollendet.

[6]) Walther S. 314. Ueber die schmähliche Behandlung der Nonnen durch die Prädikanten und Abgesandten des Markgrafen Karl II. von Baden 1556 vgl. Janssen-Pastor, Gesch. des deutschen Volkes IV, 203, Note.

[7]) Eduard v. Rodt, Bern im 15. Jahrh. 1905, S. 49. Obigen Hinweis verdanke ich meinem Studienfreunde Prälat Dr. Stammler, Pfarrer in Bern.

Die Zisterzienserinnen.

Den Dominikanerinnen stehen nahe, wenn nicht gleich, die Zisterzienserinnen.

Die Stadtbibliothek zu Hamburg besitzt eine geschriebene Bibel, welche einst dem Gelehrten Gonze, Verfasser des „Versuches einer Historie der gedruckten niedersächsischen Bibeln, Halle 1775", gehörte. Die Handschrift umfaßt die 4 Evangelien nebst der Geschichte der Apostel, darunter die Worte: „in dem iar unsers herren geburt 1504 jar sint sie gesch(rieben) von suster Gertrut von buren."

Die Schreiberin gehörte also dem in der Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Worbis (Diözese Mainz) gelegenen Zisterzienser-Nonnenkloster Beuren an.[1])

Die Zisterzienserinnen zum heil. Blut in Wasserler in der Grafschaft Wernigerode besaßen eine lateinische Bibel in vier Bänden; in Not geraten, verkauften sie dieselbe um 16 Mark Silber an den Stiftsherrn Reinhard von Stein zu Goslar. Letzterer stellte in seinem Testamente den Nonnen die Bibel 1309 zurück, mit der Bemerkung, die Bibel sei zurückgegeben, daß die Kirche in Wasserler den Gebrauch und den Schutz der Bibel habe, usum et custodiam, nicht aber Eigentum.[2])

In der Wetterau lag ein anderes Kloster der Zisterzienserinnen, Marienschloß bei Rockenberg, des Erzstifts Mainz;[3]) sie hatten einen Wohltäter in der Person des Johann von Veldersheim, dieser schenkte den Nonnen „eyn dutsche bybel".[4])

Die Nonnen zu Engelthal, grauen Ordens, in Oberhessen, Erzbistums Mainz, besaßen eine Bibel, verteilt in vier Bände. Die Nonnen waren Geldes bedürftig und erhielten von dem in der Wetterau gelegenen benachbarten Benediktinerkloster Naumburg 63 Gulden;[5]) als Pfand gaben die Nonnen ihre Bibel und stellten folgende Urkunde aus:[6])

---

[1]) Nicht war sie das Glied einer Familie Buren, wie Walther S. 138 annimmt.

[2]) Das Testament lat. und deutsch in Zeitschr. des Harzvereins. Wernigerode 1869. II, 151 fg. 1538 schenkt der Offizial Joh. Kerkener zu Braunschweig, Dechant zu Wernigerode, alle seine Bücher der Bibliothek dieser Stadt, ausgenommen eine große Bibel (magna biblia), die ins Kloster zu Waterler kommen soll.

[3]) Zwei deutsche Bücher, wovon das eine „der Bruder Bechtuld" heißt, erhielten sie 1396 von dem Geistlichen Craft in Rockenberg, Burgherrn von Friedberg. Dafür verpflichteten sie sich zu einem Jahrgedächtnis für ihn und seine Eltern. Hess. Arch. VI, 116.

[4]) Rady, Hess. K.-Gesch. S. 493; hess. Archiv VI, 116.

[5]) Dies scheint der Kostenpreis einer Bibel gewesen zu sein. 1388 kaufte die Abtei Johannesberg, Rheingau, eine Bibel um 70 Goldgulden und hielt sich vierjährigen Zahltermin aus. Falk, Bibelstudien S. 82 Note.

[6]) Urk. in Bernhard, Antiqq. Wetterav. 1745, S. 109.

„Wir, Lyse, Aebtissin und der ganze Convent des Klosters zu Engeltail graen Ordens bekennen . . ., daß wir schuldig sind . . . den ehrbarn geistlichen Herren, dem Propst, Prior und Convent zu Nuwenburg . . . 63 Gulden . . und zu mehrer Sicherheit han wir vorgenannt Lyse und Konvent zu Pfande gesetzt und ihnen geben ein gute große biblien in vier Stucken, also, wan wir ihnen ihr Geld wieder geben, so sollent sie uns dieselben vier Stucke Bucher auch wieder geben ohne allen Intrag und Hinderniß. Wäre es auch (der Fall), daß wir des Geldes off einmale nicht ganze mochten geben, wann wir dann ein Teil mochten geben, so sollten sie uns auch die Bucher eins oder zwei wieder geben. Auch wann man unterweilen Bucher pfleget zu leihen in Freundschaft,[1]) daß man deren ohn Schaden ziemlich (wie es geziemt) gebruchen möge, so wollen wir williglich und in Freundschaft ihnen (das) wohl gunnen, daß sie sich derselben Bucher gebruchen megen zu Nuwenburg und anders mehr, unserem Herrn Gott zu lobe und Ehre als (so) lange sie die inne hand. Deß zu Urkunde han wir Lyse Aebtissin unser Ingesiegel und wir der Convent unser Ingesiegel an diesen Brief gehangen. Datum 1417 auf St. Andres des Apostels Abend."

Die Klarissinnen.

Am Niederrhein begegnet uns Ysabella von Gelria (Geldern), Aebtissin der Klarissen in Köln;[2]) sie verkauft wertvolle Sachen, erwirbt aus dem Erlöse eine aus zwei Bänden bestehende Bibel und überläßt sie den Nonnen unter der Bedingung, daß die Schwestern bei ihrem Anblicke oder ihrem Gebrauche ihrer im Gebete gedenken, 1340. Die prächtig gezierte Bibel, wohl erhalten, liegt jetzt im Seminar zu Köln.[3])

Einen köstlichen Beleg zur Bibel in Frauenklöstern bietet, wenngleich im französischen Sprachgebiet, die Geschichte des Klarissenklosters zu Genf. Die Nonnen bewiesen ungewöhnliche Treue in der Anhänglichkeit zur alten Kirche, nur eine fiel ab, Blaisine 1535. Sie wußte Beschuldigungen gegen ihre Mitschwestern zu erheben, sie sei von ihnen mißhandelt worden, pource que je n'avais voulu prendre la Bible

---

[1]) D. h. wenn aus Gefälligkeit, nicht als Pfand, Bücher zum Verleihen begehrt werden, so wollen die Nonnen sie gerne leihen Gott zu Liebe. Darnach scheinen die Nonnen mehr als gewöhnlich Bücher besessen zu haben, eine **Historia Lombardica** (d. i. Rationale des Durandus) besaßen sie durch Legat des Sängers Weigand zu Mainz 1316 (Baur, Arnsb. Urkb. 463), einstweilen soll Bruder Gerhard im Arnsburger Klosterhof es benutzen.

[2]) Köln. Pastoralblatt 1903, S. 215.

[3]) Jacobs u. Uckert, Beitr. II, 23, spricht von einer Bibel, welche im Nonnenkloster Zinna geschrieben sei. Dieser Irrtum ging auch über in Weinhold, Die deutsch. Frauen I,[3] 121. Die Initialdekoration weist vielmehr nach Frankreich.

avec elles, et que je fillois ma quenouille le jour de la fête Dieu; also sie nahm nicht die Bibel zur Hand wie die anderen und wollte weibliche Arbeiten am Feiertage nicht verrichten; letzteres mochte wohl damals nicht als die Sonntagsheiligung verletzend erachtet werden.[1])

Andere Orden.

Die Universitätsbibliothek zu Göttingen besitzt ein Catholicon,[2]) von welchem Hamberger, Bibliothekar dieser Hochschule, im Jahre 1764 in seinen Nachrichten von den vornehmsten Schriftstellern sagt: „Von der Zeit des Druckes kann ich nur so viel bestimmen, daß er vor dem Jahre 1487 gedruckt sein muß, denn wie eine voranstehende Handschrift[3]) bezeuget, ist dieses Catholicon in diesem Jahre dem Augustinernonnenkloster vor Hildesheim geschenkt worden."

Auch ein deutscher „Jesus Sirach", zwischen 1434 und 1447 geschrieben, läßt sich in diesem Kloster nachweisen. „Dut boyk hort to Sante Marien Magdalenen to Hildensenn", steht auf der letzten Seite.[4])

Was sollen nun die Nonnen mit einem Catholicon anfangen, da es doch lateinisch und nur lateinisch abgefaßt war? Wir wissen, daß in den Nonnenklöstern die Kenntnis der lateinischen Sprache nichts Ungewöhnliches war. So erfahren wir von Joh. Busch, Augustinerpropst zu Hildesheim, daß zu Helmstedt „die Schwester Tekla, in der Grammatik genügend unterrichtet, die jungen Mädchen und Nonnen im Gesange und in den Schulkenntnissen zusammen mit der Priorin unterrichtete. Die Schülerinnen machten solche Fortschritte, daß sie die Heil. Schrift deutlich verstanden und auslegen konnten, und daß sie Briefe oder Sendschreiben in gutem Latein, wie es einem Lehrer gebührt, aufsetzen konnten. Dieses habe ich selbst gesehen und darin examiniert".[5]) Demnach konnte das Catholicon den Klosterfrauen zum Verständnis der Heil. Schrift sehr dienlich sein.

Bezüglich des St. Magdalenenklosters zu Hildesheim erfahren wir von Busch, daß „die Klosterfrauen mit der Hand arbeiteten, Weben,

---

[1]) Kampschulte, Calvin I, 172. Mit Recht bemerkt K.: man sieht, daß in dem Klarissenkloster weder das Bibellesen noch weibliche Arbeit außer Uebung gekommen war.

[2]) Diese Bibliothek besitzt auch den Lübecker Psalter von 1474, den Johannes . . . Bürger der Stadt Hildesheim, dem Kloster Maria Magdalena mit der Bitte um Gebet schenkte. Walther, S. 686.

[3]) Das Blatt mit dieser handschriftlichen Notiz ist jetzt vom Deckel abgelöst. Ein Vorsatzblatt oben am Rande hat die Notiz: **Ad beatam Mariam Magdalenam pertinens ligetur cum tenaculis** (briefl. Angabe des Hrn. Dr. Falckenheimer).

[4]) Walther S. 681. — [5]) Grube, J. Busch, Ein kath. Reformator des 15. Jahrh. 1881, S. 202, 203.

Stricken und Nähen war ihre Beschäftigung, alle waren gut gebildet, im Kloster war eine Schule, in welcher die Kandidatinnen und jungen Nonnen unterrichtet wurden. Der lateinischen Sprache waren alle mächtig“.[1])

Als die Schwester Tekla nach Bronopia, Kloster in der Vorstadt von Kampen in den Niederlanden, versetzt wurde, schrieb Schwester Johanna Penninczac und ihre Mitschwestern in Marienberg bei Helmstedt einen lateinischen Brief, worin sie ihr Leid aussprechen über ihren Weggang: vix potestis credere, quanta tristitia et quantus dolor est in claustro nostro de vestra absentia tam de senioribus tam de junioribus etc.[2])

Die kgl. Bibliothek zu Berlin besitzt 24 Vollbibeln, 10 alte, 22 neue Testamente, 12 Evangelien; diese Handschriften gehen ins 12. Jahrhundert zurück und ins 15. herab.[3])

Die Bibel Nr. 239 aus dem 13./14. Jahrhundert stammt aus dem Kloster Marienbaum bei Cleve, Brigitenordens, und hat folgenden Vermerk: „Anno 1518 heft willem grunwalt ter eren gaets (Gottes) ende seiner gebenediber moder Maria ende sunte brigida ... desse bibel gegeffen (in) dat cloester tot marienbom.“

Dasselbe Kloster besaß eine vierbändige Bibel aus dem 14. Jahrhundert, jeder der Bände hat vorn die Widmung: Honesta domicella Margarita, uxor Joh. de schelbergk, post obitum viri sui predicti contulit librum presentem fratribus . . . monasterii marie ad arborem ord. b. birgitte. . . . Datum ao. dni. 1487.

Im Vorstehenden ist nur der Bibeln gedacht; ein viel gebrauchter Bibelteil, die Psalmen in deutscher Uebertragung, findet sich so häufig in Frauenkonventen, daß deren Aufzählung ebenso unmöglich wie überflüssig sein dürfte.

So weiß man vom St. Barbara-Nonnenkloster zu Delft, daß es fast nur deutsche Erbauungsbücher besaß, ihr Verzeichnis ist noch vorhanden.[4])

---

[1]) Das. S. 65, 66.

[2]) Busch, De reformatione monasteriorum, ed. Grube in Geschichtsquellen S. 625; daselbst ein lat. Brief der priorissa Helena et procuratrix Geseke zu Marienberg ad tres sorores Ida, Tekla und Aleidis in Bronopia; S. 626 ein lat. Brief dieser drei Schwestern an Helene und Geseke, S. 627 der Tekla an Johanna, um 1465.

[3]) Rose, Verzeichn. der lat. Hssen. der Bibl zu Berlin. Eine Bibel derselben Bibliothek in 4 Bänden schrieb im 15. Jahrhundert Lutbertus für die minderen Brüder in Brandenburg und eine gleichartige Frater Hermann Roelupnk aus Bocholt für das Kloster Mariae Pacis 1511. Andere Bibeln stammen aus St. Castor bei Coblenz, St. Victor in Xanten, von den Dominikanern in Calcar. Gaesdonk 1462, Carkan bei Erlau, Werden.

[4]) W. Moll, Die Boekerie van het St. Barb.-Kloster zu Delft. 1857.

Für die Brigittinerinnen zu Altomünster (Bayern) übersetzte der Geistliche Cunrad 1407 die Psalmen Davids. Die Handschrift, 325 Pergamentblätter, liegt in Graz, wie auch das folgende Manuskript: Die Psalmen, deutsch übersetzt, gehörten den Dominikanerinnen zu Mährenberg an der Drau, welche hauptsächlich den Familien des kleinen Adels und wohlhabender Ministerialen entstammten. Schönbach bezeichnet die Handschrift als „durch Gebrauch stark abgenützt", in Mitteilungen des hist. Ver. für Steiermark Heft 47 (1899).

Nachdem man 1536 zu Freiberg in Sachsen das Jungfrauenkloster St. Jakob vom Orden der heil. Maria Magdalene von der Buße aufgehoben, inventarisierte man die Habseligkeiten, auch die Bücher, und fand: Im oberen Kreuzgange 1 stul, darauf leit 1 bibel, 2 Meßbücher, 1 Vocabularius, 3 partes Lyre rc. Ein großer Schrank, darin sein 2 Biblien und 130 papistische Bücher usw.[1])

Daß man in den Nonnenklöstern neben dem Gebetseifer Interesse für andere Wissenszweige besaß, möge folgende Tatsache bezeugen. Auf der Rheininsel Rolandswerth (Nonnenwerth) im Kloster der Benediktinerinnen befand sich zu Anfang des 16. Jahrhunderts eine sog. Mappa mundi, d. i. Karte des Erdkreises, und zwar von der Hand des Johannes Ruysch. Dieser, aus Utrecht, erst Weltpriester, dann Mönch zu St. Martin in Köln, 1492, war auf seinen Reisen auch nach Lissabon gekommen, wo er wegen seiner astronomischen und nautischen Kenntnisse bei dem Könige zu Ansehen gelangte und der portugiesischen Flotte vorgesetzt wurde. Diese Stellung gewährte ihm den Vorteil, mit den kurz zuvor von den Portugiesen und Spaniern gemachten Länderentdeckungen bekannt zu werden, die er dann in seine Karte einzeichnete. Ruysch kehrte in höherem Alter in sein Kölner Kloster zurück, wo er 1533 starb.[2]) Ruysch, auch ein guter Maler, beteiligte sich an der Herstellung der Malereien im Vatikan.[3])

VIII. Die Tischlesung.

Die Tischlesung in Klöstern und geistlichen Anstalten gehört zu den von Regeln gebotenen Uebungen. So ist es gegenwärtig und so war es allezeit. Während des Lesens herrschte Stillschweigen, welches jedoch

---

[1]) Petzholdt, Urkundl. Nachr. zur Gesch. der Sächs. Bibliotheken 1855, S. 32. Cod. dipl. Sax. l. c. S. 520, Nr. 736. Bei den Augustinern zu St. Afra in Meissen fand man: im Schreibstübgen 1 Biblie sampt etlichen Büchern. Das.

[2]) Antiqq. monast. S. Mart. Colon. ed. Kessels p. 188. Schwester Paula, Gesch. der Insel Nonnenwerth (1904), S. 44; Hartzheim, Biblioth. Colon. p. 198.

[3]) Pastor, Päpste III, 760.

im Falle des Besuches angesehener Gäste unterblieb oder unterbrochen wurde.

„Bekannt ist die alte Klostersitte, während der Mahlzeiten den Brüdern die Bibel vorlesen zu lassen. Bei den Cluniazensern war die Sitte von Anfang an als ein Stück der Reformen durch Gesetze geregelt. So lange man zu Tische saß, wurde in Clugny und Baume die Schrift gelesen. Hier wurde in einer Woche Septuagesimä die ganze Genesis, in sechs Nächten der Jesaias gelesen usw., in Gorze vom 1. bis 15. November sämtliche Propheten. In Frauenklöstern wird man den Stoff meist ausgewählt haben. Die Psalmen waren als wichtigstes biblisches Erbauungsbuch in den Nonnenklöstern in Gebrauch." So Professor Dr. Kropatschek, Schriftprinzip der lutherischen Kirche, 1904, S. 146.[1])

Der Tischlesung gedenkt auch die Hausordnung der Kogelherren zu Königstein und Butzbach,[2]) wie sie in Severus Parochiae Moguntinae 1768 in der Einleitung überliefert ist: Von dem Stait (Stand) und Leben der Priester und Brüder zu Königstein und zu Butzbach. Uber dische sind sie stille und hören uff die Letze (Lectio, Lesung), die man liest us der heyligen Schrifft von Anbegin bis zu dem Ende des Essens; es were dan, daß man umb mercklicher Gest (Gäste) willen im halben Essen Laub (Erlaubnis) gebe zu reden.

Vom Cisterzienserkloster Marienfelde im Regierungsbezirk Münster i. W. kennt man noch den Bücherkatalog. Kindlinger hat im Allgem. Litter. Anzeiger 1800, S. 521, denselben mitgeteilt mit dem Bemerken, daß einige der darin verzeichneten Handschriften noch 1780 vorhanden gewesen seien. Darin kommt vor: Biblia in duobus voluminibus. Diese Handschrift des 12. Jahrhunderts war, wie Kindlinger weiter bemerkt, noch 1780 vorhanden, enthielt alle Bücher der Bibel und wurde täglich zur Vorlesung beim Essen benutzt.[3]) Genesis glossata in uno volumine. Exodus, Deuteronomium in uno volumine etc.

In betreff der Tischlesung spricht Münzinger in der Paternoster-Erklärung (in 1475) bei der vierten Bitte, Unser tägliches Brot gib uns heute, den Grundsatz der Klosterleute aus: „Darum haben die geistlichen Leut in den Klöstern die Gewohnheit, daß man je liest ze tisch, daß do nit allein gespeiset werde der Leib, sunder auch die Seel.[4])

---

[1]) In Gießen, Univ.-Bibl., eine Papierhandschrift des 15 Jahrh: Evangelia de fick gebort (gebührt) to lezene . . . van des eyrsten gudensdages (Mittw.) an yn der fasten wente bis to passchen (Ostern).

[2]) Königstein im Reg.-Bez. Wiesbaden, Butzbach in der großh. Prov. Oberhessen.

[3]) Serapeum IX, 21.

[4]) Hasak, Der christliche Glaube des deutschen Volkes beim Schlusse des Mittelalters. 1868. S. 53.

Auch die klosterähnlichen Institute alter Zeit, z. B. die Kollegien an den Hochschulen, folgten der Sitte der Tischlesung aus der Bibel. Wir wissen dies bestimmt aus der Geschichte der Heidelberger Universität, welche unter Zustimmung von Kurfürst und Bischof für das St. Dionyskolleg 1452 eine neue Ordnung aufstellt, darunter in betreff der Tischlesung: „Item an jedem Tage zu Beginn jeder Mahlzeit (prandii et cene) wird durch einen aus den Kollegiaten mit vernehmlicher Stimme ein Kapitel aus der Bibel (unum capitulum in biblia) gelesen, wobei jeder genau aufzumerken hat.“ [1])

Daß das gesprochene Bibelwort so gut wie das geschriebene in die Familien drang, wissen wir von dem unermüdlichen Elsässer Kanzelredner Mich. Buchinger; er äußert 1547 in einer Predigt (Postille, Winterteil 55 a): „Unsere Voreltern, da noch Liebe und Frömmigkeit auf Erden war, die ließen kein Kind am Sonntag zum Essen, es hätte denn etwas aus den Evangelien behalten.“ Das will sagen, wenn es an Sonntagen zum Essen ging, wurde nach dem in der Kirche vorgelesenen Evangelium und dessen Erklärung gefragt. [2])

IX. Die Fraterherren und der Laienunterricht.

Zu den wohltuendsten Erscheinungen des ausgehenden Mittelalters kann man die Wirksamkeit der Fraterherren, der Brüder des gemeinschaftlichen Lebens, rechnen. Ein echt christlicher, priesterlicher, ja apostolischer Geist beseelte den Stifter und alle Mitglieder seiner Stiftung.

Ihre Statuten und Gewohnheiten haben einen eigenen Abschnitt über das Studium göttlicher Schrift. „Nach der Prim um 7 Uhr pflegen wir unsere Zeit in göttlicher Schrift zuzubringen, zu welcher Zeit wir Laufen, Jagen und andere hinderliche Geschäfte verhüten sollen, die uns abziehen von unseren Studien. . . . Derohalben sollen wir fleißig und beständig sein in dem Lesen Heil. Schrift, da dieselbe, von dem Heil. Geiste eingegeben, uns selig lehrt, wie wir in dem Wege Gottes wandern sollen; auch ermahnt und erweckt sie das Gemüt, den Willen zu der Liebe der Taten (guter Werke) und zum Abscheu vor dem Schändlichen; desgleichen bekümmert (beschäftigt) sie unser Gedächtnis mit nütz-

---

[1]) Urkundenbuch ed. Winkelmann I, 166.

[2]) Im Visitationsbericht über die Lausanner Kathedrale 1529 heißt es vom Domus Innocentium, daselbst sei eine Biblia coperta pelle alba, in qua juvenes (Chorknabeninstitut dieser Kathedrale) legunt inter prandendum. Diesen Hinweis verdanke ich dem schon genannten Herrn Prälat Dr. Stammler, Bern, der im „Domschatz von Lausanne“, 1894, den Text gibt.

lichen und fruchtbaren Gedanken, die die eitlen und schädlichen ausschließen. . . . So viel die Studien und Lesungen unserer Brüder belangt, wird es für gut angesehen, daß sie mehr den Büchern obliegen . . ., daß sie auch göttliche Schrift mehr gebrauchen als andere Bücher, die die Sitten erbauen, als nämlich Instituta, collationes, vitae patrum . . ., horologium aeternae salutis etc." [1])

Die Lesung der Heiligen Schrift soll neben dem Studium auch zur Erbauung dienen. Deshalb sagen diese Statuten an einer anderen Stelle: Auf denselben Feiertag soll sich ein Jeglicher versehen mit einem guten Punkt, aus der Heil. Schrift genommen, welcher dazu dienlich ist, das Herz zur Besserung anzufeuern, und wenn das Zeichen gemacht ist in der Gemeinde, so lege der Bruder vor, denn durch die Collation, unter einander angestellt, wo über schriftliche Materien ein brüderliches Gespräch angerichtet wird, wie uns dies an Sonntagen nach dem Abendessen gewöhnlich ist, werden wir nicht allein unterrichtet zu der Erkenntnis, sondern auch entflammt zur Fertigkeit, insonderheit aber wird brüderliche Liebe dadurch gefördert.

Des Abends um 7 Uhr soll das Zeichen gegeben werden zur Uebung des Abends, voran soll ein Stück Heiliger Schrift gelesen werden. —

Doch nicht allein die Hausgenossen sollen die nötige Kenntnis und Erbauung aus der Heiligen Schrift schöpfen, die Fraterhäuser suchten diesen guten Geist in weitere Kreise zu tragen; sie zogen die Jugend, vor allem die Männerwelt, an sich. Wie das geschah, sagen die Statuten.

„An Festtagen, wenn der Gottesdienst in der Kirche zu Ende ist, pflegen nach einer guten Gewohnheit Schüler und andere brave Männer zum Zwecke religiöser Unterweisung in unser Haus zu kommen. Denselben soll auf deutsch irgend ein Passus aus der heil. Schrift über ein Thema vorgelesen werden, welches zur Besserung des Lebens beitragen kann. . . . Danach soll jemand nach dem Maße der ihm verliehenen Gnade irgend einen von ihnen durch geistliches Gespräch zu erbauen suchen, nicht zwar in Weise einer Predigt, sondern einer einfachen Exhortation. Und das soll mit Innigkeit und Nachdruck geschehen. . . . Bei dieser Beschäftigung kommt es nicht an auf geschmückten Redesatz oder hochtrabende Worte . . ., sondern mehr auf solche Worte, welche das Herz bewegen und erschüttern." [2])

Wenn die Hausregel von einer gewohnheitsmäßigen Uebung spricht, so dürfen wir annehmen, daß es, wenn nicht in allen, so doch in den

---

[1]) (Hildesheimer) Theol. Monatsschr., II. Jahrg., Heft 7, S. 568 nach dem (plattdeutschen) Texte des Herforder Hauses.

[2]) Janssen-Pastor, Gesch. des deutschen Volkes I 17—18, 75. Schon Cleß, Landes- und Kulturgesch. Württembergs, 1808, S. 274, verwertete die Stelle.

meisten Fraterhäusern, zumal der Städte (Kogelhaus) so gehalten wurde. Solche Häuser fanden wir im Norden Deutschlands, im Westen, so in Hildesheim, Herford, Kulm, Rostock, Magdeburg, Kassel, Marburg, Butzbach, Königstein, im Württembergischen usw.

Dieses den Fraterherren ganz besonders eigene Streben, mit den Heiligen Schriften vertraut zu werden und auch die Laienwelt für deren Kenntnis zu gewinnen, geht auf ihren Stifter Gerhard Groote zurück, geb. 1340 zu Deventer, gest. 1384 daselbst.

„In seinem späteren reformatorischen Auftreten auf dem Gebiete des Unterrichts, welches in dem Verwerfen der weltlichen Wissenschaft und der Betonung des Studiums der Bibel sich kundgibt, liegt eine stille, aber entschiedene Reaktion gegen die damalige wissenschaftliche Richtung und eine völlige Rückkehr zu den kirchlichen Verordnungen.“ So Dr. Mich. Schoengen, Die Schule von Zwolle, 1898, S. 97, wo es weiter heißt: „Den durchschlagenden Erfolg aber erzielte Groote hauptsächlich durch die Schule Celes. Verwandte dieser eine große Sorgfalt auf das Studium der scholastischen Disziplinen, so war es für ihn (Groote) nicht eine geringere, sondern eine stets wachsende Sorge, daß seine Schüler auch in der Heil. Schrift und in den Kirchenvätern gleiche Fortschritte machten.[1]) Die Aufnahme der Exegese und der Moral in das Programm der Zwoller Schule war für die damalige Zeit etwas durchaus Neues, und hierin dürfte besonders der Einfluß Grootes auf die innere Organisation der Schule zu finden sein. Groote sagt in betreff der Wissenschaft: „Die Wurzel deines Studiums und der Spiegel deines Lebens seien zuerst die Evangelien, denn sie enthalten das Leben Christi.“

Die Ueberzeugung von der Bedeutung der Heiligen Schrift suchte Groote auch auf seine Freunde und Anhänger zu übertragen. Als aber — so berichtet uns Busch — Meister Johannes Cele (Rektor 1375 bis 1417 zu Zwolle) damit begann, die Episteln und die Evangelien in der Schule seinen Schülern und auch Laien, welche er zu seinen Zuhörern zählte, zu erklären und das Wort Gottes aus der Heiligen Schrift und den Kirchenvätern (libris divinis) öffentlich zu verkünden . . ., wagte es der Stadtpfarrer Reyner, dieses zu verbieten, da er nicht wollte, daß das Wort Gottes durch jemand anders als durch ihn, seine Kapläne oder den Terminarius öffentlich erklärt oder gepredigt werde. . . . Groote befestigte Cele in seinem Bestreben und wies in einem Schreiben den engherzigen Stadtpfarrer zurecht.

---

[1]) **Chron. Windesh., S. 206: „Non tamen minorem ymmo sepe maiorem exercuit sollicitudinem, ut eciam in scripturis sanctis . . . similiter proficerent.**

Zu diesen Vorträgen benützte Joh. Cele die Sonn- und Feiertage. Nach der Matutin erschienen die Schüler im Hörsaale; dann erklärte Cele eine Stunde lang die Epistel des Tages. Nach der mittägigen Vesper erklärte er ein anderes Buch der Bibel oder der Kirchenväter. Dabei diktierte er den zukünftigen Klerikern bemerkenswerte Aussprüche der Heiligen, welche jeder Schüler in ein „rapiarium theologicale" einzutragen verpflichtet war. In diesen Vorträgen schloß sich, was die Wahl des Stoffes angeht, Cele dem Studienplane Grootes an. Nach den Evangelien folgten in demselben Rufins Vitae patrum und andere Autoren, ferner die Briefe Pauli und die Apostelgeschichte. [1])

Der Geist Grootes und Celes hatte weite Kreise ergriffen. „Die Universität Paris weiß es, die von Köln erkennt es an, Erfurt gesteht es und der römischen Kurie ist es nicht unbekannt, wie viele gelehrte Männer die Zwoller Schule hervorgebracht hat," ruft Busch aus. [2]) „Bis in die entferntesten Provinzen Deutschlands drang sein Ruhm, und an den Grenzen des Erdkreises verkündeten die Schüler desselben seine Lehre," fügt der Chronist des Agnetenberges bei. [3])

X. Die Bibel „an der Kette" — Kloster-, Stifts- und Kirchenbibliotheken.

Den Nachweis zu bringen, daß in den Klöstern die Bibel vorhanden war, dürfte fast überflüssig erscheinen; waren doch die Klöster jahrhundertelang wahre Schreibanstalten. „Wir haben vernommen," schreibt Kaiser Friedrich I. 1152—55 dem Abt Rupert von Tegernsee, „daß gute Schreiber in deinem Kloster sind; laß uns ein Missale und Lectionar schreiben." [4]) Es war Klosterregel, Bücher zu schreiben, weil sie für Pflege des geistlichen Lebens notwendig waren. „Das Leben geistlicher Leute ohne Bücher ist nichts," so schließt das Bücherverzeichnis des Klosters Muri aus dem 12. Jahrhundert. Dazu gehört auch das Abschreiben der heiligen Bücher. „Die Brüder," so heißt es bei den

---

[1]) Dietrich v. Herxen im „Reichen Fraterhause" zu Deventer lag unermüdlich dem Studium der Heiligen Schrift und der Kirchenväter ob. Schoengen S. 120.

[2]) Chron. Windesh. S. 208.

[3]) S. 171: Novit Parisius magna, fatetur Colonia sancta, agnoscit Erfordia nec ignorat curia Romana, quantos ex se emiserit litteratos viros schola Suollensis.

[4]) Audivimus quod boni scriptores sint in claustro tuo. Pez, thesaurus anecd. VI, 1, 409. Oportet semper describere libros et augere . . . quia vita omnium spiritualium hominum sine libris nihil est. Becker, Catalogi, p. 252.

Kreuzherren in Prag, „sollen auf das Abschreiben der Heil. Schrift und anderer Bücher ihre Mühewaltung richten." [1])

An die Klosterbibliotheken schließen sich enge die Stiftsbibliotheken, die in ihrer älteren Zeit ihre Entstehung und Mehrung der Tätigkeit der eigenen Insassen, später, und besonders nach Erfindung des Bücherdruckes, aber dem Edelsinn der Schenkgeber viel verdanken.

Neben den vorgenannten Sammlungen ersteht im Laufe der Zeit in größeren Orten eine Menge kleiner Büchereien an Kirchen, wo mehrere Geistliche den heiligen Dienst versehen und opferfähige Gläubige im Verein mit denselben auf das Anlegen einer Büchersammlung Bedacht nehmen; vielfach nimmt ein geeigneter Raum über der Sakristei oder über einem Seitenschiffe, mitunter auch eine Kapelle im Innern der Kirche die Bücherschenkungen auf. Die Verwendung des Papiers zum Schreiben an Stelle des Pergaments erleichterte sehr das Herstellen und Anschaffen von Handschriften, noch mehr die Druckkunst. Immerhin müssen wir annehmen, daß hierbei Mühen und Unkosten in stärkerem Maße [2]) nötig waren, als heutzutage.

Dieser Mühen und Unkosten gedenkt in seinem Testamente der Spitalvikar Johann v. Helb zu Ebern in Unterfranken 1463: „Meine Bücher, die ich lange Zeit unter großen Mühen und Aufwand (mehr denn 400 Gulden) durch meinen eigenen Schreiber von manchen Städten seither zusammengebracht und angekettet habe in die neu an die Pfarrkirche zu Ebern gebaute Liberei, diese Bücher sollen ewig da bleiben für andere Pfarrer und ihre Statthalter, zu Ebern wohnend, und für die Brüder in der Bruderschaft, allermeist Seelsorger und in dem Gemark der genannten Pfarrei, so weit sie auf dem Lande Umfang hat, denen mögen die Pfleger und Vormund auch Bücher leihen abzuschreiben oder zu studieren, jedoch gegen gute Sicherheit" usw.

Der Stifter will noch, daß die Titel der Bücher in eine Liste eingetragen werden (60 große, 4 kleine), uff dreien Pulten angekett; zu den Pulten sollen allein die Gottshausmeister Schlüssel haben. [3])

Da das Bücherstudium zur Pflege von Tugend und Sittsamkeit dienen sollte, so galt der Bücherraum wie eine geheiligte Stätte; [4]) als

---

[1]) Hirsching, Bibliotheken Teutschlands III, 325.

[2]) Für Opera s. Hier. Mog. 1470 gab der Regensburger Dompfarrer Joh. Weissenburger 1471 die Summe von 24 Guld. rhein. Schuegraf, Kurze Abhandlung: Warum wurden die Bücher an Ketten gelegt? Regensb. 1844, S. 18. 19.

[3]) Arch. für Unterfranken VI, 104; III, 189.

[4]) Ueber der Bibliothek zu St. Albans in England las man:

Cum studeas, videas ut sit virtus et honestas
Hic et ubique tibi causa finalis studendi.

Teil, Zubehör einer Kirche war dies ohnehin der Fall. Wollte ein Schüler der Sorbonne zu Paris die Bücherei der Hochschule besuchen, so mußte es in Talar und Birett geschehen: Sorbonnicus ad bibliothecam non accedat nisi ornatus toga et pileo quadrato.[1])

Besucht man eine der heutigen großen Büchersammlungen, wie München, Wien u. a., oder sieht man sich deren gedruckte Verzeichnisse an, so tritt uns eine Unmasse von Handschriften theologischer Art entgegen, zumal Bibeln, Bibelteile, Bibelkommentare; sie legen schon durch ihre soliden Einbände, gute Erhaltung usw. den Beweis ab, wie sie in ihrer ehemaligen Heimat, Kloster, Stift oder Kirche, geschätzt waren.

Beim Eintritt in eine alte Bibliothek konnte man sicher sein, Bücher, auch die Bibel mit einer Kette angeschlossen zu finden, natürlich an den Pulten. Das Innere einer alten Bibliothek glich demnach den in zwei Reihen aufgestellten Kniebänken einer Kirche. Die Regale an den Wänden kamen später auf. Die Buchstaben oder Ziffern in den Büchern stimmten zu dem Pulte in den Büchereien.

So war es auch von alters her in St. Emmeran zu Regensburg. Hier lagen im 14. Jahrhundert die Bücher, 250 Bände, auf 32 Pulten in folgender Ordnung. Pult 1 u. 2: Bücher mit Bibeltext. Pult 3—6: Verschiedene Bibelausleger. Pult 7—15: Aeltere Doktores nach dem Alphabet. Pult 16: Geschichtsbücher. Pult 17—20: Verschiedene jüngere Doktores. Pult 21—23: Kirchenrecht. Pult 24: Verschiedenes. Pult 25: Kirchen- und Zivilrecht. Pult 26—29: Bücher der freien Künste. Pult 30: Verschiedenen Inhalts. Pult 31: Homilien und Passionalien. Pult 32: Biblia in partibus, also Bibelteile.[2])

Sehr oft reden die Bücherstiftungen des Mittelalters vom Anketten der Bücher an Pulten, cathenare, libri cathenati, sei es ganzer Sammlungen, sei es einzelner Bücher, darunter die Bibel. Wie viele Bücherdeckel zeigen jetzt noch die deutlichen Spuren des Ankettens, ja an manchen hängt die Kette heute noch!

Wie sehr ist dieses Anketten mißdeutet und gegen das Mittelalter ausgeschlachtet worden![3]) Nur wenigen wollte der eigentliche ursprüngliche Zweck klar werden. Damit verhält es sich also. Die alten Sammlungen dienten anfänglich einem beschränkten Kreise: den Theologen, den

---

[1]) Hist.-pol. Blätter CXXVI, 57.

[2]) Serapeum II, 262. Abt Albert ordnete 1357 an, jeder Bücher entleihende Mitbruder könne einen Monat lang dieselben behalten; eine längere Frist könne nur der Kustos bewilligen.

[3]) „Bekanntlich fand auch M. Luther die Bibel so (d. i. an der Kette) in Erfurt, was fortwährend ganz falsch aufgefaßt zu werden pflegt,“ bemerkt Wattenbach, Schriftwesen, S. 623.

Rechtsbeflissenen, den Ratsherren; später erweiterte sich der Zutritt für alle, welche überhaupt lesen konnten (literati) und wollten. Selbstredend konnte der Bücherraum nicht den ganzen Tag offen stehen oder gar ein Vorsteher die Wache halten; deshalb ließ man mehrere Schlüssel [1]) machen und vertraute sie mehreren Personen an. Wer an den Bücherpulten zu studieren wünschte, nahm oder lieh den Schlüssel und öffnete. Da nun ein Teil der Bücher nicht nach Hause genommen werden sollte — was der Entleiher nicht wissen konnte —, deshalb versah man die nicht verleihbaren Bücher mit Kettchen, und diese befestigte man an die Pulte, doch so, daß die angeketteten Bücher leicht gehandhabt und benutzt werden konnten.

So versteht man, wenn es heißt: „an dem Pulte in der Librarien studieren". Erzbischof Theodorich von Mainz verlieh, um das Studium zu fördern, allen Stiftsgeistlichen (wohl des Domes), welche „an dem Pulte in den Librarien studieren würden", einen vollkommenen Ablaß. [2])

Daß mit dem Anketten zugleich für diebische Hände die Entwendung etwas erschwert war, ergibt sich von selbst.

Pfalzgraf Friedrich schenkte 1474 ein Katholikon auf Pergament an die Heiliggeistkirche zu Heidelberg mit dem Bemerken, es solle im Chore mit eisernen Ketten (cathenis ferreis) befestigt werden und stets daselbst bleiben, ad communem usum ibi permaneat. [3])

Ein Bürger der Stadt Leyden schrieb 1462 eine deutsche Bibel für „alle goede erbare Mannen, die darin lesen ende wat Goedes (Gutes) studiren willten"; deshalb solle sie im Chore der St. Peterskirche an Ketten auf einem Pulte aufliegen. [4])

Das Anketten findet sich noch tief im 16. Jahrhundert, und zwar in Gegenden, welche längst der katholischen Kirche entfremdet waren. Ein besonders interessantes Beispiel kam erst jüngst durch genauere Erforschung der Geschichte der Marburger Universitätsbibliothek zu unserer Kenntnis. Philipp der Großmütige zeigte vorzügliche Sorge um diese junge Hochschule.

---

[1]) „Die Schlüssel zur Bibliothek in St. Michael zu Zwolle, in welcher viele Bücher . . . an Ketten lagen, waren in den Händen verschiedener frommer Priester und Laien, damit allen, welche dort studieren wollten, der Zutritt erleichtert wäre." Schoengen, Die Schule von Zwolle, 1898, S. 105.

[2]) Scheppler, Cod. ecclesiasticus mogunt. novissim. 1802, S. XXXXV. Die Originalurkunde konnte ich nie auftreiben.

[3]) Mone, Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins XIV, 147. Der Bücherkatalog der Sorbonne vom J. 1289 bemerkt am Schlusse, es sei eine Bibliothek eingerichtet pro libris cathenatis ad communem sociorum utilitatem, wo die häufiger gebrauchten Bände gegenüber den seltener gebrauchten lagen. Kirchenlex. s. v. Sorbonne, S. 524.

[4]) Moll, Kerkgesch. der Nederlande II, 2, 335.

„Wir Philipp, v. G. G., Landgrave zu Hessen . . . thun kund hiermit, daß wir befunden, daß an unserer Universität Marpurgk ein Bibliothek hoch von nothen sei, wir haben daher verordnet, daß aus der Kirche am Cogelhause eine Bibliothek gemacht werde und daß jehrlich vor 100 Gulde Bücher gekauft, in gemelte Kirchen ordentlich an Kettlein angeschlagen werden. . . . Ist demnach unser Befehl, dem Rat Oldencop 100 G. zu geben, Bücher zu kaufen, dieselbigen wie berührt . . . ordentlich an Kettlein anschlagen zu lassen." Castell, 23. Jan. 1558.[1])

Alle Bücher der Leydener Universitätsbibliothek lagen noch im 17. Jahrhundert an Ketten. Lacroix, Moyen âge et Renaissance; Louisy, Le Livre et les arts qui s'y ratachent, p. 121, Fig. 106; Hirth, Kulturgeschichtliches Bilderbuch, Bd. 3, S. 998, Nr. 1517, geben Innenansichten dieser Bibliothek nach einem älteren Stiche.

Die Besucher der Stadt Florenz wissen, daß die Laurentiana noch in einem eigenen Saale auf schön geschnitzten Pulten und mit Ketten versehen aufgelegt ist.[2]) Eine Abbildung findet sich im ersten Bande von Bandinis Catalogus codicum manuscriptorum 1765, Band I.

Für die Büchersammlung in St. Waldburg zu Zütphen wurde ein Raum 1561—63 hergestellt; er hat zwei Schiffe, wovon das Südschiff 10, das Nordschiff 8 Pulte hat, jeder Pult 8 Fuß lang.[3])

Diese Angaben könnten unschwer vermehrt werden.[4])

Die evangelische St. Jakobikirche zu Drossen in der Mark (Prov. Brandenburg) besitzt eine nicht unbedeutende, „meist noch aus der katholischen Zeit stammende Bibliothek. Das Prachtstück darunter ist eine aus dem Jahre 1407 stammende lateinische Bibel,[5]) die mit einer Kette versehen ist. . . . Die Initialen sind mit außerordentlichem Fleiß und Geschick gemalt".[6])

Auch in der Sakristei der Kirche zu Mölln in Lauenburg waren früher „viele Bücher angekettet, die großenteils aus dem nahen Brigittenkloster Marienwald stammten."[7])

---

[1]) Zedler, Zur Gesch. der Univ.-Bibl. zu Marb., 1896. S. 14. 15.

[2]) Eine Photographie in meinem Besitz.

[3]) Falk, Zum Bücherwesen des Mittelalters in Hist.-pol. Blätter CXXVII, 61; dazu CXII, 325.

[4]) Vom Augustinerkloster zu Salza sagt der Visitationsbericht 1541: in Bruder Priors Kammer 4 Kisten, darinnen seynt allerley schone gesangkbücher und sonst ander Bücher, in der Liberey 1 schocke und 12 Bücher auf den Pulten an Ketten beschlossen. Kohfeld in der Zeitschr. für Kulturgesch. 1900, S. 332.

[5]) Ihr Vorhandensein in dieser Kirche wird auf eine Stiftung zurückzuführen sein.

[6]) Nach dem Berichte im Reichsboten (Berlin) gelegentlich der Feier des sechshundertjährigen Bestehens der Kirche 1898.

[7]) Arch. des Ver. f. Gesch. d Herzogt. Lauenburg VII, 128 nach der Architectural History of the University of Cambridge; Centralblatt für Bibliothekswesen 1903, S. 81.

Man kann kühn behaupten: wo immer eine alte Kirchenbibliothek sich nachweisen läßt, darf auf das Vorhandensein einer geschriebenen oder älteren gedruckten Bibel geschlossen werden.

Es gibt eine Anzahl englischer Kirchenbibliotheken, in welchen die Bücher zum Teil noch an der Kette liegen; es sind dies die Gorton Library, 48 in Eichenholz gebundene Bücher mit der Jahreszahl 1665; ferner die Bibliothek der Schule von Chirbury in der Grafschaft Shropshire mit 207 Büchern, wovon heute noch 110 Kettenbücher sind; die Bibliothek der Parochialkirche von Grantham (fast 300 Bände); die zum Münster von Wimborn in Dorset gehörige Büchersammlung von 260 Bänden und die bedeutendste derartige Sammlung, die der Kathedrale von Hereford mit 2000 meist theologischen Werken. [1])

XI. Die Bibelillustration.

Bezüglich der äußeren Gestaltung können die heiligen Bücher auf eine ganze Geschichte hinweisen. Den Kleinkünsten darf man nachrühmen, daß sie in Metall, Elfenbein, Edelstein, Stoff und Farbe ihre Meisterschaft gerade an der Bibel bewiesen. Allezeit entsprach die Ausstattung dem Wert, welchen gläubige Jahrhunderte dem heiligen Texte beilegten. Heute noch ziehen in den staatlichen oder kommunalen Sammlungen von Gegenständen aus der älteren Zeit die in Gold und Silber geschriebenen, mit Miniaturen ausgezeichneten Texte das Auge selbst des Nichtkenners auf sich; heute noch kann man die Bewunderung nicht versagen jenen Einbanddecken, welche in Edelmetall und Edelgestein ihren Glanz ausstrahlen. Das ausgehende Mittelalter, in welchem alle Künste blühten, blieb nicht hinter den früheren Zeiten zurück.

Freilich, mit dem Auftreten der vervielfältigenden Kunst des Druckes tritt eine Aenderung ein, und nicht mehr der Schreiber, der Rubrikator, der Illuminist tritt in den Vordergrund wie in der Handschriftenzeit, aber die Kunstfertigkeit schafft sich nunmehr andere Wege und neue Mittel zur Ausstattung. An die Stelle der schreibenden und malenden Hand (des Schönschreibers und Miniaturisten) tritt die jenes Künstlers, welcher

---

[1]) König Heinrich VIII. von England hielt anfänglich, 1530, das Lesen der Bibel in der Volkssprache durch das gewöhnliche Volk für unnötig und machte es von der Erlaubnis der Oberen abhängig. Tyndalls Uebersetzung wurde verboten, die Coverdalesche wurde in jeder Kirche angekettet aufgelegt, damit die Gläubigen sie lesen könnten. Protest. Realencykl., II, 707.

die Typen (Patrizen und Matrizen) schneidet und durch die Hand des Setzers und Druckers seine Erzeugnisse dem Auge nicht des einzelnen, sondern von Tausenden übermittelt und in die Hand gibt. Welcher Schönheitssinn gibt sich gerade in den ersten Produkten der Gutenbergschen Kunst zu erkennen! Abgesehen von jeglicher schmückenden Beigabe, verdient allein schon die rein typographische Seite dieser Preßerzeugnisse alle Anerkennung. Das Schriftfeld einer Seite der ersten Bibeln verrät in der Tat ein hohes Verständnis für typographische Schönheit, die in der ersten Zeit durch nachträglich eingemalte Anfangsbuchstaben, durch kolorierte Randverzierung noch gesteigert wird. [1])

Der fortschreitenden Kunstfertigkeit gelingt es alsbald, dergleichen Verzierung im Druck mitzugeben, somit die verzierende Hand ganz entbehrlich zu machen. Damit verbindet sich die Freude am Bilde und führt nun dazu, den biblischen Text an wichtigen Stellen durch beigedruckte, vielfach mit der Hand kolorierte, eigentliche Bilder (Bibelbilder) zu erläutern und zu verdeutlichen; sie bilden nun einen Hauptschmuck der Bibel und verdienen eine eigene Betrachtung.

Wie in den letzten Jahrzehnten durch Copinger und Pellechet die bibliographische Seite der Bibel so dankenswerte Förderung erfuhr, so kann man ein Gleiches von der bildlichen Ausstattung rühmen; denn namhafte Kunstkenner haben in letzter Zeit dieselbe zum Gegenstande eines besonderen Studiums gemacht und ihre Ergebnisse bekannt gegeben. R. Muther schrieb über „Die ältesten deutschen Bilderbibeln“, bibliographisch und kunstgeschichtlich (68 Seiten großoktav, 1883); an diese Arbeit schließt an F. Lippmann, Der italienische Holzschnitt im 15. Jahrhundert (1885), [2]) unter Beigabe von mehreren Holzschnitten. R. Kautzsch widmet der Quentelschen Bibel eine besondere Monographie in: Die Holzschnitte der Kölner Bibel, 1896.

---

[1]) Ein besonders schön ausgestattetes Exemplar einer Gutenberg-Bibel ist aus Klemms Besitz in das Buchgewerbe-Museum zu Leipzig übergegangen. Sämtliche Zeilen der 641 Blätter sind rot unterstrichen, jede Kolumne durch rote Doppelstriche eingerahmt, so daß 122 752 Linien auszuführen waren. Jedes einzelne Buch beginnt mit einer großen, buntgemalten Initiale, an welche eine reiche Randmalerei in Gold und Farbe sich anschließt; deren sind 104. Eine größere Anzahl von mittleren und kleineren Initialen, in gleicher Weise koloriert, eröffnet die einzelnen Kapitel; ihre Gesamtzahl beträgt 1334. Ein wahres Unikum bildet dieses Exemplar durch Hunderte bildlicher Darstellungen des Textes, Miniaturen, auf den unteren, breiten Rand der Blattseiten mit der Hand gemalt. Dieses Exemplar muß für eine hohe fürstliche Person hergestellt worden sein. — Beschreibender Katalog S. 11

[2]) Separatabdruck aus: Jahrbuch der Preuß. Kunstsammlungen. (Berlin, Grotes Verlag.) S. 49 ff.

Nachdem Muther die einzelnen illustrierten Bibeldrucke bibliographisch und kunstgeschichtlich beschrieben — was wir übergehen können —, faßt er Seite 16 das Ergebnis übersichtlich in folgenden Sätzen zusammen.

Die Bibel wurde vor Luther 17mal in deutscher Uebersetzung — 14mal in hochdeutscher, 3mal in niederdeutscher Sprache — gedruckt. Von diesen 17 Ausgaben fehlten nur den beiden ersten die Holzschnitte, die 15 anderen waren reich mit solchen illustriert.

Die erste illustrierte deutsche Bibel erschien um 1470 in Augsburg bei Pflanzmann,[1]) die zweite um 1472 bei Frisner und Sensenschmid in Nürnberg, die dritte bei Günther Zainer in Augsburg 1473—75, die vierte ebenda 1477, die fünfte bei Anton Sorg in Augsburg 1477, die sechste ebenda 1480, die siebente bei Heinrich Quentel in Köln um 1480, die achte bei Anton Koberger in Nürnberg 1483, die neunte in Straßburg 1485, die zehnte bei Schönsperger in Augsburg 1487, die elfte ebenda 1490, die zwölfte bei Arndes in Lübeck 1494, die dreizehnte bei Joh. Othmar in Augsburg 1507, die vierzehnte bei S. Othmar 1518, die fünfzehnte bei Trutebul in Halberstadt 1520.

Bezüglich der Illustrationen unterscheidet Muther mehrere Gruppen. An der Spitze der ersten Gruppe steht die Pflanzmannsche Bibel von 1470, deren Holzschnitte A. Sorg 1477 wieder abdruckt. Es sind Holzschnitte von wenig Zentimeter Höhe, ganz in Spielkartenart und bloßen Umrißlinien gehalten; einzelne Stöcke wiederholen sich allzu oft. An der Spitze der zweiten Gruppe sehen wir Sensenschmid in Nürnberg 1472, dessen Bilder in Zainer 1473 und 1477, sowie in Sorg 1480 Nachahmung finden. Hier ist die figürliche Darstellung dem Raume der großen Initialbuchstaben eingeordnet, was an freier Entfaltung hindert. Den weitesten Umkreis hat die dritte Gruppe, die von der Kölnischen Bibel von 1480 beherrscht wird. Ihre Holzschnitte werden in derselben Größe von Koberger in Nürnberg 1483 und von Trutebul in Halberstadt 1520, in verkleinerten Kopien in der Straßburger Bibel von 1485, den beiden Schönspergerschen Ausgaben von 1487 und 1490, sowie den beiden Othmarschen von 1507 und 1518 wieder abgedruckt.

In der Kölner Bibel treten uns — statt der seitherigen kleinen (in Spielkartenmanier gehaltenen) Bilder des Pflanzmann oder den in den Initialenraum eingezwängten des Sensenschmid — große, mehrfigurische Holzschnitte entgegen, in welchen zugleich eine Fülle neuer Motive enthalten ist, so daß diese Bibel eine Epoche in der Geschichte der Bibelillustration bezeichnet und alle später erschienenen Bibeln be-

[1]) Sie ist die dritte in der Reihe der deutschen Bibeln überhaupt.

einflußt. Am meisten ließ der Zeichner seiner Phantasie die Zügel fahren, wenn es um Darstellung von Kämpfenden sich handelt.

Die vierte Gruppe bildet die Lübeckische Bibel von 1494; ihre Bilder sind wohlgelungen, gefallen sich jedoch manchmal in einer scherzhaften, komischen Auffassung, die sogar abstößt;[1]) ihre Holzschnitte fanden keine Nachahmung.

Muther schließt seine Darstellung mit der Leistung der deutschen Meister ab. Lippmann knüpft an die Köln-Nürnberger Holzschnitte an, indem er dem italienischen Holzschnitt, vorzugsweise dem venetianischen, soweit er die Bibel betrifft, nachgeht und ihn als von dem deutschen stark beeinflußt, wenn nicht abhängig findet. Somit käme unserer deutschen Kunst ein neues Verdienst zu, dem nachzugehen sich lohnen wird. Lippmann äußert sich also:

„Das Jahr 1490 bringt eines der reichhaltigsten Vignettenbücher: die erste Ausgabe der italienischen Bibelübersetzung des Nikolaus von Malermi,[2]) gedruckt von Giovani Rapazzo für den Verlag des Lucantonio da Giunta (Hain 3156). Sie ist durchaus mit kleinen Bildern ausgestattet, welche gewiß vorwiegend den Zweck hatten, das Einprägen der Namen ins Gedächtnis und das Wiederauffinden einer Stelle im Buche zu erleichtern, wie dies in einer für die Nichtgelehrten bestimmten Bibelübersetzung ganz besonders am Platze war. Dem Künstler ist es aber gelungen, in diesem engen Raum eine Reihe der graziösesten Darstellungen zu schaffen. Das Messer des Holzschneiders vermochte zwar nicht in allen Fällen den offenbar sehr feinen Vorzeichnungen zu folgen, namentlich nicht in den winzigen Köpfchen, die oft im Ausdruck verfehlt gegeben sind, manche Schnitte gerieten spießig und eckig, bessere Stöcke wechseln mit geringeren, doch ist das Ganze auch technisch eine vortreffliche Leistung.[3])

---

[1]) Bodemann, Inkunabeln zu Hannover, bemerkt S. 88 zu der Lübecker Bibelillustration: „Diese seltene Bibel enthält eine große Zahl Holzschnitte von ziemlicher Größe, die zuweilen sich wiederholen und einen Meister aus der schon erlöschenden altniederländischen Schule zeigen. Die Charakteristik der Köpfe, Handlungen usw. ist schön und geistreich, jedoch neigt sich der Künstler in der Auffassung bereits dem Scherzhaften, dem Burlesken zu. Vgl. z. B. die Paradiesesschlange mit einem mit einer Mütze bedeckten Frauenkopfe; Kain erschlägt seinen Bruder mit einem Eselskinnbacken, den er vor Gott zu verbergen scheint, und anderes mehr."

[2]) Eine italienische Bibel hatte Wendelin von Speyer schon 1471 zu Venedig gedruckt. Malermi war Camaldulenser zu St. Michele in Murano, geb. 1430. Nach ihm benennt man die italienischen Bibeln mit den Illustrationen des unbekannten Venetianischen Künstlers „Malermi-Bibeln."

[3]) Vier Vignetten gibt Lippmann S. 50 und 51 wieder, nämlich zu Judith Kap. 10, Makkab. 1, 10, Oseas Kap. 1, zu Ps. 97, und zwar der Venediger Edition von 1490.

„Thode hat zuerst aufmerksam gemacht, daß die Illustrationen der Malermi-Bibel nach den Holzschnitten der Kölner deutschen Bibel von 1480 kopiert sind.[1]) Die Stöcke der Kölner Bibel sind bekanntlich in der Nürnberger (Kobergerschen) Bibel von 1483 wieder verwendet. Unzweifelhaft hat der italienische Künstler die deutschen Holzschnitte vor sich gehabt, als er seine Bibel illustrierte. Er hat aber keineswegs bloß treu kopiert, sondern überall Figuren anders gestellt, Gruppen bald vereinfacht, bald weiter ausgestaltet, das Format verkleinert, die Kostüme dem italienischen Geschmack angemessen verändert, kurz, er hat die kölnischen Bibelillustrationen zwar als bequeme Grundlage für seine Entwürfe benutzt, aber gewissermaßen nur ihren erzählenden Inhalt herübergenommen. Dabei hat ihn der enge, spießbürgerliche Ton der gothisierenden Vorbilder nicht gehindert, seine Darstellungen frei und elegant zu fassen. Die überwiegende Mehrzahl der Kompositionen hat er übrigens ganz neu geschaffen, da die kölnische Bibel nur 110 Illustrationen (die Nürnberger Ausgabe 107), die Malermi-Bibel deren aber — einige wenige Wiederholungen eingerechnet — 383 zählt. Gerade die neu hinzugekommenen sind vielfach die reizendsten und zierlichsten des ganzen Buches." So Lippmann.

Auf einen anderen und letzten Ausläufer der Köln-Nürnberger Holzschnitte neben den Venediger muß ich zum Schlusse kurz hinweisen: es ist die uns schon begegnete Russische Bibel der Jahre 1517—1519. Gerade ihr Moses-Bild zeigt uns, wie sie unter dem Einflusse von Venedig steht.

An die Untersuchungen Muthers und Lippmanns reiht sich eine andere an, welche Kautzsch dem Kölner Künstler widmet. Um kurz zu sein und in das Kunstgebiet nicht allzu weit hineinzugeraten, — Kautzsch faßt sein Urteil zusammen in den Worten: „Immerhin, so vieles auch noch zu beantworten ist, dies Ergebnis wird, so hoffen wir, bestehen bleiben: die Holzschnitte der Kölner Bibel sind keine Originalkompositionen, sondern Kopien nach Zeichnungen einer Handschrift. Und sie sind zwar wohl in Köln entstanden, aber nicht aus der Kölner Kunst erwachsen, weder inhaltlich noch technisch: ein in Frankreich geschulter Formschneider hat sie gefertigt."

*

Um dem Leser eine Anschauung zu geben, wie der unbekannte Künstler der Kölner Bibel von 1480 seinen Stoff behandelt, und um zugleich an einem Beispiel zu zeigen, wie der (nicht sicher bekannte) Venetianer nach der ganz richtigen Bemerkung Lippmanns und Thodes nach der Kölner

---

[1]) Jahrbücher der preußischen Kunstsammlungen III, 117.

Bibel zeichnete und schnitt, sei auf das Bild „Moses im Binsenkörblein" hingewiesen.

Moses im Binsenkörblein.



Nürnberger Druck 1483 (koloriert).



Venetianer Druck (Malermi-Bibel 1497).

Vor mir lagen die Kölner Bibel von 1480, die Nürnberger von 1483 und die Venetianer von 1497. Köln und Nürnberg decken sich vollständig, wie ich mit Hülfe einer aufgelegten Pause gefunden habe. Von ihrem Zusammenhang mit dem Venetianer Druck möge der Leser mit Hülfe der vorgelegten Probe sich überzeugen.

Zu den großräumigen Holzschnitten, die der Malermi-Bibel einen mehr künstlerischen Schmuck verleihen, gehört z. B. der König Salomon, in der Arbeit (links vor dem Pulte) und in der Ruhe (in der Mitte), rechts nahen königliche Diener. Die dunklen Stellen sind in dem von mir benutzten Exemplare leicht in gelb koloriert.

König Salomon — verkleinert.



Malermi-Bibel (koloriert) 1497.

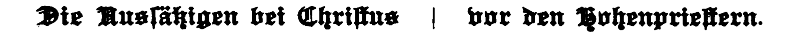
Von den kleinen Bildern wählte ich die Heilung der Aussätzigen aus dem Neuen Testament (s. nebenstehendes Bild).

XII. Die Ankläger und die Verteidiger aus demselben Lager.

Zu den bekanntesten und ältesten Anklagen, welche gegen die katholische Kirche erhoben werden, gehört die, daß sie dem christlichen Volke die Bibel vorenthalten, damit am Worte Gottes und am Volke Gottes sich schwer versündigt habe. Wir müssen die Urheber dieser Anklage

sowie die Hauptfortsetzer derselben vor das Forum der Geschichtsforschung laden, um die größere oder geringere Schuld, um Leichtfertigkeit, Voreingenommenheit, Rückständigkeit oder gar Haß als Beweggründe der Anklage feststellen zu können.

Bekanntlich rührt von M. Luther der Ausspruch her: „Die Biblia war im Papsttum den Leuten unbekannt." So äußert er sich in den Tischreden (Irmischer I, 35). So viel ich übersehen kann, wird diese Stelle nirgends als unecht angegriffen. Jahrhundertelang galt dieses





Malermi-Bibel 1497.

Wort als Orakel, zum Schaden der Wahrheit und des Friedens, denn die einen erfüllte es mit vermehrter Verachtung, die anderen mußte es schwer verletzen. Es war kaum möglich, von katholischer Seite, dagegen aufzukommen.

Man weiß, daß Luther bezüglich der katholischen Vergangenheit in beständiger Gereiztheit redete; man weiß aber auch, daß ab irato gesprochene Worte sich selbst beeinträchtigen. Man kann jedoch Luthers Wort außerdem noch auf ein anderes Moment zurückführen, wie solches der Hamburger Pastor Geffcken in seinem 1855 zu Leipzig erschienenen verdienstvollen und so oft angezogenen Bilderkatechismus S. 5 ausgesprochen hat: „Die Erfahrungen, welche ein armer Bettelmönch macht, sind noch lange nicht geeignet, den Bildungsstand des ganzen deutschen Volkes zu bezeichnen."

Eigentümlich, gerade über Luthers engere Heimat haben wir zeitgenössische Urteile, die hier nicht übersehen werden können. Der Humanist Locher Philomusus nennt 1447 Leipzig und seine Umgebung barbara tellus, und Thomas Philymnus bezeichnet den Elbebezirk als barbaricus Albis. [1])

Zu Geffckens Ausspruch stimmt das Wort des Germanisten Ed. Schröder (Göttingen), welcher es als „üble Gewohnheit" bezeichnet, die kirchlichen Zustände, besonders die des Gottesdienstes, im gesamten Deutschland ohne weiteres nach dem Zeugnis Luthers und seiner Umgebung zu beurteilen. [2]) Diesem Worte Schröders möchte ich nur beifügen, daß es etwas mehr als „üble Gewohnheit" sein dürfte, so mit der Wahrheit umzugehen, wie es lange genug geschehen ist.

Mehr als ein gelegentliches, von Luther in der Aufregung gesprochenes Wort finden wir in einer Dissertation, welche schon in ihrem Titel den Tenor des Ganzen erraten läßt:

Barbaries medii aevi in contemptu S. Scripturae conspicua, veteris ecclesiae religioni pariter ac divinae voluntati adversa; also: Barbarentum des Mittelalters, ersichtlich an der Verachtung der Heiligen Schrift! Ihr Verfasser nennt sich Bernh. Winckler, Magister der freien Künste, welcher sein Elaborat 1721 zu Wittenberg ans Licht förderte.

Wie so manche andere, hat auch ihn der Uebereifer verleitet, etwaige im Laufe der Zeit von der Kirche oder einem einzelnen Bischofe [3]) ausgegangene Erlasse gegen Mißbrauch als Erlasse gegen guten Gebrauch der heiligen Bücher überhaupt aufzufassen. Dabei begegnete ihm das sonderbare Unglück, eines der schändlichsten Falsifikate, nämlich die unterschobene Konversionsschrift des Herzogs Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz, [4]) auszuschlachten.

Von den die Fälschung an der Stirne tragenden Stellen seien folgende hervorgehoben:

---

[1]) Zarncke, Einleitung zu Brants Narrenschiff, S. XII.

[2]) Göttingische Gelehrte Anzeigen 1888, S. 253.

[3]) Brulefer, Reportata in IV. libr. sent. Basil. 1501 libr. 3 dist. 9. q. 6: Homini maritato non est utile, scire scripturam, sed praelatis ecclesiae, ut episcopis et doctoribus est necessarium, ut possint reddere rationem de fide et spe et sacramentis ecclesiae. Hier sind die Weltleute den Geistlichen als Lehrkörper, als den amtlich verpflichteten Bibelkennern gegenübergestellt.

[4]) Angeblich zu Mainz 1715 erschienen als Produkt der Jesuiten. Vgl. „Merkwürdiges Leben des . . . Herrn Moritz Wilh. Hertzogs zu Sachsen." Frankf. 1719, S. 18. „Ein (von dem Apostaten Ph. B. Jüngling) erdichtetes Glaubensbekenntnis . . . diente dazu, den Widerwillen des Volkes gegen die als papistisch bezeichnete Kirche bis zum Abscheu zu steigern." K. A. Menzel, Geschichte der Deutschen. (Breslau 1893). X, 180. Räß, Konvertiten, IX, 280.

„Wir (der konvertierende Herzog) bekennen und glauben, daß das Lesen der Bibel die Verwirrung aller Rotten und Sünden wie auch die Quelle der Gotteslästerung sey" (Art. 7). [1])

„Daß der Papst Macht habe, die Schrifft zu ändern, auch nach Belieben zu mindern und zu mehren." Vita Maur. Wilh. p. 472.

Derartige Aeußerungen und Vorkommnisse richten sich selbst.

Der protestantische Bürgermeister D. G. Schöber zu Gera machte eine Bibliothekenreise, worauf er einen „Ausführlichen Bericht von alten deutschen geschriebenen Bibeln vor der Erfindung der Buchdruckerey" erstattete und zu Schleiz 1763 losließ. Sein Schlußurteil glaubt er S. 56 also fassen zu müssen: „Wir sehen hieraus, wie rar und teuer Gottes wahres und unverfälschtes Wort in den alten Zeiten und dem finsteren Papsttum gewesen und wie höchst selten irgendwo ein vollständiges deutsches Bibelexemplar des a. und n. T. zu finden sey, welches vor 1450 geschrieben. Wie unglücklich waren demnach unsere Vorfahren, wie glücklich sind wir dagegen."

Am unerfreulichsten nimmt es sich aus, wenn ein Gelehrter, dessen ganzes Studium ihn auf den richtigen Pfad geradezu hinlenken mußte, zu einem mehr als schiefen Ergebnis gelangt. Der Bibliograph Panzer, Pastor in Nürnberg, dessen Annales typographici und dessen Annalen der älteren deutschen Literatur, also der lateinischen und deutschen Produkte der Inkunabelnzeit, heute noch nicht ganz entbehrlich geworden sind, der bei seinen Arbeiten ohne viel Mühe auf alle Bibeldrucke stoßen mußte, bläst in dasselbe Horn in seiner Schrift: Literarische Nachricht von den allerältesten gedruckten deutschen Bibeln, Nürnberg 1777, S. 74:

„Man legte mit dergleichen Arbeiten [das ist: deutschen Bibelübersetzungen] in der damaligen Zeit, da man die Schrift lieber zu verstecken als bekannt zu machen suchte, wenig Ehre ein; folglich werden sich auch diejenigen, die sich aus redlichen Absichten damit abgaben, [2]) nicht gern haben nennen lassen. . . . Fust und Schöffer setzten ihre Namen auf ihre lateinischen Ausgaben, denn diese kamen aufs höchste [d. i. höchstens] in die Hände der Geistlichen und Gelehrten; aber bei der deutschen [3]) unterließen sie solches, wohl wissend, daß der Dank für ihre Mühe, die Bibel in der deutschen Sprache zu jedermanns Gebrauch bekannt gemacht zu haben, nicht groß sein würde."

---

[1]) „Novissime in ipsa Germania Nostra Jesuitae Moguntini lectionem Scripturae, sine ulla exceptione, ut fontem omnium non modo haeresium sed et — quod vel cogitatu horrendum est — peccatorum ipsiusque blasphemiae damnarunt." Winckler p. 34.

[2]) Die deutschen Bibelübersetzer und Bibeldrucker sind gemeint.

[3]) Weder Gutenberg noch Fust noch Schöffer haben je eine deutsche Bibel gedruckt; das haben die Augsburger, Straßburger, Kölner und Nürnberger besorgt.

Und doch konnte Panzer leicht die Zahl der oberdeutschen und die der niederdeutschen Bibeln feststellen!

Einige Jahre später erschien desselben Panzer Versuch einer kürzeren Geschichte der römisch-katholischen deutschen Bibelübersetzungen, Nürnberg 1781. Seite 3 heißt es:

„Es ist mit dieser Hinweisung auf die vor Luther schon erschienenen katholischen Bibelübersetzungen der schlimmen Sache dieser Kirche in Ansehung dieses Punktes nicht geholfen, noch weniger der ihr gemachte Vorwurf entkräftet worden. Denn was helfen auch noch so viele Ausgaben und Uebersetzungen der Bibel in die Landessprachen, wenn das Verbot, sie zu lesen, nicht aufgehoben wurde?"

Doch genug der Ankläger! Gerechtigkeit und Billigkeit fordern, aus dem gegnerischen Lager Stimmen zu vernehmen, in welchen ein gerechtes, wohl abgewogenes Urteil sich ausspricht.

Wohltuend wirkt der von Rietschel unterzeichnete Artikel der Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche (in dritter Auflage Leipzig 1897) II, 704 (Bibellesen und Bibelverbot):

„Ueberblicken wir den ganzen Zeitraum — das Mittelalter ist gemeint —, so ist von einem allgemeinen kirchlichen Verbot des Bibellesens für die Laien nicht die Rede. . . . In einzelnen Ländern werden allerdings je nach dem Auftreten ketzerischer Bewegungen, welche vor allem Bibelübersetzungen verfaßten und verbreiteten, von Provinzialsynoden und Fürsten dahingehende Verbote erlassen. Dagegen ist in Deutschland ein reges Interesse für die Verbreitung der Bibel in der Volkssprache seit dem Ende des 14. Jahrhunderts, und besonders seit 1466, zu erkennen, ohne daß sich dabei häretische Einflüsse geltend machen. . . . Die Stimmen aus den Kreisen der wahrhaft frommen, innerlich gerichteten Kirchenglieder, welche das Bibellesen der Laien als nötig oder wünschenswert empfehlen, mehren sich. Die Kirche duldet aber stillschweigend diese Bestrebungen, so lange sie nicht mißbraucht werden, ohne ihnen Vorschub zu leisten oder sie zu empfehlen oder gar selbst Handreichung zu tun."

Hoffentlich währt es nicht lange, bis diese Anschauung in alle Geister eingedrungen sein wird.

Ein anderer Gelehrter der neueren Zeit, E. von Dobschütz, behandelt in gleich wohltuender, durchaus würdiger Weise das Thema: Bibelkenntnis in vorreformatorischer Zeit, nämlich in der Deutschen Rundschau, Band 104 (1900), S. 61 bis 75. Ich freue mich, auf diese Stelle gekommen zu sein, und erachte es als angenehme Pflicht, die betreffenden Stellen hier wiederzugeben.

„Daß während des Mittelalters, vor allem in der Zeit, die Luthers Auftreten unmittelbar voranging, die Bibel ein völlig verschütteter Brunnen

war, zu dem der Zugang obendrein ängstlich gehütet wurde, das war und ist wohl auch heute noch die herrschende Ansicht. Es fragt sich, ob sie richtig ist (S. 61).

„Das Verdienst können wir doch der mittelalterlichen Kirche nicht schmälern, daß sie dies Kleinod — Bibel — durch die Jahrhunderte hindurch erhalten habe. Immer wieder fanden sich fleißige Hände, welche die unendliche Arbeit besorgten, Wort um Wort, Buchstabe um Buchstabe abzuschreiben. ... Zu den etwa 4000 bekannten griechischen Handschriften des N. T. kommen reichlich 5000 lateinische. Nehmen wir zu diesen uns erhaltenen hinzu, wie viele im Laufe der Jahrhunderte zerstört worden sind, so erhalten wir einen Eindruck von der imposanten Arbeit, die das Mittelalter hier aufgewendet hat (S. 62).

„Heute liegt eine so reiche Geschichte der Bibel in den Nationalsprachen vor uns, daß von einer den Laien ausschließenden alleinigen Benutzung der Vulgata nicht mehr die Rede sein kann. Es gereicht ... der protestantischen Theologie zu besonderer Ehre, daß gerade sie an der Beschaffung dieses gewaltigen Materials hervorragend sich beteiligt hat,[1]) aus dem ihre Gegner so bequem sich Waffen schmieden können (S. 64).

„Weltgeschichte war dieser Zeit gleichbedeutend mit biblischer Geschichte und ihrer Fortsetzung in der Kirchengeschichte: so konkurrieren eigentliche Kompendien der biblischen Geschichte (wie die berühmte, das ganze Mittelalter beherrschende Historia ecclesiastica des Pariser Theologen Petrus Comestor) und die zahlreichen, meist davon abhängigen Historienbibeln Deutschlands und Frankreichs ... mit den Weltchroniken (S. 69).

„Wir müssen zugeben, die Bibel bildet gegenwärtig nicht mehr so das Fundament all' unseres Wissens und unserer Kultur, wie sie es im Mittelalter war. Wenn wir von Weltgeschichte reden, bildet die Geschichte Israels nur ein kleines Kapitel, die Anfänge des Christentums einen Paragraphen (S. 74).

„Wir müssen bekennen: das Mittelalter besaß eine überraschend große, höchst achtungswerte Bibelkenntnis, die unsere Zeit in vieler Hinsicht beschämen könnte" (S. 73).[2])

---

[1]) Dieses kostbare Material ist unser altes Erbteil, jahrhundertelang von uns in seiner Integrität gehütet. Wir prahlen nicht mit unserem Besitz, mit unserem Verdienst. Erst der Angriff zwingt uns, aus unserer Reserve herauszutreten. Was v. Dobschütz von der Bibel sagt, gilt auch von der Predigt des Mittelalters.

[2]) Mit Vorstehendem kann ich das andere Diktum S. 75 nicht vereinigen: „Das Mittelalter hat Bibelkenntnis in reichem Maße besessen, Bibelerkenntnis aber hat ihm gefehlt. Die Reformation ist allerdings Erneuerung des biblischen Christentums, Wiedererweckung der Heiligen Schrift."

Immer wieder erinnert man sich des bedeutsamen Wortes, welches Maurenbrecher, Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformation 1874, S. 221, gesprochen: „Es ist ganz unerläßlich, daß der Zustand der Theologie etwa um 1490—1510 genau untersucht werde. Von dem Zerrbilde, das wir aus den Schriften der Reformatoren herauslesen, von den Mißverständnissen, die durch sie veranlaßt sind, gilt es sich loszusagen und das, was die Theologen jener Zeit wirklich dachten und lehrten, erst wieder aus ihren eigenen Schriften herauszuziehen."

Der Professor der Kirchengeschichte zu Marburg, Dr. Kolde, schreibt in: Die deutsche Augustiner-Congregation 1879, S. 161: „Man glaube doch ja nicht, daß die Bibel den vorreformatorischen Theologen durchweg ein unbekanntes Buch war. Männer wie Karlstadt sind jedenfalls nur zu den Ausnahmen zu rechnen. Eine eingehendere Beschäftigung mit der heutzutage allzu verächtlich behandelten theologischen Literatur der letzten Jahrzehnte des Mittelalters zeigt eine bei weitem größere Kenntnis der Schrift, als man allgemein annimmt, wenn dieselbe auch vielfach mehr durch Kommentare über die Schrift als durch diese selbst erworben sein mag."

Anläßlich einer Besprechung des Buches von Dr. Naumann (pseudonym „Pilatus") über den Jesuitismus sieht sich auch die Kreuzzeitung 1905, Jan., zu folgenden Worten veranlaßt:

„Nicht oft genug kann man es (leider!) aussprechen, daß es bei so vieler unkluger, kenntnisloser und fanatischer Polemik auf unserer [d. i. protestantischer] Seite dringend erwünscht ist, wenn wir das Audiatur et altera pars beachten. Dazu kann das Buch gute Dienste leisten."

Die altera pars hört ja nicht auf, zu rufen, und doch wird sie nicht oder nur von einzelnen gehört.

Prof. Dr. Kropatscheck, seither in Greifswalde, gelangt in seinem Buche: Das Schriftprinzip der lutherischen Kirche 1904, S. 163, zu folgendem Schlußurteil: „Ueber die Geschichte der Bibelübersetzungen . . . sind wir durch Walthers bekanntes Werk unterrichtet. Ungemein viel häufiger, als man bisher wußte, ist im Mittelalter an der Uebersetzung der Bibel gearbeitet worden" (S. 709). Bei der Höhe der Bücherpreise wird man mit größerem Interesse in Walthers Buch die außerordentlich große Zahl der Uebersetzungen von Teilen der Bibel, besonders der Evangelien und des Psalters, ansehen. Blieb der Besitz der vollständigen Bibelübersetzungen ein Privileg der reichen Leute und der Klöster, so drangen die Teile der Bibel doch auch ins Volk. Dazu kommen die Historienbibeln, die Bilderbibeln, die Weltchroniken des Mittelalters usw.

„Nimmt man alles Gesagte zusammen, so wird man in der Tat nicht mehr in dem alten polemischen Sinne sagen, die Bibel sei bei Theologen und Laien ein unbekanntes Buch gewesen. Je mehr man mit dem Mittelalter sich beschäftigt, desto mehr zerrinnt diese Legende, deren Pflege ich nicht einmal einen praktischen Nutzen zugestehen möchte." So weit Kropatscheck.

Derselbe Gelehrte schenkt meinen Bibelstudien, Bibelhandschriften und Bibeldrucken in Mainz 1901, eine besondere Aufmerksamkeit und beehrt sie mit dem Lobe S. 147: „Eine der vorzüglichsten und inhaltsreichsten Monographien auf unserem Gebiete. Die Namen, die in diesem Buche mit Ehren genannt werden, lassen sich nicht aufzählen, besonders sei auf das achte Kapitel verwiesen. . . . Es ist gut, eine so lange Reihe von Bibelfreunden durch das in seiner Art einzige Buch kennen zu lernen. Von dem aber — und nun kommt Kropatschecks Tadel — von dem aber, was wir ein evangelisches, nicht gesetzliches und nicht scholastisches Verständnis der Schrift nennen, findet sich keine Zeile darin." [1])

Aber, so muß ich fragen, wie lautet das Verständnis auf evangelischer Seite, lautet es nach Berliner, Leipziger, Erlanger oder Tübinger Art? Es kann doch nur eine Wahrheit, ein Verständnis geben. Ist das Verständnis außerhalb der katholischen Kirche nicht ein gesetzloses, ja zuchtloses Verständnis geworden?

Und wenn Seite 165 gesagt wird: „Ein rechtes, segensreiches, fruchttragendes Volksbuch ist die Bibel am Ausgange des Mittelalters trotz aller Bibelkenntnis nicht gewesen, ebensowenig ein Schulbuch; beides wurde sie erst durch die Reformation", was sollen dann die ewigen Vorwürfe, die man uns macht, nützen, und was das ewige Berufen auf die Bibel allein? Ist denn die Bibel wirklich die unfehlbare, für alles ausreichende Panacee, zu welcher man sie macht und immer machen will? [2]) Von einer großen süddeutschen Stadt (mit 200 000 ev. und 88 000 kath. Christen) klagt ein Bericht: „Die überwiegende Mehrzahl der Konfirmanden hat nach der Abendmahlsfeier die Kirche überhaupt nicht mehr besucht, zumal die Knaben fanden, daß Pfarrer, Predigt, gottesdienstliche Feier, auch die Bibel, welche sie kaum kannten, ihnen nichts zu bieten hätten. Versuchten die Pfarrer, ihre Konfirmanden zu sammeln, so kam von zehn kaum einer, und von diesen wenigen fielen

---

[1]) Wie kommt der Verf. dazu, S. 147, Note 3, das sehr anerkennende Referat des Herrn Domkapitular Dr. Selbst zu Mainz im Katholik 1901, II, 457 als meine „Selbstanzeige" zu bezeichnen? Konnte nicht Kürschners Literaturkalender vor diesem Irrtum bewahren?

[2]) „Bekanntschaft mit der Heiligen Schrift ist, was unserem Volke not tut," klagt der Theol. Litt.-Bericht, begr. von Eger. Gütersloh 1902, S. 333.

die meisten bald ab, nach einem Jahre waren ihrer drei oder vier übrig.“ [1])

Wer hört nicht gern ein Wort vom alten tief- und fernblickenden J. Fr. Böhmer (Frankfurt a. M.), der von seiner Jugendzeit (in den 20er Jahren des verflossenen Jahrhunderts) bekennt: „Sollte manchmal abends aus der Bibel vorgelesen werden, so waren das höchst schreckliche Stunden. Die Langeweile und der Verdruß dabei war grenzenlos. Wenn ich mich nicht selbst über jene dunkele Zeit täusche, so war auch wohl einmal eine Zeit, wo, nachdem ich einiges aus der christlichen Lehre aufgefaßt hatte, mir es auffiel, wie so ganz und gar das Tun und Treiben der Menschen von dieser Lehre entfernt war, ohne daß sie darüber beunruhigt oder von denen, welche mir diese Lehre einprägten, getadelt zu sein schienen.“ [2])

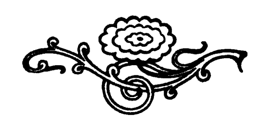
Nicht Freude erfüllt uns beim Zugeständnis und Anblick solcher Zustände, wir begrüßen vielmehr bibelgläubige Christen, weil sie uns näher stehen als die anderen, denen das Schriftwort so wenig gilt als des Predigers Wort im Hause Gottes — hie Christ, hie Nichtchrist.

Unsere Kirche — so oft die Papstkirche genannt — ruht auf doppeltem Grundpfeiler: Schrift und Erblehre, beide Pfeiler stehen unerschüttert da; die Kirche Luthers ruht auf dem einen Pfeiler der Schrift, ihre eigenen Freunde bringen diesen einzigen Pfeiler zum Wanken. Wir schöpfen die ewigen Wahrheiten seit alters her aus doppelter Quelle, sie sind noch nicht versiegt und laben Millionen. Luthers Kirche schöpft nur aus einer Quelle, der Bibel; für viele, sehr viele fängt sie an zu versiegen, ist sie einmal versiegt — dann auf immer.

---

[1]) Zeitschr. f. prakt. Theol., 20. Jahrg. (1898), S. 137.

[2]) J. Fr. Böhmers Leben und Anschauungen. Von J. Janssen, 1869. S. 236.



Anhang 1.

Verzeichnis aller Bibeldrucke von 1450—1520

in lateinischer und außerlateinischer Sprache

chronologisch nach den Druckjahren.

Dieses Verzeichnis enthält nur Vollbibeln; unvollständige, wie hebräische, griechische Ausgaben, sowie Bibelteile, z. B. Psalterien, Evangelien, sind ausgeschlossen, doch weisen hie und da die Anmerkungen auf wichtige Ausgaben derselben hin.

Dieses Verzeichnis beruht in erster Linie auf Pellechet (P) — oben S. 24 —, weil alles bei ihr auf Autopsie beruht. Doch berücksichtigt sie nur die in französischen Sammlungen vorfindlichen Exemplare.

Ergänzend tritt ein die Monographie von Copinger, oben S. 23. Er gab 1895 ein Supplement to Hain's Repertorium bibliographicum heraus, welches im ersten Teile Korrekturen zu Hain gibt (1895), im anderen Teile neue Nummern, welche bei Hain fehlen (1898—1902). Diese Monographie ist durch Cop, das andere Repertorium durch H C gekennzeichnet.

Die hochdeutschen Bibeln sind nach Walther registriert; Ebert, Allgemeines Bibliographisches Lexikon, 1821 — E — leistete mehrfach gute Dienste.

Ich hielt für angezeigt, auch die Bibeldrucke mit den berühmten Kommentaren des Hugo a St. Caro, Nikolaus von Lyra und Walafrid vorzuführen; sie sind ersichtlich durch ein H — L — W.

Die Fragezeichen deuten an, daß Zahlen, Namen im Drucke fehlen, die Ergänzung derselben auf großer Wahrscheinlichkeit beruht.

1450/55	lateinisch	Mainz	Gutenberg	P 2265 [1])
1460 ?	„	Straßburg	Mentelin	P 2278
1461 ?	„	Bamberg ?	Pfister ?	P 2266 [2])
1462	„	Mainz	Fust u. Schöffer	P 2281
1465	„	Straßburg	Eggestein	P 2267
1466 ?	deutsch (1.)	Straßburg	Mentelin	P 2368 [3])

[1]) Sie wird die 42-zeilige genannt und nach dem Buchbinderdatum im Pariser Exemplar datiert. — [2]) Sie wird die 36-zeilige genannt und nach dem Rubrikatordatum im Exemplar der Harley-Bibliothek datiert. Delisle, Journal des Savants, 1893, p. 205. — [3]) Walther (S. 113) setzt sie ins Jahr 1466 nach dem Käuferdatum des Münchener Exemplars; auch P für 1466.

1466 ?	lateinisch	Straßburg	Eggestein	P 2273
1467 ?	"	Straßburg	Eggestein	P 2274
1469 ?	"	Köln	Homborch	P 2270
1470	deutsch (2.)	Straßburg	Eggestein	P 2369
1470 ?	lateinisch	Basel	Rodt	Cop. 11
1470 ?	"	Köln	Homborch	P 2271
1470 ?	"	Straßburg	Eggestein	P 2369
1471 ?	"	Basel	Richel	P 2275
1471 ?	"	Basel	Rodt u. Gen.	P 2276
1471	italienisch	Venedig	Jenson ?	P 2379
1471	"	Venedig	Wendel	P 2380 [1]
1471	lateinisch	Rom	Sweynheim	P 2282 [2]
1472	"	Mainz	Schöffer	P 2283
1472 ?	"	Köln	Götz	P 2268 [3]
1473	deutsch (3.)	Augsburg	Pflanzmann	P 2370 [4]
1473 ?	" (4.)	Augsburg	Zainer	P 2372
1473 ?	lateinisch	Köln	Götz	P 2272 [5]
1474 ?	deutsch (5.)	Basel ?	?	P 2371 [6]
1475	lateinisch	Venedig	Renner u. Gen.	P 2284
1475	"	Piacenza	J. P. de Ferratis	P 2285
1475	lat. mit L	Nürnberg	Koberger	P 2286
1475	lateinisch	Nürnberg	Frisner u. Gen.	P 2287
1475 ?	"	Paris	Gering u. Gen.	P 2288
1475 ?	"	Basel	Richel	P 2277
1475 ?	"	Köln	Götz	P 2269 [7]
1476	"	Neapel	Moravus	P 2289
1476	"	Venedig	Jenson	P 2290
1476	"	Nürnberg ?	?	P 2291
1476	"	Venedig	Renner u. Gen.	P 2292
1476	"	Vicenza	Leonhard	E 2295 [8]
1477	"	Basel	Richel	P 2293
1477	"	Nürnberg	Koberger	P 2294
1477	deutsch (6.)	Augsburg	Zainer	P 2273
1477	" (7.)	Augsburg	Sorg	P 2274
1477	belgisch	Delft	Jacobszon	P 2366 [9]
1477	italienisch	Venedig	Anton	P 2381
1477	"	Venedig	Petri	P 2382

[1]) Uebersetzer: Malermi. Kneller in Zeitschr. für kathol. Theologie. Innsbruck, 1895 (19. Jahrg.), S. 341. — [2]) Auflage 275 Exempl. In Bd. 5 Supplik der Drucker unter Beifügung der Verlagsartikelliste und Höhe der Aufl. an Sixt. IV., schon abgedr. in Hain 10363. Serapeum XIII, 241 mit Kommentar, jetzt Faks. in La bibliofilia diretta da Olschki, Vol. II (1900). — [3]) Voullieme für c. 1475. — [4]) Pellechet für c. 1475, Walther für 1473, ebenso bei Nr. 2372. — [5]) Voullieme für 1477. — [6]) Walther nennt sie „Schweizerbibel" wegen mancher Anklänge an Schweizerdeutsch. Pellechet nimmt c. 1472 als Druckjahr an. — [7]) Das Neue Test. böhmisch. Pilsen 1475 E 22 645; Centralbl. XIV, 105, Note. — [8]) Proctor, An index to the early printed books in the british museum, London 1898. 7122. Ins Jahr 1476 ? fällt das Neue Test. franz. Lyon bei Buyer P 2363. — [9]) Das Alt. Test. ohne Psalter; dieser erschien 1480. Serapeum IX, 62: erste holländ. Bibel 1477.

1477 ?	französisch	Lyon	Buyer	P 2355 [1])
1477	"	Lyon	Buyer	P 2356
1478 ?	lateinisch	Straßburg	Rusch	P 2279
1478	"	Venedig	Wild	P 2295 [2])
1478	"	Nürnberg	Koberger	P 2296
1478	"	Nürnberg	Koberger	P 2297
1478	"	Venedig	Theodor u. Gen.	P 2298
1478	limusinisch	Valencia	Fernando u. Gen.	E 2332 [3])
1479	lateinisch	Lyon	Lathomi	P 2299
1479	"	Köln	Homborch	P 2300 [4])
1479	"	Nürnberg	Koberger	P 2301
1479	"	Venedig	Jenson	P 2302
1479	"	Basel	Amerbach ?	P 2303
1480	"	Nürnberg	Koberger	P 2304 [5])
1480	"	Venedig	Renner	P 2305
1480	"	Ulm	Zainer	P 2306
1480	"	Venedig	Oct. Scotus	P 2307
1480 ?	" mit W	Straßburg	Rusch	P 2352 [6])
1480	deutsch (8.)	Augsburg	Sorg	—
1480 ?	" (9.)	Köln	Quentell	P 2377 [7])
1480 ?	" (10.)	Köln	Quentell	P 2378 [7])
1481	lateinisch	Basel	Amerbach	P 2308 [8])
1481	"	Venedig	Wild	P 2309
1481	" mit L	Venedig	Jenson u. Gen.	P 2343
1481	italienisch	Venedig	Oct. Scotus	H 3153 [9])
1482	lateinisch	Nürnberg	Koberger	P 2310
1482	"	Lyon	Reinhard u. G.	P 2311
1482	"	Basel	Amerbach	P 2312
1482/3	" mit L	Venedig	Renner	P 2344
1483	"	Lyon	Maillet?	P 2313
1483	"	Lyon	Maillet?	P 2314
1483	"	Straßburg	Prüß?	P 2315 [10])
1483	"	Venedig	Renner	P 2316

[1]) Das Alt. Test. franz. Lyon 1477. Pellechet 2357. — [2]) In das Jahr 1478 fallen: Alt. Test. franz. Lyon, Buyer P 2358, 2359; Neues Test. P 2364; E 22657. — [3]) E 2332 sagt: Von der höchsten Seltenheit; ein ganzes Exemplar kennt man noch nicht, sondern bloß die letzten vier Blätter, welche man 1645 im Archiv der Kirche von Valencia fand. H 3159 gibt die Schlußschrift: in Sermone Valentino. — [4]) Die erste Bibel mit den Versen „fontibus ex graecis" E 2299. — [5]) Psalter spanisch. Barcel. 1480? Häbler, Typogr. Ibérique. Faks. Taf. 7. — [6]) Die Firma Koberger ließ auch auswärts drucken, so in Basel bei Amerbach, in Straßburg bei Rusch, auch in Lyon. — [7]) Die sog. Kölner Bibeln. Die Exemplare haben solche Verschiedenheiten, daß man zwei verschiedene Ausgaben annimmt. E 2347. Scheller, Bücherkunde der Sächsisch-Niederdeutsch. Sprache, 1826, S. 81, und andere halten sie für identisch; Bouillieme setzt beide ins Jahr 1478. — [8]) Cop 54 ist nur Lyras Postille, ohne Bibeltext. H 10369; Delisle p. 209 zu Cop 54. — [9]) Psalterium griech.-lat. Mailand, 1481. H 13454. — [10]) Proctor 437 weist sie J. Reinhard zu.

1483	lateinisch	Venedig	Herbert	P 2317
1483	deutsch (11.)	Nürnberg	Koberger	P 2375
1483	lateinisch	?	?	H C 1026
1484	"	Venedig	Herbert	P 2318
1484	italienisch	Venedig	Andreas	P 2383
1485	lateinisch mit L	Venedig	Paganini	H C 1035
1485	" " L	Nürnberg	Koberger	P 2345
1485	" " L	Köln	Zell	H 10 368 [1])
1485	"	Straßburg ?	Basel ?	P 2319
1485	deutsch (12.)	Straßburg	Grüninger ?	P 2376
1486	lateinisch	Straßburg	Prüß?	P 2320
1486	"	Basel	Amerbach	P 2321
1486	"	Straßburg	Prüß ?	P 2322
1486	"	Basel ?	Richel ?	H 3093
1487	"	Basel	Keßler ?	P 2323
1487	"	Venedig	Arrivabene	P 2324
1487	"	Basel	Keßler	P 2325
1487	" mit L	Nürnberg	Koberger	P 2346
1487	deutsch (13.)	Augsburg	Schönsperger	—
1487	italienisch	Venedig	Rosso	P 2384
1488	französisch	Paris ?	?	P 2360
1488	böhmisch	Prag, Altstadt	J. v. Capnow u. G.	P 2367 [2])
1488	lateinisch mit L	Venedig	Oct. Scotus	H 10 365 [3])
1489	"	Straßburg	Flach ?	P 2326
1489	"	Straßburg	Prüß ?	P 2327
1489	" mit L	Venedig	Oct. Scotus	P 2347
1489	böhmisch	Kuttenberg	v. Tißnow	E 2138 [4])
1490	lateinisch	Speyer	Drach	H C 1022
1490	"	Lyon	Maillet	P 2328
1490	"	Basel?	?	P 2280 [5])
1490	italienisch	Venedig	Ragazzo	P 2385
1490	deutsch (14.)	Augsburg	Schönsperger	—
1491	lateinisch	Basel	Froben	P 2329
1491	"	Basel	Furter ?	P 2330
1491	"	Basel	Keßler	P 2331

---

[1]) Boullieme 834. — [2]) Schubert, Die beiden ältesten vollständigen Biblia bohemica-Incunabeln in Centralblatt für Bibliothekswesen (1897) XIV, 104. Proctor 9468. — [3]) Ins Jahr 1488 fällt die erste Biblia hebraica, Bologna; ihr folgten solche von 1491 Neapel, 1499 Brescia, 1511 Pesaro, Venedig 1517. E 2222—2226. E 2222 Bibl. hebr., erste sehr seltene Ausgabe der ganzen hebräischen Bibel, aber sehr inkorrekt; Schlußschrift steht am Ende des Pentateuchs; E 2224 Bibl. hebr. Brix. 1494: Brauchte Luther bei seiner Bibelübersetzung; sein Exemplar auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin; sie weicht von der von 1488 sehr ab und ist ebenfalls inkorrekt. — [4]) Centralblatt a. a. O. Der Drucker wurde für dieses Werk — 612 Blatt, je 50 Zeilen mit 120 Holzschnitten — von der Prager Universität zum Ehrendoktor ernannt (1495) und Dekan der philosophischen Fakultät. Ein Exemplar auf der Univ.-Bibliothek zu Prag; ein Exemplar zu 1250 Mk. f. Z. bei A. Cohen, Berlin, angeboten. — [5]) Proctor 7642 schreibt sie Amerbach zu; Pellechet unentschieden.

1491	lateinisch	Venedig	Arivabene	Cop 92 [1])
1492	„	Venedig	Paganini	P 2332
1492	„ mit L	Straßburg	Prüß?	P 2348 [2])
1492	italienisch	Venedig	Ragazzo	H 3157
1493	lateinisch mit L	Nürnberg	Koberger	P 2349
1494	„	Lyon	Hus	P 2333
1494	„	Venedig	Bevilaqua	P 2334
1494	deutsch (15.) „ „	Lübeck	Arnd	H 3143 [3])
1494	italienisch	Venedig	Rosso	P 2386 [4])
1495	lateinisch	Basel	Froben	P 2335
1495	„	Paris	?	Cop 104 H C 1023
1495	„ mit L	Venedig	Paganini	P 2353
1496	„	Brescia	Angelus u. Gen.	P 2336
1496 ?	„ mit L	Lyon	Syber	P 2342
1497	„	Lyon	Fradin u. Gen.	P 2337
1497	„	Straßburg	Grüninger	P 2338 [5])
1497	„	Venedig	Paganini	P 2339
1497	„ mit L	Nürnberg	Koberger	P 2350
1498	„	Venedig	Bevilaqua	P 2340 [6])
1498	„ mit L	Basel	Petri u. Gen.	P 2351
1498	„ „ L	Basel	?	H C 1037
1498	„ „ W	Basel	Froben	H C 1038
1498/1502	„ „ H	Basel	Amerbach	P 2354
1498 ?	„	Nürnberg	Hochfeder	Proctor 2301
1499	„	Lyon	?	H C 1032 [7])
1500	„	Paris	Pivard	P 2341
1500	„	Lyon	Bostre	Cop 121
1500	„	Lyon	Sacon	Cop 122
1500	„	Nürnberg	Koberger	H C 1033
1500	„	Basel	Froben	Cop 124 [8])

Sechzehntes Jahrhundert.

(Nach Copinger, Incunabula biblica; Append. p. 210 flg. und anderen Repertorien.

1501	lateinisch	Paris	Petit	Cop 125
1501	„	Venedig	Paganini	Cop 126

---

[1]) Eine Ausgabe Vened. 1491, wie Cop 91 will, gibt es nicht nach Delisle, Journa. p. 204. – Eine Ausgabe Sevilla 1491 bezeichnet H C 1030 als „probably mythical". — [2]) Proctor 462 für Grüninger. — [3]) Der Holzschnitt Jakobs Traum in Rosenthal Inc. xylogr., S. 46. — [4]) Zu der Bibl. hebr. von 1494 vgl. noch P 2263. — [5]) Cop. Addenda to Part 1 (Part. II. vol. II), p. 246, no. 3122. — [6]) Neu. Test. böhmisch nowy Zakon. Altstadt Prag, 1498, 354 Blätter; von dieser Ausgabe sagt E 22 646, kennt man nur ein einziges Exemplar in der Bibliothek zu Prag. Ins Jahr 1497/98 fällt Psalterion griechisch. Venedig H 13452, ins Jahr 1498 Bible française historiée. A. Test. Paris P 2361. 2365. — [7]) Ins Jahr 1499 fällt „Psalter mit deutsch dabei", Augsb. Ratdolt, Psalter böhmisch, Kaulen im Kirchenlex. II, 734 bis 735. — [8]) In dieses Jahr 1500? fällt: Bibel franz. A. Test. Paris Le Noir P 2362, Paris Trepperel H C 1040, ferner Pentateuch, Antw. H C 1039.

1501	lateinisch	Nürnberg	Koberger	Cop 127
1502	"	Basel	Amerbach	Cop 128
1502	"	Basel	Froben ?	Cop 129
1504	" " H	Basel	Amerbch (f. Kobgr.)	Cop 130
1504	"	Paris	Rivard	Cop 131
1504	"	Paris	Kerver	Cop 132
1504	"	Paris	Kerver	Cop 133
1505	"	Lyon	Davost	Cop 134
1506	"	Venedig u. Lyon	Sacon	Cop 135
1506	"	Paris	?	Cop 136
1506	" mit L	Basel	Langendorf	Cop 137 [1])
1507	"	Paris	Pigouchet	Cop 138
1508	deutsch (16.)	Augsburg	Otmar	—
1508	lateinisch	Paris	Kerver	Cop 139 [2])
1509	"	Lyon	Sacon	Cop 140
1509	"	Basel	Froben	Cop 141
1509	"	Paris	Kerver	Cop 142
1510	"	Paris	Hopyl	Cop 143
1510	"	Lyon	Mareschal	Cop 144
1510	"	Lyon	Sacon	Cop 145
1511	"	Lyon	Sacon	Cop 146
1511	"	Venedig	Juncta	Cop 147
1511	"	Cabomi	?	Cop 148
1511	"	Paris	Clereret	Cop 149
1511	"	Paris	Regnault	Cop 150
1511	"	Rouen	Olivier	Cop 151
1511/17	"	Pesaro	Soncinas	E 2225
1512	"	Paris	Vostre (Pigouchet)	Cop 152
1512	"	Lyon	N. de Benedictis	Cop 153
1512	"	Lyon	Sacon (für Kobgr)	Cop 154
1512	"	Lyon	Sacon	Cop 155
1513	"	Lyon	Sacon (Koberger)	Cop 156
1513	"	Nürnberg	Peypus (Koberger)	Cop 157
1514	"	Lyon	Mareschal	Cop 158
1514	"	Lyon	Sacon (Koberger)	Cop 159
1514	"	Basel	Froben	Cop 160
1514	"	Paris	Kerver	Cop 161
1514/17	Polyglotte [3])	Complutum	A. G. de Brocario	Cop 162
1515	lateinisch	Lyon	Sacon	Cop 163
1515	"	Lyon	Sacon (Koberger)	Cop 164
1516	"	Lyon	Sacon (Koberger)	Cop 165 [3])
1516	lateinisch	Lyon	Moylin	Cop 166 [4])
1517	"	Lyon	?	Cop 167 [5])

[1]) Eine böhmische Hussitenbibel erschien 1506 zu Venedig bei Lichtenstein. Brunet, Manuel, p. 901. — [2]) Psalterium englisch. London 1508. — [3]) Psalmen, Polyglotte 1516 mit den Typen jeder Sprache gedruckt; Aufl. 2000, wovon 20 Perg. E 18082. — [4]) Erstes griech. N. T. des Erasmus, bei Froben in Basel. E 22589, dann 1519 bei denselben. — [5]) Venedig 1518 erste griech. Vollbibel, von großer Seltenheit E 2205.

1517/19	russisch	Prag	?	E 2353
1518	lateinisch	Lyon	Sacon (Koberger)	Cop 168
1518	"	Lyon	Sacon "	Cop 169
1518	deutsch (17.)	Augsburg	Otmar	—
1518	französisch	Lyon	Sacon	Riederer [1])
1519	lateinisch	Lyon	Sacon (Koberger)	Cop 170 [2])
1519	"	Lyon	Mareschal	Cop 171
1519	"	Lyon	Mareschal	Cop 172
1519	"	Lyon	N. de Benedictis	Cop 173
1519	"	Paris	Prvel	Cop 174
1519	"	Paris	Clereret	Cop 175
1519	"	Venedig	Juncta	Cop 176
1520	"	Lyon	Marion (Koberger)	Cop 177
1520	"	Lyon	Marion (Koberger)	Cop 178
1520	"	Lyon	Mareschal	Cop 179
1520	"	Lyon	Moylin	Cop 180

[1]) Riederer, Nachr. zur Kirchen-, Gelehrten- und Büchergesch. 1768 IV, 373: 15 Saconsche Bibelausgaben für die Zeit 1506—22. — [2]) Ins Jahr 1519 fallen: Bibel griech. Vened. bei Aldus E 2258 — N. Test. griech. und lat., Basel bei Froben E 22589 — Psalterium quintuplex (gall. rom. hebr.), Paris bei Stephanus, St. Gallen 1215.

Vorstehendes Verzeichnis tut dar, wie ehemals die von der Kirche gehüteten heiligen Bücher in ihrer massenhaften Herstellung und Verbreitung einem breiten Strome gleich die Christenheit durchflossen — eine wahre nubes testium. Daß die Bibel in der Stube eines jeden Kohlenbrenners im Thüringer Walde auflag, das kann ich allerdings nicht belegen. Vielleicht wagt eine gewisse Hyperkritik einen solchen Beweis zu fordern.



Anhang 2.

Es wird die Zeit kommen, wo wir über die Zahl der in europäischen Büchersammlungen noch vorhandenen gedruckten Bibelexemplare, wenigstens bis 1500, vollständig unterrichtet sein werden. Dank der Sorgfalt, welche man in Frankreich seit Jahrzehnten der Bibliographie zuwendet, kann man für dieses Land jetzt schon diese Frage beantworten. L. Delisle gibt im **Journal des Savants 1893, p. 217**, eine Liste, danach finden sich in den 80 öffentlichen Bibliotheken dieses Landes folgende Exemplare der lateinischen Bibel:

25	zu Lyon	5	zu Aix
21	„ Avignon		„ Epinal
15	„ Mans		„ Poitiers
11	„ Besançon		„ Rodez
	„ Grenoble		„ Tours
	„ Marseille	4	„ Amiens
10	„ Cambrai		„ Bordeaux
	„ Toulouse		„ Bourges
9	„ Rennes		„ Chaumont
	„ Rouen		„ Nantes
8	„ Angers		„ St. Omer
	„ Versailles		„ Troyes
7	„ Chartres	3	„ Caen
	„ Vesoul		„ Dijon
6	„ Bourg		„ Nice
	„ Carpentras		„ Vitry-le-François
	„ Lille	2	„ Arras und 11 anderen Orten
	„ Nancy	1	„ Abbeville und 30 anderen Orten.
	„ Orleans		

Dazu nehme man die 23 in Ste. Genevieve, 29 des Arsenals, 32 in der Mazarine und 5 des Instituts zu Paris.

Wie viele Bibeln außerdem in Korporations- und Privatbibliotheken vorhanden sein mögen, läßt sich kaum annähernd bestimmen.

Was England betrifft, so finden sich 84 Bibeldrucke in der Bodleiana zu Oxford, 34 in der Universität zu Cambridge, das britische Museum zu London besitzt (bis Druckjahr 1500) 80 lateinische, 14 deutsche (davon 3 niederdeutsche), 2 böhmische, 12 mit Postillen.

Anhang 3.

Bibelnbestand an der Sorbonne zu Paris 1338.

Aus der Geschichte des höheren Unterrichtswesens dürfte bekannt sein, welche bevorzugte Stelle die Sorbonne zu Paris im Laufe der Zeit gewann. Schon in ihrem Büchervorrat gab sich ihre dominierende Stellung kund. Delisle teilt im 3. Bande des **Cabinet des Manuscripts** die Bücherkataloge der Sorbonne mit, darunter den Generalkatalog vom Jahre 1338. Der Katalog hat folgende Gruppen und Nummern:

33 Vollbibeln
18 libri legales, d. i. Bücher Moses
15 libri historiales, Geschichtsbücher, z. B. Richter
28 psalteria glosata, Psalterien mit Glosen
17 libri sapientiales, Buch der Weisheit und Ecclesiasticus
24 Bücher der Propheten
42 Evangelien, glosierte
15 Paulinische Briefe
38 Andere Briefe, Apostelgeschichte und Offenbarung
5 libri glosati mixti
7 Postillen zu den libri legales
13 " " " Psalterien
12 " " " Büchern Salomonis
11 " " " Propheten
20 " " " Evangelien
9 " " " Briefen Pauli
13 " " " anderen Briefen, Apostelgeschichte usw.
33 Postillae mixtae
19 Concordancie super bibliam.

Bei mehreren Büchern heißt es ad usum Flamingorum, womit gesagt ist, daß sie vorzugsweise den Flamändern, die hier studierten, zum Gebrauch dienen sollten. Sehr oft kommt die Bezeichnung vor: liber catenatus, also zu gemeinsamem Gebrauche, nicht verleihbar.

Anhang 4.

An gleicher Stelle gibt Delisle die Verzeichnisse der Librairie du Louvre 1373 bis 1424, darin Ecriture Sainte 1 bis 113.

Hier finden sich zur Genüge Belege für Bibeln in der Hand der Fürsten, zumal des Königs; einige seien genannt:

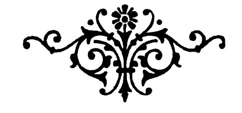
Une très belle bible que le roi presta pieça à l'evêque de Beauvais, laquelle fut rendue au roi après le trespassement du dit evesque.

Une bible en latin de lettre bourbonnoise que donna au roi l'evesque de Beauvais.

Une bible très belle, laquelle fu de l'evesque de Troyes, confesseur du roi.

Bible en français, bien historiée, en deux volumes, donnée à mons. de Bourbon en aout 1397.

Une bible en français, donnée par le roi à madame de Bourgogne. Etc. etc.



Der Selbstmord

als sozialstatistische Erscheinung.

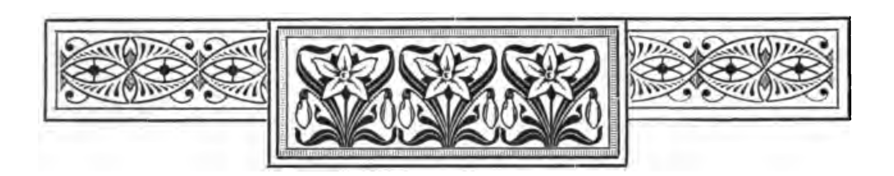
Von

Dr. oec. publ. Hans Rost.



Köln 1905.

Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem



Vorwort.

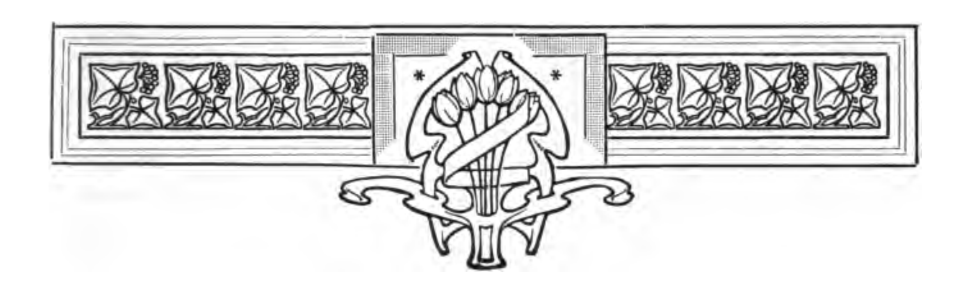
Es war mir nicht darum zu tun, eine das vorrätige amtliche Material über den Selbstmord ausschöpfende Darstellung der statistischen Verhältnisse des Selbstmords zu bieten. Eine derartige Arbeit müßte insbesondere die zeitliche Erstreckung der Nachweisungen soweit als möglich verfolgen. Ich habe die wesentlichsten Gesichtspunkte herausgegriffen und sie je nach ihrer Bedeutung kurz oder eingehend behandelt. In unserer Zeit des Schutzes und der Fürsorge für das Leben des Einzelnen und ganzer Volksklassen ist die Frage nach den Mitteln der Einschränkung der vielen Selbstmordfälle nicht unangezeigt. Der Beantwortung derselben hat aber erst eine statistische Enthüllung der Selbstmorderscheinung vorauszugehen. Diese in hinreichender Weise zu veranschaulichen, ist der Zweck der folgenden Abhandlung. Freilich bringt die Selbstmordstatistik in manche dunklen Seiten des Problems nur einen spärlichen Lichtschein der Erklärung der Ursachen. Im ganzen aber entrollt gerade die statistische Betrachtungsweise des Selbstmords wissenschaftlich interessante und praktisch greifbare Gesichtspunkte, welche namentlich der Therapie der traurigen Erscheinung gute Dienste leisten.

Augsburg, im August 1905.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.





Einleitung.

> „Der Selbstmord ist ein Ereignis der menschlichen Natur, welches, mag auch darüber schon so viel gesprochen und gehandelt sein als da will, doch einen jeden Menschen zur Teilnahme fordert, in jeder Zeitepoche wieder einmal verhandelt werden muß."
>
> Goethe, Aus meinem Leben.

Die Liebe zum Leben ist dem Menschen angeboren. Der natürlichen und übernatürlichen Zweckbestimmung des menschlichen Daseins steht die Tat des Selbstmordes schroff gegenüber. Der naturgemäße normale Abschluß des Lebens erfolgt durch den Tod nach Aufbrauchung der dem Körper innewohnenden vitalen Energien. Der Selbstmord dagegen ist ein mit Erfolg durchgeführter bewußter Eingriff in die Funktionen des menschlichen Organismus zum Zwecke des Stillstandes der Lebenskräfte. In der Menschenbrust wohnt mit lautem Ungestüm der Lebenstrieb, der ungebändigte Drang nach Ausfüllung des Lebenszweckes. Das mächtige Verlangen nach Leben findet die stärksten Anstöße in dem Glückseligkeitsdrange, der in jedem Menschenherzen schlummert, und auf die Handlungen des Lebens einen nachhaltigen Einfluß ausübt. Der Drang zum Leben währt bis zum Tode. Selbst am Grabe noch pflanzt der Mensch die Hoffnung auf. Es ist darum so unnatürlich, daß der Mensch seinem natürlichen Lebensende freiwillig mit Gewalt einen vorzeitigen Abschluß bereitet. Es gehören jedenfalls gewaltige Erschütterungen des Körpers und der Seele dazu, um die Lust am Leben in das Verlangen nach dem Tode umzukehren.

Ein allgemein menschliches Interesse bringt jedermann dem Selbstmorde entgegen. Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus hat der Selbstmord die Eigentümlichkeit, daß fast alle Wissenschaftszweige sich an seiner Erforschung, Beurteilung und Sanierung beteiligen. Für den Theologen ist der Zusammenhang von Selbstmord und Irreligiosität von Belang. Die Kirche muß sich mit der Selbstmordfrage wegen der Beerdigung beschäftigen. Den Mediziner interessiert der psychische Zustand des Selbstmörders, den Juristen kümmern rechtliche Momente. Für den Philosophen und Psychologen, überhaupt für einen jeden Menschen, der den Gedanken über Zweck und Philosophie des Lebens nachgeht, muß die Tatsache des Selbstmordes in seiner Lebens- und Weltanschauung einen Markstein für die Lebensauffassung überhaupt bilden. Fehlt dem Menschen die höhere übernatürliche Zweckbestimmung, so ist der Selbstmord nicht unerlaubt, nicht unvernünftig. Der Selbstmord ist in diesem Falle ein willkommenes Mittel für den Lebensüberdruß. Ist aber der Mensch nicht Selbstzweck, ist der Materialismus eine falsche Lebensphilosophie, so erfährt auch der Selbstmord eine andere Beurteilung. Beim Glauben an ein übernatürliches Fortleben nach dem Tode, an die Existenz eines persönlichen Gottes, der als Schöpfer der Welt und als Herr alles Geschaffenen zu betrachten ist, steht das menschliche Leben in einem Abhängigkeitsverhältnis vom Schöpfer. Der Selbstmord fällt alsdann in seiner sittlichen Wertung unter die Fundamentalfrage des Lebens, die im Katechismus obenan steht: Wozu bist du auf dieser Welt? Der hl. Ignatius von Loyola gibt darauf die Antwort: Der Mensch ist von Gott geschaffen, damit er Gott lobe, ihm Ehrfurcht erweise und ihm diene und dadurch seine Seele rette. Der Mensch ist demnach das Eigentum Gottes, er ist das Geschöpf Gottes mit der Zweckbestimmung, sein Leben nach den Weisungen Gottes zu führen und in Gott sein Endziel zu suchen.

Die Beurteilung des Selbstmordes ist daher vollkommen abhängig von der Stellung zu Gott. Wohl selten hat ein Problem eine so vielseitige und verschiedenartige Beurteilung erfahren, als das Selbstmordproblem hinsichtlich der Frage der Erlaubtheit. Von den einen streng verurteilt, von anderen milde behandelt, von anderen unbedingt bejaht, schwankt die Frage nach der sittlichen Erlaubtheit des Selbstmords durch die Zeiten und Völker. Das Christentum verneint aufs entschiedenste den Selbstmord. Dabei ist der Glaube an einen Verantwortung heischenden Gott entscheidend. Diesen Standpunkt kannten schon alte Heiden. Der griechische Philosoph Plato sagt, daß die Menschen auf einen Wachtposten gestellt sind, von dem keiner sich selbst ablösen darf. Da es Götter gibt, die für uns sorgen, und wir Menschen

den Göttern als ein Teil ihres Eigentums zugehören, so dürfen wir uns so wenig töten, als ein Sklave sich ohne Willen des Herrn das Leben nehmen darf.

Wenn wir unter dem religiösen Gesichtspunkte einen flüchtigen Streifzug durch die Geschichte der Selbstmordneigung unternehmen, so finden wir unsere Anschauung vom hemmenden Einfluß der Religion auf die Selbstmordneigung bestätigt. In materialistischen Zeitströmungen und in Zeiten frommen ehrfürchtigen Gottesglaubens sind die Selbstmorde in dem Grade ihrer Intensität der Ausfluß der religiösen Gesinnung unter den Völkern. Sie sind alsdann auch ein Gradmesser der Kultur und Moralkraft eines Volkes. „Die Geschichte bezeugt es," schreibt Lehmkuhl,[1]) „daß bei den verschiedenen Völkern erst dann eine Häufigkeit des Selbstmordes eintritt, wenn der sittliche Verfall überhand genommen hatte. In Griechenland ist in den Zeiten, wo noch relativ unverdorbene und naturwüchsige Sitten herrschten, von Selbstmord selten die Rede. Rom kannte in der Zeit seiner einfachen und strengen Sitten jene Manie nicht. Allein als Wohlleben und Luxus die Sitten verpestet, das Leben entnervt hatte, als in den leitenden Grundsätzen Zerfahrenheit, in der Lebensanschauung Pessimismus zu herrschen begann, da häuften sich auch die Zahlen der Selbstmorde." Es ist staunenswert, eine wie große Zahl von bedeutenden Männern des Altertums durch Selbstmord ihr Leben beendeten. Der Selbstmord wurde in den Zeiten des Niederganges des römischen Reichs zur allgemeinen Volkskrankheit. Die Allgemeinheit, mit der man den Selbstmord in leichtsinniger und frivoler Weise als ehrenvollen, sogar rühmenswerten Lebensabschluß betrachtete, führte zur reinen Selbstmordseuche. „In der höheren Gesellschaft," schreibt Grupp,[2]) „wurde der Selbstmord zur wahren Modekrankheit und war so häufig, daß Tacitus beim Tode eines Stadtpräfekten, der zugleich Pontifex war, bemerkt, er sei eines natürlichen Todes gestorben, was bei einem so großen Ruhm und Ansehen etwas Seltenes gewesen sei, und den Marbod tadelte, weil er seine Gefangenschaft nicht durch Selbstmord abkürzte. Wegen der geringfügigsten Ursache töteten sich die Leute. Der Selbstmörder war sicher, überall Anerkennung statt Verurteilung zu finden. Als Otho, der Sündengenosse und Freund Neros durch Selbstmord endete, küßten die einen seine Wunden, die anderen seine Hände; andere, die seiner Leiche nicht nahe kommen konnten, beteten ihn von weitem an, und viele töteten sich selbst in fernen Gegenden, als sie Kunde von der Tat erhielten. Das Bei-

[1]) Lehmkuhl, S. J. Rechtsgeschichtliches über den Selbstmord in den Stimmen aus Maria Laach, Band 23. S. 271.

[2]) Grupp, Georg, Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit, 1. Band. S. 36.

spiel wirkte ansteckend. Eine sichere Hoffnung und einen festen Glauben hatte niemand, und auch wer den Glauben an ein Jenseits und eine übersinnliche Welt verteidigte, fühlte doch einen schwankenden Boden unter den Füßen."

Diese Welt voll Pessimismus und wahnsinniger Genußsucht vermochten nur die Lehren des Christentums wieder zu anderer edlerer Lebensanschauung zu bringen. Das Christentum hat es vermocht, die bei der Generation des Augustus und Tiberius grassierende Selbstmordmanie auszutilgen. Die Macht des kirchlichen Einflusses war von solcher Wirkung, daß dem Selbstmorde im Mittelalter ein Ziel bereitet wurde. Die Kirche hat im Mittelalter die Nährquellen der Selbstmordneigung unter den Völkern erfolgreich unterbunden, obwohl auch damals politische, wirtschaftliche und soziale Verhältnisse Motive zum Selbstmorde darboten. „Da nehmen wir plötzlich mit Erstaunen wahr," schreibt Rehfisch, [1]) „wie mit der Ausbreitung des Christentums der Selbstmord eingeschränkt wird. . . . Für das sittlich so verkommene Volk damaliger Zeit war Christus der Erlöser gewesen." Der Selbstmordforscher Masaryk [2]) erklärt diese Erscheinung mit folgenden Worten: „Der Einfluß der mittelalterlichen Kirche war für die Menschen von großem Nutzen. Die Gemüter wurden für lange Zeit vollkommen befriedigt, die Menschen fühlten sich glücklich, denn die Religion durchgeistigte alle Verhältnisse des Lebens, gewöhnte die Massen an eine geistige Führung und bot in ihrer einheitlichen Weltanschauung einen festen Halt in den traurigen Wechselfällen des mittelalterlichen Lebens. Es gelang, die Sitten und die ganze Lebensanschauung der Menschen derart zu bilden, daß die krankhafte Selbstmordneigung gar nicht entstehen konnte. Die vereinzelten Fälle, welche berichtet werden, sind nicht die Folge einer allgemein verbreiteten krankhaften Neigung, sondern erklären sich durch einige spezielle ungünstige Anschauungen, Institutionen und soziale Zustände der Zeit. Besonders selten kam der Selbstmord bei Frauen vor, und es wird uns geradezu berichtet, daß sich im Verlaufe mehrerer Jahrhunderte ein einziger Fall begeben habe, und zwar soll sich eine Spanierin getötet haben, weil sie fürchtete, sie werde während der Abwesenheit ihres Gemahles der Leidenschaft nicht widerstehen können. Mag diese Behauptung übertrieben sein, so ist sie jedenfalls nur der Ausdruck der Tatsache, daß im Mittelalter der Selbstmord ganz selten und vereinzelt vorkam. Mit der Renaissance und der Reformation wird der Selbstmord häufiger, im 18. Jahrhundert läßt sich schon eine krankhafte Selbstmordneigung nach-

---

[1]) Rehfisch, Dr., Der Selbstmord, 1893. S. 58.

[2]) Masaryk, Der Selbstmord als soziale Massenerscheinung, S. 160.

weisen und in unserem Jahrhundert ist diese Neigung schon ganz und sehr stark verbreitet."

Mit dem Ueberhandnehmen des Einflusses der Naturwissenschaften auf die Geisteswissenschaften, mit der Zunahme großer Entdeckungen tritt das Verstandesleben bei den Völkern stärker hervor. Der unerschütterliche Glaube an die Vorsehung, an die Unsterblichkeit, die Vergeltung im Jenseits gerät bei dem Geiste der zersetzenden Kritik des Verstandes ins Schwanken. Die Religion hat nicht mehr die Zugkraft wie im Mittelalter; neue Propheten wie Darwin, Haeckel, Lassalle und Marx erzeugen tiefgreifende Umwälzungen in Hinsicht auf die Urfragen der Menschheit. Die Menschheit ist an ihrer Bestimmung irre geworden, ihre Tätigkeit in der Jagd nach dem Glück konzentriert sich vorwiegend auf das Diesseits. Die unausbleibliche Begleiterscheinung dieses geistigen und materiellen Entwicklungsganges kommt in anschwellenden Selbstmordzahlen zum Ausdruck. Fast in allen Staaten hat der Selbstmord im Laufe des 19. Jahrhunderts in unheimlichen Summen seine Opfer geholt. Die Menschheit hat im modernen Zeitgeist ihr Glück nicht gefunden. Dafür sind Tausende und Hunderttausende von Selbstmördern Zeugen, die mitten in unserer verfeinerten Kultur mit ihren guten und zweifelhaften Segnungen, mitten in der allseitig vorwärtsstrebenden sozialen und materiellen Fürsorge für des Schutzes bedürftige Volksmassen im Kampf ums Dasein unterliegen.

In dem Maße der Intensität der Selbstmordneigung in der geschichtlichen Entwicklung treten für die unnatürliche Tat auch Apologeten auf. Im Heidentum waren es die Stoiker, deren Lehren über die Erlaubtheit des Selbstmordes bekannt sind. In den philosophischen Werken des Mittelalters sucht man infolge der herrschenden Auffassung vergebens nach Verteidigern des Selbstmordes. Erst die protestantischen Naturrechtslehrer des 16. und 17. Jahrhunderts und ihre späteren Nachbeter machten sich vielfach die alten stoischen Doktrinen zu eigen oder waren wenigstens sehr schwankend und unbestimmt in ihren Anschauungen über die Zulässigkeit des Selbstmords vom sittlichen Standpunkt aus.[1]) Eine stattliche Anzahl von Verteidigern des Selbstmords zeigt Frankreich im 18. Jahrhundert, so Maupertuis, Montesquieu, Voltaire, zum Teil Rousseau. Unter den modernen Selbstmordapologeten ragt Schopenhauer hervor. „Da müssen wir denn hören," sagt er in seinen Parerga und Paralipomena, „Selbstmord sei die größte Feigheit, sei nur im Wahnsinn möglich und dergleichen Abgeschmacktheiten mehr, oder auch die ganz sinnlose Phrase, der Selbstmord sei unrecht, während doch offenbar

[1]) Wetzer und Welte, Kirchenlexikon, 2. Aufl. 11. Band, Sp. 74.

jeder auf nichts in der Welt ein so unbestreitbares Recht hat, wie auf seine eigene Person und Leben." Die Anzahl der Verteidiger des Selbstmordes ließe sich leicht mit Namen hervorragender Männer vermehren. Nicht auf dem Boden des Christentums stehende Menschen müssen eben den Selbstmord ihrer Weltanschauungsphilosophie einordnen. Dabei kommen dann Anschauungen bedingter oder unbedingter Annahme der Erlaubtheit des Selbstmords zutage.

Für die Dichtkunst vollends ist das Moment des Selbstmords ein nicht mehr zu entbehrendes Hilfsmittel geworden. Unsere modernen Schaustücke predigen den Selbstmord als eine ritterliche, ehrenhafte, mutige Tat; das Publikum von heute nimmt keinen Anstoß daran, wenn in einem Stücke ein paar Selbstmorde den Gang der Handlung im Hirn des Autors erleichtern. Das Gefühl der Unnatur, das Bewußtsein des Unrechtes des Selbstmordes ist abgestumpft. „Nehmen wir," sagt Molitor, [1]) „den stets wiederkehrenden Gegenstand, welcher in unseren Tagen fast ausschließlich im Lustspiel und Schauspiel, in der Tragödie und in der Oper behandelt wird. Es ist immer wieder das Erotische. Entweder wird eine Heirat unter Freudentränen abgeschlossen, oder sie kommt mit obligatem Selbstmorde nicht zustande."

Der ältesten christlichen Poesie, sagt Inhofer, dem wir hier folgen, war ein solcher Gegenstand ganz fremd. Auch die mittelalterlichen Dichter lassen ihn nur da in ihren Werken zu, wo sie ihn bereits in ihren Quellen vorfinden. So wenn Heinrich von Veldeke in seiner Eneit den Selbstmord der Dido mit größter Ausführlichkeit beschreibt. Die Passionsspiele bringen natürlich den Selbstmord des Judas zur Darstellung, wobei dann der Teufel in Person erscheint, um sein willkommenes Opfer abzuholen. Entschieden verurteilt wird der Selbstmord in den Legenden des Mittelalters, deren einige davon erzählen. Dante weist den Selbstmördern ihren Platz in der Hölle an, in einem äußerst unglücklichen Zustande. Sie werden damit gestraft, worin sie sich versündigten.

In Deutschland kommt die Darstellung des Selbstmordes erst im 18. Jahrhundert recht in Schwung. Von da an werden die reinsten Apotheosen der Selbstmörder in unserer schönen Literatur geschaffen. Der Ruhm „der Eröffnung eines ganz neuen ästhetischen Prinzips" fällt Lessing zu. Auch Schiller hat bei Darstellung des Selbstmordes in seinen Dramen manches Moment einfließen lassen, das die innere Verwerflichkeit der Selbstmorde nach außenhin verdecken zu sollen scheint. So Mortimer in Maria Stuart, der sich mit einem Gebet auf den

---

[1]) M. Inhofer, Der Selbstmord. Historisch-dogmatische Abhandlung. Augsburg 1886. Gekrönte Preisschrift, S. 196 ff.

Lippen als guter Katholik den Dolch ins Herz stößt. Goethes Leiden des jungen Werther, in dem Goethe den Verlauf der Seelenkrankheit mit Meisterhaftigkeit gezeichnet hat, sind in ihrem schädlichen Einflusse (Wertherfieber) bekannt. Eine Verherrlichung des Selbstmordes gibt Goethe im Egmont.

Viele unserer Dichter kamen in ihrer Weltschmerzpoesie nicht bloß zu einer pessimistischen Weltanschauung, sondern bis zum Wahnsinn und zum Selbstmorde.

Dieser Geist der Selbstmordbejahung hat natürlich erst recht nicht nachgelassen bei unseren modernen Realisten. Gerhart Hauptmann hat fast in jedem seiner Stücke, selbst in der romantischen versunkenen Glocke, im Fuhrmann Hentschel neben dem Moment des Ehebruchs einen Selbstmord nötig. Die Schaustücke und Kolportageromane von Autoren minderer Güte sind gleichfalls von der Notwendigkeit des Moments des Selbstmords durchdrungen. Die Tagesblätter für große und für kleine Leute bringen genaue Schilderungen über einfache und sensationelle Selbstmordfälle, die von groß und klein hastig verschlungen werden. In der Literatur besteht die Selbstmordseuche, die man als eine eben notwendige Zutat, als einen unerläßlichen Faktor in der Welt der literarischen Darstellungen auffaßt. Ohne Zweifel bleibt dieses unverfrorene, als selbstverständlich geltende Sichbreitmachen des Selbstmordmomentes in unserer Literatur nicht ohne nachteiligen Einfluß auf die Selbstmordneigung und ihre Beurteilung. Sicher wird die Strenge der Moral sehr gelockert, wenn ein Leben mit Selbstmordende nicht mehr als verfehlt, sondern als ein solches mit rühmenswertem Abschlusse hingestellt wird. Die moralischen Anschauungen, die den Menschen als notwendiges Glied in der Gesellschaft auch für die Gesellschaft unter dem Gesichtspunkte der gegenseitigen geistigen und materiellen Interessenverkettung erhalten wissen müssen, werden untergraben, wenn das Recht auf freie Selbstverfügung über das Leben als selbstverständlich hingestellt wird. Der Mensch ist der Gesellschaft dienstbar und seinem Schöpfer gehörig. Alle Selbstüberhebung über diesen Standpunkt, alles selbstherrliche Bemühen, den Selbstmord in unserer demutslosen Zeit zu verteidigen und zu apotheosieren, ist eitel Unterfangen.

Wie aus den flüchtigen Andeutungen hervorgeht, ist der Selbstmord in Vergangenheit und Gegenwart bekannt. Von einigen Naturforschern wurde die Behauptung aufgestellt, der Selbstmord käme auch bei Tieren vor. Derartige Fälle kennzeichnen sich aber als Selbsttötungen, weil den Tieren das Verständnis und das Bewußtsein des Zweckes ihrer Tat fehlen. Man hat ferner von Darwinistischer Seite die Anschauung ausgesprochen, der Selbstmord käme bei Völkern im Naturzustande

nicht vor. Rehfisch will wissen, daß die Wilden, die keine Religion kennen, auch keinen Selbstmord üben. Alexander von Oettingen verleiht in seiner Moralstatistik dem Gedanken Ausdruck, der Selbstmord sei bei torpiden Wilden, wie bei Tieren unerhört. Morselli beschränkt das Vorkommen des Selbstmordes bei wilden Völkern auf bestimmte Beweggründe. Hunger oder Fanatismus seien Selbstmordmotive der Naturvölker. Masaryk konstruiert soziologisch den eigentlichen Naturzustand, von dem sich die heutigen Wilden allerdings vielfach entfernt und in ihrer Art weiterentwickelt hätten. In diesem rektifizierten Urzustande der Naturmenschen, deren Leben einem instinktiven Hinbrüten in denkbar geringfügigster Differenzierung der Lebensbedürfnisse, dem Zustand der Tierähnlichkeit gleichen müßte, wäre das Vorkommen des Selbstmordes nicht möglich. Zur Annahme eines solchen Urzustandes liegen keine zwingenden Beweismomente vor. Wenn die Naturvölker auch auf tiefer Kulturstufe stehen, so unterscheiden sie sich doch stets vom Tiere durch jene psychischen Eigenschaften, die den Menschen vom Tiere trennen und die auch notwendig sind, um Selbstmord begehen zu können. Es ist eine willkürliche Annahme, sagt Ratzel,[1]) daß der Selbstmord bei kulturarmen Völkern nicht vorkomme. Zahlreiche Selbstmordfälle werden uns von Völkern berichtet, zu denen sich außer einigen Forschungsreisenden nichts von höherer Kultur verirrt hat. Der Selbstmord tritt auf allen Stufen der Kultur, bei den verschiedensten Völkern der Erde, in alter und neuer Zeit als ein bedeutsamer Faktor im Kultur- und Geistesleben auf. In China und Japan, in Indien und anderen Ländern hat der Selbstmord sein Gastrecht. In Japan ist der Selbstmord durch Aufschlitzen des Bauches, Harakiri genannt, zum Teil in Stellvertretung unseres Duellunfugs im Schwung. Bei den Naturvölkern insbesondere kommt Selbstmord sehr häufig vor im Zusammenhang mit ihrem Geschlechts- und Liebesleben, ferner wegen Beraubung der Freiheit und schlechter Behandlung, sodann aus Motiven der Religion und der Sitte, aus wirtschaftlichen und sonstigen Gründen. Die Selbstmordfrequenz der Naturvölker gerät bei ihrer Berührung mit kulturell höher stehenden Völkern in außergewöhnliche Steigerung.[2])

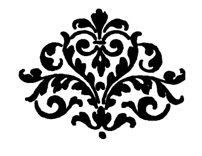
Nach diesen allgemeinen, das Wesen des Selbstmordes von verschiedenen Seiten beleuchtenden Erläuterungen nähern wir uns der statistischen Betrachtungsmethode des Selbstmordes. Es mag

[1]) Ratzel, Anthropogeographie S. 370.

[2]) Es ist dem Verfasser gelungen, aus der ethnographischen Literatur nahezu 100 Selbstmordfälle bei Naturvölkern der verschiedensten Himmelsstriche zusammenzutragen und nach ihren Motiven zu sichten. „Ueber den Selbstmord bei Naturvölkern" in Natur und Offenbarung, 51. Band, Münster 1905.

auf den ersten Blick manchem seltsam vorkommen, wie Rehfisch sich ausdrückt, „das Dunkel seelischer Vorgänge durch trockene Zahlen erleuchten zu wollen". Der Selbstmord als Einzelereignis gehört vor das Forum der Psychologie und der Medizin. Dem Statistiker fällt dagegen eine andere Aufgabe zu. Er legt den Selbstmord als soziale Massenerscheinung dar. Er schildert die ziffermäßig festgelegten Beziehungen des Selbstmords zu dem ununterbrochen dahinflutenden Strom sozialer Entwicklung. Er bringt den Selbstmord in seinen verschiedenen Differenzierungsmöglichkeiten in Zusammenhalt mit der Entwicklungsgestaltung des geistigen, kulturellen, wirtschaftlichen Lebens. Biologische und natürliche Gesichtspunkte werden in ihrem Einfluß auf den Werdegang des Selbstmordes erfaßt. Die Aufgabe der Selbstmordstatistik ist es, die Beziehungen des Selbstmords in seinen vielgestaltigen Erscheinungsformen zu den Quellen im Gesamtleben des Volkes, aus denen er fließt, aufzudecken, die Erscheinungsformen auf ihre Ursachen zurückzuführen und auf diese Weise das ganze Problem auf eine zahlenmäßig erhärtete Grundlage aufzubauen. Auf diese Weise wird ein Einblick in die inneren Beziehungen des Kultur- und Geisteslebens zur Lebenskraft und Lebensfreudigkeit einer Nation gewonnen, die für die Einschätzung des allgemeinen Kulturwertes der Gegenwart von hoher Bedeutung ist.

In der Hauptsache faßt unsere Untersuchung die Verbreitung und zeitliche Entwicklung des Selbstmords, sodann die wesentlichsten subjektiven, objektiven und sozialen Differenzierungsmomente ins Auge. Detailfragen konnten nur in vereinzelten Fällen erörtert werden. Der Ausbau der amtlichen Selbstmordstatistik in Zukunft wird der klaren Erkenntnis mancher Einzelmomente den erwünschten Einblick gewähren, der heute noch verschlossen ist. Für die Moral- und Sozialstatistik bietet der Selbstmord ein sehr ergiebiges, noch intensiverer Erforschung fähiges Gebiet.



I. Die geographische Verbreitung des Selbstmordes.

Bei der statistischen Betrachtung des Selbstmordes drängen zunächst zwei wichtige Fragen zur Antwort: Die Selbstmordhäufigkeit eines Territoriums und die zeitliche Entwicklung der Selbstmordfrequenz. Die seit einer Reihe von Jahrzehnten laufenden Registrierungen der internationalen Selbstmordstatistik gewähren uns im allgemeinen eine hinreichende Aufklärung über diese beiden Grundfragen. Der Grad der Glaubwürdigkeit ist in manchen Ländern freilich verschieden. So werden in England und in Rußland Selbstmordversuche bestraft, während der Selbstmord zivilrechtliche Folgen nach sich zieht. Unter dieser Praxis leidet zweifelsohne die tatsächliche Ermittlung der Selbstmordfälle. Für die Selbstmordstatistik im ganzen gilt die Annahme, daß die Zahlenbuchungen zu niedrig sind, da aus menschlich ver-

Tabelle 1.

Selbstmorde in einigen europäischen Staaten.

Staaten	1881—93		1894	1895	1896	1897	1898	1894—98	
	im ganzen	im Jahresdurchschnitt						im ganzen	im Jahresdurchschnitt
Oesterreich	48 933	3 764	4 018	3 551	3 790	3 882	4 083	19 324	3 865
Schweiz	8 549	658	708	650	690	687	690	3 425	685
Frankreich	105 348	8 104	9 703	9 263	9 260	9 356	?	37 582	9 395
Niederlande	3 216	247	329	234	285	271	233	1 352	270
Belgien	8 965	689	839	812	809	751	823	4 034	807
Dänemark	6 952	535	580	553	507	532	532	2 704	541
Schweden	6 985	537	771	742	733	761	727	3 734	747
Norwegen	1 672	128	142	136	113	100	137	628	126
England und Wales	28 768	2 213	2 729	2 797	2 656	2 792	2 877	13 851	2 770
Schottland	2 862	220	255	266	297	281	262	1 361	272
Irland	1 504	116	138	152	129	128	145	692	138
Italien	19 553	1 504	1 732	1 874	2 000	1 895	2 059	9 560	1 912
Spanien	5 053	389	430	225	277	618	?	1 550	388
Rußland	35 491	2 730	3 042	2 986	2 979	3 109	3 117	15 233	3 047
Ungarn	14 790	1 479	2 349	2 479	2 573	3 031	3 184	13 616	2 723
Rumänien	1 898	271	358	390	?	?	?	748	374

zeihlichen und begreiflichen Gründen Selbstmordfälle vertuscht werden und da ferner nicht immer zwischen Verbrechen, Unglücksfällen und Selbstmorden mit Sicherheit das Zutreffende herausgefunden werden kann.

In Europa beläuft sich die ungefähre Zahl der Selbstmorde in einem Jahre auf 60- — 70 000. Zu dieser erschreckend hohen Zahl tragen die einzelnen Länder verschieden große Teilbeträge bei. (Tabelle 1, S. 16.)

Eine ganz erkleckliche Selbstmordmasse ist es, die uns in diesen Zahlenangaben entgegentritt. Eine vielfach behauptete allgemein starke Zunahme des Selbstmordes in diesen Beobachtungsgebieten ist auf Grund der obigen Zahlen nicht zu konstatieren. „Es ergibt sich vielmehr," schreibt Georg von Mayr (Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 2. Aufl., Selbstmordstatistik), „bei Gegenüberstellung der Massenzahlen von 1894—1897 gegen jene von 1881—93, daß zwar in einer größeren Zahl von Ländern die Selbstmordzahlen in dauernder, vielfach durch Schwankungserscheinungen unterbrochener Zunahme sind, daß aber eine solche Zunahme als allgemein charakteristische Erscheinung namentlich bei Berücksichtigung der Veränderungen in der Größe des Bevölkerungsstandes zumal für die jüngsten Jahre nicht nachgewiesen werden kann."

Die Frage nach der Entwicklung des Selbstmordes, ob wir uns in einer Periode der Zu- oder Abnahme der Selbstmordneigung befinden, wird am erfolgreichsten durch die allgemeine Selbstmordziffer beleuchtet (d. h. Selbstmordfälle bezogen auf eine Million Einwohner). Leider unterliegt die allgemeine Selbstmordziffer einem Mangel statistisch-technischer Berechnung, indem die Herstellung der Selbstmordziffer durch Beziehungsetzung zur gesamten gezählten Bevölkerung ohne Ausschluß der das Resultat abschwächenden Zahl der selbstmordunfähigen Bevölkerung erfolgt. Gleichwohl ergibt die allgemeine Selbstmordziffer eine brauchbare Handhabe für die Ermittlung der Selbstmordentwicklung.

Tabelle 2.

Die Selbstmordziffer in einigen europäischen Staaten.

Staaten	1881 b. 90	1891 b. 93	1894 b. 98	Staaten	1881 b. 90	1891 b. 93	1894 b. 98
Dänemark	255	248	238	Norwegen	68	63	60
Schweiz	227	221	223	Schottland	55	59	65
Frankreich	207	225	246	Niederlande	55	62	57
Oesterreich	161	163	164	Italien	49	56	63
Belgien	114	130	127	Rumänien	42	56	46
Schweden	107	136	159	Rußland	30	33	31
Ungarn	88	104	148	Spanien	24	18	22
England u. Wales	77	87	92	Irland	23	27	31

Tabelle 3.

Der Selbstmord in einigen deutschen Staaten.

Staaten	1881—93 im ganzen	1881—93 im Jahresdurchschnitt	1894	1895	1896	1897	1898	1899	1900	1901	1902	1903
Sachsen-Altenburg	940	72	68	63	66	69	64	74	49	71	78	80
	—	418	383	351	363	374	342	390	250	360	390	400
Sachsen-Coburg-Gotha	1 106	85	91	107	87	98	98	84	102	99	108	112
	—	406	426	496	399	444	439	370	450	430	460	470
Hamburg	2 668	205	284	273	234	216	241	225	207	256	296	317
	—	376	430	404	337	302	327	300	270	330	370	390
Sachsen	14 785	1 137	1 254	1 036	1 182	1 213	1 205	1 221	1 282	1 368	1 427	1 416
	—	342	339	275	308	310	302	300	310	320	330	320
Braunschweig	1 721	132	134	151	153	122	142	122	150	127	125	157
	—	354	315	350	349	273	312	260	320	270	260	330
Anhalt	1 049	81	107	90	80	104	100	95	102	100	114	107
	—	301	373	309	270	345	326	300	320	310	350	330

Sachsen-Weimar	1 320	102	104	127	93	107	97	103	107	103	128	106
	—	318	310	376	272	315	278	290	300	280	340	280
Oldenburg	1 340	103	100	93	90	126	107	114	125	80	121	108
	—	285	272	250	239	329	275	290	320	200	300	260
Hessen	2 958	228	261	274	212	271	258	222	277	266	306	298
	—	234	255	265	203	256	240	200	250	240	270	260
Preußen	76 087	5 853	6 630	6 174	6 497	6 496	6 361	6 359	6 660	6 888	7 217	7 470
	—	204	212	195	202	199	192	190	190	200	200	210
Baden	4 170	321	337	337	336	329	359	351	370	395	409	432
	—	203	198	196	193	187	202	190	200	210	210	220
Mecklenburg-Schwerin.	1 386	107	129	148	129	131	109	116	148	129	154	135
	—	191	219	240	215	217	179	190	240	210	250	220
Württemberg	4 226	325	316	350	357	326	359	346	372	429	359	402
	—	164	153	169	171	154	168	160	170	200	160	180
Bayern	9 745	750	778	749	796	819	744	785	885	870	915	958
	—	136	135	129	136	138	124	130	140	140	150	150
Elsaß-Lothringen.	2 483	191	220	208	243	257	244	222	232	274	243	236
	—	128	135	127	147	154	144	130	140	160	140	130
Deutsches Reich	129 924	9 994	11 135	10 510	10 888	11 013	10 835	10 761	11 393	11 833	12 339	12 730
	—	210	217	202	206	206	199	200	200	210	210	220

In den außerdeutschen Staaten überwiegt hiernach im allgemeinen eine konstante Zunahme der Selbstmordziffer. Frankreich hebt sich in auffallender Weise von der Entwicklung anderer Länder durch eine große Steigerung der Selbstmordziffer ab, so daß es nunmehr als das selbstmordreichste größere Land Europas erscheint. Dagegen ist im Lande der Antialkoholbewegung, in Norwegen, eine anhaltende Abnahme der Selbstmordziffer nachweisbar.

Werfen wir noch einen Blick auf die absoluten und relativen Zahlen in den größeren deutschen Staaten. (S. Tabelle 3, S. 18 u. 19.)

Die zeitlichen Veränderungen des Selbstmordes in den deutschen Staaten zeigen in den absoluten Zahlen ein von Schwankungserscheinungen begleitetes Wachstum. In der zweiten Hälfte der neunziger Jahre zeigt sich, wie Georg von Mayr als Folge der günstigen allgemeinen Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens in der erwähnten Abhandlung hervorheben konnte, eine rückläufige Bewegung der Selbstmordhäufigkeit. Dagegen verraten die ersten Jahre des neuen Jahrhunderts ein zahlenmäßig bedeutsames Fortschreiten des Selbstmordes in absoluter und in relativer Beziehung. Das Jahr 1903 steht mit seinen 12 730 Selbstmordfällen, von denen auf eine Million Einwohner 220 entfallen, als das selbstmordreichste Jahr der zeitlichen Erstreckung von 1881—93 bis 1903 da. Wir scheinen der Aera einer sich verstärkenden Selbstmordhäufigkeit entgegenzugehen.

Die deutsche Selbstmordgeographie bietet weiterhin ein sehr verschiedenartiges Verhalten hinsichtlich der territorialen Selbstmordintensität, welche in den Selbstmordziffern ihren Ausdruck findet. In einzelnen Ländern ist ein oft tiefer Abstand in der Höhe der einem jeden Lande zufallenden Selbstmordziffer vorhanden. So überragt der Staat Hamburg eben merklich die Selbstmordfrequenz von ganz Elsaß-Lothringen. Jeder Staat, ja jedes Gebiet in ihm, jede Provinz oder jeder Kreis hat eine ihm eigene Selbstmordziffer. Es wäre für die Erkenntnis der Selbstmordgeographie in Deutschland wie in Europa überhaupt von größtem Interesse, die Selbstmordhöhe kleiner und kleinster Gebietsteile kartographisch in farbigen Abstufungen veranschaulicht zu sehen. In Deutschland liegt das Selbstmordzentrum in den sächsischen Staaten, von welchen aus die hohe Selbstmordhäufigkeit nach mittel- und norddeutschen Gebieten weitergetragen wird. Im Süden und im Westen sowie in einigen Gebieten des Ostens sinkt die Selbstmordziffer. Ein einheitliches Gepräge zeigt fast kein größeres Gebiet; überall sind Kräfte und Faktoren wirksam, die Verschiedenheiten in der Selbstmordhöhe bedingen. Um die Unterschiede in kleineren Territorien mit verschiedenen sozialen, wirtschaftlichen und konfessionellen Verhältnissen darzulegen, sei

auf die Zahlennachweisungen der Kreise des Königreichs Bayern und der Kantone der Schweiz hingewiesen. In Tabelle 4 ist die Geographie des Selbstmordes in Bayern in der zeitlichen Erstreckung von 1878 bis 1900 nach Durchschnittsperioden geschildert.

Tabelle 4.

Der Selbstmord im Königreich Bayern.

Zeitraum	Mittelfranken		Oberfranken		Pfalz		Oberbayern	
	Selbstmordfälle im ganzen bezw. auf je 100 000 Einwohner							
1878—80	143	22.6	121	21.2	103	15.4	116	12.3
1881—90	140	21.3	102	18.2	108	15.9	141	14.9
1891—97	140	19.8	102	18.2	121	16.6	159	14.4
1898	131	17.4	91	15.4	119	15.7	156	12.9
1899	155	20.1	85	14.1	122	15.4	176	14.2
1900	145	17.9	102	17 8	145	18.4	214	16.9
1878—1900	142	20.5	104	18.3	115	16.2	149	14.2
Zeitraum	**Unterfranken**		**Schwaben**		**Niederbayern**		**Oberpfalz**	
	Selbstmordfälle im ganzen bezw. auf je 100 000 Einwohner							
1878—80	72	11.7	82	13.1	34	5.8	28	5.4
1881—90	73	12.3	81	13.2	36	5.7	29	5.6
1891—97	71	11.4	86	13.3	39	5.8	32	6.3
1898	68	12.6	74	11.3	35	5.4	34	6.3
1899	96	15.1	75	11.0	39	5.7	21	3.7
1900	80	12.9	78	11.5	52	7.8	35	6.9
1878—1900	75	12.2	81	12.7	38	5.8	29	5.7

Bayern wurde deswegen gewählt, weil sich in den „Generalberichten der Sanitätsverwaltung für das Königreich Bayern" ein noch unverarbeitetes, nach vielen wesentlichen Einzelmomenten gegliedertes Selbstmordmaterial vorfindet. Bayern ließ es sodann als kleines Land reizvoll erscheinen, sein Selbstmordmaterial in den verschiedenen Differenzierungsmomenten mit den Ergebnissen der allgemeinen, auf größerer Basis beruhenden Selbstmordstatistik zu vergleichen. Wir sind dabei zu dem bemerkenswerten Ergebnis gelangt, daß sich die allseitig wahrgenommene Gleichartigkeit so mancher Erscheinungspunkte des Selbstmordes auch an kleinen Zahlenmassen erkennen läßt. Die bayerische

Selbstmordstatistik ist ferner noch aus dem Grunde wertvoll, weil Bayern in seinen acht Kreisen agrarischen und industriellen Typus, sowie konfessionelle und soziale Mischungen aufweist; bedeutsame Gesichtspunkte, unter denen die moderne Selbstmordstatistik in detaillierter Ausgliederung das Selbstmordproblem zu erfassen sucht.

Als ein zweites Land, bei dem namentlich der konfessionelle Mischcharakter, aber auch wirtschaftliche Gegensätze scharf ausgeprägt sind, wurde noch die Schweiz mit ihrem Zahlenmaterial für unsere Betrachtungen nutzbar gemacht.

Tabelle 5.

Selbstmordziffer in den 25 Kantonen der Schweiz im Durchschnitt der Jahre 1876—1899 im Zusammenhalt mit der Zahl der Protestanten, Katholiken und Andersgläubigen
nach der eidgenössischen Zählung vom Jahre 1888.

Kantone	Auf je 10 000 Einwohner entfallen Selbstmorde					Von je 50 Einwohnern sind:		
	1881 b. 85	1886 b. 90	1891 b. 94	1895 b. 99	1876 b. 99	Protestanten	Katholiken	Andersgläubige
1. Waadt	4.2	4.5	4.1	3.9	4.2	45.5	4.5	0.0
2. Neuenburg	4.2	3.7	3.7	2.9	3.6	43.7	6.3	0.0
3. Genf	3.8	3.8	3.0	3.0	3.3	24.2	24.8	1.0
4. Schaffhausen	2.6	2.6	3.2	3.0	2.9	44.2	6.4	0.0
5. Zürich	2.9	2.5	2.9	2.9	2.8	43.4	5.9	0.7
6. Baselland	3.2	2.3	2.8	2.6	2.7	39.2	10.4	0.4
7. Thurgau	2.8	2.7	2.6	2.4	2.6	35.7	14.3	0.0
8. Appenzell a. Rh.	2.5	2.4	2.4	2.5	2.4	45.8	4.1	0.0
9. Bern	2.4	2.3	2.0	2.1	2.2	43.5	6.2	0.3
10. Glarus	1.2	2.1	2.5	2.4	2.1	39.2	11.6	0.0
11. Baselstadt	3.1	2.3	2.1	1.5	2.1	34.0	15.1	0.9
12. Solothurn	2.4	1.8	2.0	1.8	1.9	12.7	37.3	0.0
13. Aargau	2.2	2.1	1.4	1.7	1.8	27.6	22.2	0.2
14. St. Gallen	1.8	1.5	1.6	1.5	1.6	20.1	29.6	0.3
15. Graubünden	1.2	1.5	1.4	1.5	1.4	27.3	22.7	0.0
16. Zug	0.9	1.3	0.9	1.3	1.2	3.1	46.9	0.0
17. Freiburg	1.1	1.0	1.1	1.2	1.1	7.3	42.9	0.0
18. Appenzell J. Rh.	1.6	1.6	0.4	1.0	1.1	1.5	48.5	0.0
19. Luzern	1.1	1.0	1.0	1.1	1.0	2.8	47.1	0.1
20. Tessin	0.7	0.7	0.5	1.1	0.9	0.4	49.6	0.0
21. Obwalden	0.7	0.7	0.7	1.1	0.8	1.0	49.0	0.0
22. Schwiz	0.6	0.8	0.7	0.8	0.7	1.0	49.0	0.0
23. Wallis	0.7	0.8	0.4	0.7	0.6	0.5	49.5	0.0
24. Nidwalden	0.8	0.8	0.8	0.5	0.5	0.4	49.6	0.0
25. Uri	1.1	1.2	0.0	0.2	0.4	0.2	49.8	0.0
Schweiz	2.35	2.21	2.25	2.23	2.25	—	—	—

In noch viel erheblicherem Maße, wie in Bayern, läßt die Schweiz in der geographischen Verteilung auf die 25 Kantone bedeutsame Unterschiede hinsichtlich der jedem Kanton eigentümlichen Selbstmordintensität erkennen. Die nähere Erläuterung bleibt kommenden Abschnitten vorbehalten.

Im allgemeinen hat die Selbstmordgeographie in Europa sowie in einzelnen Ländern und Territorien uns ein sehr stattliches, mit der Tendenz schwachen Wachstums versehenes Kontingent an alljährlichen Selbstmordfällen gebracht. In Europa nahmen sich in den letzten zwanzig Jahren weit über eine Million Menschen das Leben. Die Zahl der Selbstmörder in Deutschland beläuft sich in den 23 Jahren von 1881 bis 1903 auf rund 245000. Wenn man zum Vergleich die Verluste an Toten im deutsch-französischen Kriege auf Seite der Deutschen heranzieht, welche etwa 40000 betrugen, so hat Deutschland in diesen 23 Jahren mehr als das Sechsfache an Menschenleben durch den Selbstmord eingebüßt. Unsere gegenwärtigen kulturellen, wirtschaftlichen und religiösen Zeitläufte sind nicht dazu angetan, einen kräftigen Rückschritt in der Aufwärtsbewegung des Selbstmordes hervorzurufen. Unsere Aufgabe ist es jedoch nicht, die Faktoren zur Stärkung der Kultur- und Moralkraft unseres Volkes namhaft zu machen. Für die Bewertung der europäischen Kultur im allgemeinen sind die Selbstmordzahlen und Selbstmordziffern ein laut sprechender, hohe Berücksichtigung heischender Gradmesser.

II. Subjektive Differenzierungsmomente.

1. Das Geschlecht.

Das Gemüts- und Gefühlsleben ist bei Männern und Frauen verschieden. Aus der Verschiedenheit des körperlichen Organismus entspringt ein verschiedenartig gestaltetes inneres und äußeres Leben. Die Rollen sind im sexuellen, im sozialen und kulturellen Leben der beiden Geschlechter nicht mit der Bestimmung gleicher Lebensbetätigung ausgeteilt. Der Aufgabenkreis im Leben des Mannes ist wesentlich anders als derjenige des Weibes. Das Weib ist sowohl in seinem natürlichen Verhältnis dem Manne gegenüber, wie in bezug auf sein äußeres öffentliches Leben im allgemeinen zur passiven Rolle bestimmt. Des Mannes Tätigkeit liegt in der Oeffentlichkeit, in der Arena des offen dahinflutenden Arbeitens und Strebens auf dem Gebiete des geistigen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens.

Dem Pflichtenkreis des Weibes sind engere Grenzen gezogen. Seine Atmosphäre ist das Heim, der häusliche Herd, die Hauswirtschaft. Wenigstens ist das noch die Regel. Freilich ist diese Zweckbestimmung durch den Umschwung in der Wirtschaftsordnung durchbrochen. Das Weib wird mehr und mehr ein soziales Wesen, dessen Kämpfe, Arbeiten und Ziele den Lebensfunktionen der Männer sich ähnlich gestalten. Im allgemeinen aber ist die Zweiteilung der Lebensaufgaben der Geschlechter trotz der vielfachen Abschwächungen im gegenwärtigen Kultur- und Wirtschaftsleben in ihren Grundlagen noch nicht erschüttert. Die Art der Aufgabenerfüllung im Leben der Geschlechter bringt es mit sich, daß dieselben in bezug auf ihre Anteilnahme am Selbstmord ein verschiedenes Verhalten an den Tag legen. Diesem Momente der sozialen Verschiedenartigkeit gesellt sich der Unterschied in physischer und intellektueller Beziehung hinzu.

Die Lasten und Sorgen im Kampfe ums Dasein ruhen im allgemeinen auf den Schultern des Mannes. Er tut dies für Weib und Kind, er entlastet die Frau von den Mühen des Daseins. Schon die Vorbereitung zu seinem Lebensberufe erheischt die Ueberwindung von Schwierigkeiten, denen das Weib in ungleich geringerem Maße ausgesetzt ist. Während des Lebens ist der Mann großen beruflichen Mühsalen unterworfen. Die Anteilnahme an den Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft, an nützlichen und schädlichen Erscheinungen und Darbietungen nimmt den Mann viel stärker in Anspruch. Den Militarismus kennt das Weib überhaupt nicht. Der Dämon des Alkoholismus und die Seuche des unsittlichen und ungesunden Sexualismus holen ihre Opfer zum größten Teil in der Männerwelt. Berufs- und Nahrungssorgen reiben Geist und Körper des Mannes in stärkerem Grade auf, als dies beim Weibe der Fall ist.

Das Leben des Weibes fließt ruhiger dahin. Die Beteiligung des Weibes am Selbstmorde im Verhältnis zur Zahl der Männer ist unter bestimmten Bedingungen einer Zunahme fähig und im Laufe des Lebens Verschiebungen einschneidender Art unterworfen. Im Leben des Weibes spielt das Geschlechtsleben eine Hauptrolle. Das Mädchen, welches nach erlangter Körperreife seiner natürlichen Zweckbestimmung nicht anheimgegeben wird und in unbefriedigtem Sehnen, in Girren und Schmachten zur hysterischen alten Jungfer wird, das Mädchen, welches aus Not am Erwerbsleben sich zu beteiligen gezwungen ist, schafft die Möglichkeit, die durchschnittliche Selbstmordbeteiligung des Weibes im Vergleiche zu den Männern zu erhöhen. Zu diesen äußeren Einflüssen der Teilnahme am Erwerbsleben, der Erschwerung, ja Unmöglichkeit der Verehelichung mit ihren nachteiligen inneren Verstim-

mungen, welche das gegenseitige Verhältnis von Mann und Weib am Selbstmord mitbestimmen, treten noch Momente der Charakterveranlagung hinzu, welche für das Weib von heilsamer, bewahrender Natur sind. Die Weichheit des Charakters bewahrt das Weib eher vor Lebensüberdruß als den rauheren, ungestümen Mann. Sanftmut und stille Ergebenheit zeichnen das Weib aus. Gewissensbisse, Scham und Furcht vor Schande (insbesondere wegen außerehelicher Schwangerschaft) bewirken im Gemütsleben des Weibes allerdings eine stärkere Erregung als beim Manne; unglückliche Liebe und Eifersucht sind für das Weib harte Qualen, während gekränkter Ehrgeiz, unbefriedigtes Verlangen nach Anerkennung im Gemütsleben des Mannes empfindliche Wunden darstellen. Das Weib ziert eine stärkere Neigung zur Frömmigkeit, echte Religiosität haftet dem Weibe stärker an als dem Manne. Dieser Umstand ist ohne Zweifel ein Hauptgrund für den viel geringeren Anteil am Selbstmorde durch die Frauen. Das Weib findet in der Pflege des religiösen Lebens leicht einen Ersatz für vorenthaltene Glücksgüter des Menschenlebens. „Das Weib," sagt Frau Elisabeth Gnauck-Kühne, „ist unbestritten in viel höherem Maße als der Mann Trägerin überlieferter sittlich-religiöser Ideen geblieben. Ein Blick auf den Kirchenbesuch in großen wie in kleinen Städten beweist dies allein schon genügend. So ist das Weib durch sein enger begrenztes Leben vor Gefahren, vor schweren Schicksalsschlägen und Versuchungen nicht nur besser bewahrt, es kann, wenn es wirklich getroffen wird, den Schlag auch leichter überwinden als der Mann. Der Einfluß der Religion erzeugt Willensstärke, diesem Einfluß ist das Weib zugänglicher als der Mann. In Erschütterungen, die den Mann an den Abgrund führen, findet es daher sein Gleichgewicht leichter wieder." [1])

Die Frauen verüben also weniger Selbstmorde als die Männer, eine Tatsache, zu deren Begründung die angeführten Gesichtspunkte den Schlüssel bilden. Nach Masaryk kann man im ganzen sagen, daß sich etwa dreimal soviel Männer als Frauen das Leben nehmen. Rehfisch findet auf Grund von 253 000 Selbstmorden, daß auf je vier männliche nur ein weiblicher Selbstmörder kommt. „Im ganzen zeigen die einzelnen Staaten Europas hierin nur wenig Differenzen. Am günstigsten steht die Schweiz da, in der erst 5.8 männlichen Selbstmorden ein weiblicher entspricht. Auch in Belgien, Baden, Württemberg und Finnland ist das Verhältnis für das weibliche Geschlecht noch ziemlich günstig, da auf fünf männliche erst ein weiblicher Selbstmord kommt. In Preußen, Bayern und Dänemark finden wir schon das Ver-

[1]) Elisabeth Gnauck-Kühne, Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende. S. 43.

I. Die geographische Verbreitung des Selbstmordes.

Bei der statistischen Betrachtung des Selbstmordes drängen zunächst zwei wichtige Fragen zur Antwort: Die Selbstmordhäufigkeit eines Territoriums und die zeitliche Entwicklung der Selbstmordfrequenz. Die seit einer Reihe von Jahrzehnten laufenden Registrierungen der internationalen Selbstmordstatistik gewähren uns im allgemeinen eine hinreichende Aufklärung über diese beiden Grundfragen. Der Grad der Glaubwürdigkeit ist in manchen Ländern freilich verschieden. So werden in England und in Rußland Selbstmordversuche bestraft, während der Selbstmord zivilrechtliche Folgen nach sich zieht. Unter dieser Praxis leidet zweifelsohne die tatsächliche Ermittlung der Selbstmordfälle. Für die Selbstmordstatistik im ganzen gilt die Annahme, daß die Zahlenbuchungen zu niedrig sind, da aus menschlich ver-

Tabelle 1.

Selbstmorde in einigen europäischen Staaten.

Staaten	1881—93 im ganzen	1881—93 im Jahresdurchschnitt	1894	1895	1896	1897	1898	1894—98 im ganzen	1894—98 im Jahresdurchschnitt
Oesterreich	48 933	3 764	4 018	3 551	3 790	3 882	4 083	19 324	3 865
Schweiz	8 549	658	708	650	690	687	690	3 425	685
Frankreich	105 348	8 104	9 703	9 263	9 260	9 356	?	37 582	9 395
Niederlande	3 216	247	329	234	285	271	233	1 352	270
Belgien	8 965	689	839	812	809	751	823	4 034	807
Dänemark	6 952	535	580	553	507	532	532	2 704	541
Schweden	6 985	537	771	742	733	761	727	3 734	747
Norwegen	1 672	128	142	136	113	100	137	628	126
England und Wales	28 768	2 213	2 729	2 797	2 656	2 792	2 877	13 851	2 770
Schottland	2 862	220	255	266	297	281	262	1 361	272
Irland	1 504	116	138	152	129	128	145	692	138
Italien	19 553	1 504	1 732	1 874	2 000	1 895	2 059	9 560	1 912
Spanien	5 053	389	430	225	277	618	?	1 550	388
Rußland	35 491	2 730	3 042	2 986	2 979	3 109	3 117	15 233	3 047
Ungarn	14 790	1 479	2 349	2 479	2 573	3 031	3 184	13 616	2 723
Rumänien	1 898	271	358	390	?	?	?	748	374

zeihlichen und begreiflichen Gründen Selbstmordfälle vertuscht werden und da ferner nicht immer zwischen Verbrechen, Unglücksfällen und Selbstmorden mit Sicherheit das Zutreffende herausgefunden werden kann.

In Europa beläuft sich die ungefähre Zahl der Selbstmorde in einem Jahre auf 60= — 70000. Zu dieser erschreckend hohen Zahl tragen die einzelnen Länder verschieden große Teilbeträge bei. (Tabelle 1, S. 16.)

Eine ganz erkleckliche Selbstmordmasse ist es, die uns in diesen Zahlenangaben entgegentritt. Eine vielfach behauptete allgemein starke Zunahme des Selbstmordes in diesen Beobachtungsgebieten ist auf Grund der obigen Zahlen nicht zu konstatieren. „Es ergibt sich vielmehr," schreibt Georg von Mayr (Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 2. Aufl., Selbstmordstatistik), „bei Gegenüberstellung der Massenzahlen von 1894—1897 gegen jene von 1881—93, daß zwar in einer größeren Zahl von Ländern die Selbstmordzahlen in dauernder, vielfach durch Schwankungserscheinungen unterbrochener Zunahme sind, daß aber eine solche Zunahme als allgemein charakteristische Erscheinung namentlich bei Berücksichtigung der Veränderungen in der Größe des Bevölkerungsstandes zumal für die jüngsten Jahre nicht nachgewiesen werden kann."

Die Frage nach der Entwicklung des Selbstmordes, ob wir uns in einer Periode der Zu= oder Abnahme der Selbstmordneigung befinden, wird am erfolgreichsten durch die allgemeine Selbstmordziffer beleuchtet (d. h. Selbstmordfälle bezogen auf eine Million Einwohner). Leider unterliegt die allgemeine Selbstmordziffer einem Mangel statistisch=technischer Berechnung, indem die Herstellung der Selbstmordziffer durch Beziehungsetzung zur gesamten gezählten Bevölkerung ohne Ausschluß der das Resultat abschwächenden Zahl der selbstmordunfähigen Bevölkerung erfolgt. Gleichwohl ergibt die allgemeine Selbstmordziffer eine brauchbare Handhabe für die Ermittlung der Selbstmordentwicklung.

Tabelle 2.

Die Selbstmordziffer in einigen europäischen Staaten.

Staaten	1881 b. 90	1891 b. 93	1894 b. 98	Staaten	1881 b. 90	1891 b. 93	1894 b. 98
Dänemark	255	248	238	Norwegen	68	63	60
Schweiz	227	221	223	Schottland	55	59	65
Frankreich	207	225	246	Niederlande	55	62	57
Oesterreich	161	163	164	Italien	49	56	63
Belgien	114	130	127	Rumänien	42	56	46
Schweden	107	136	159	Rußland	30	33	31
Ungarn	88	104	148	Spanien	24	18	22
England u. Wales	77	87	92	Irland	23	27	31

I. Die geographische Verbreitung des Selbstmordes.

Bei der statistischen Betrachtung des Selbstmordes drängen zunächst zwei wichtige Fragen zur Antwort: Die Selbstmordhäufigkeit eines Territoriums und die zeitliche Entwicklung der Selbstmordfrequenz. Die seit einer Reihe von Jahrzehnten laufenden Registrierungen der internationalen Selbstmordstatistik gewähren uns im allgemeinen eine hinreichende Aufklärung über diese beiden Grundfragen. Der Grad der Glaubwürdigkeit ist in manchen Ländern freilich verschieden. So werden in England und in Rußland Selbstmordversuche bestraft, während der Selbstmord zivilrechtliche Folgen nach sich zieht. Unter dieser Praxis leidet zweifelsohne die tatsächliche Ermittlung der Selbstmordfälle. Für die Selbstmordstatistik im ganzen gilt die Annahme, daß die Zahlenbuchungen zu niedrig sind, da aus menschlich ver-

Tabelle 1.

Selbstmorde in einigen europäischen Staaten.

Staaten	1881—93		1894	1895	1896	1897	1898	1894—98	
	im ganzen	im Jahres-durchschnitt						im ganzen	im Jahres-durchschnitt
Oesterreich	48 933	3 764	4 018	3 551	3 790	3 882	4 083	19 324	3 865
Schweiz	8 549	658	708	650	690	687	690	3 425	685
Frankreich	105 348	8 104	9 703	9 263	9 260	9 356	?	37 582	9 395
Niederlande	3 216	247	329	234	285	271	233	1 352	270
Belgien	8 965	689	839	812	809	751	823	4 034	807
Dänemark	6 952	535	580	553	507	532	532	2 704	541
Schweden	6 985	537	771	742	733	761	727	3 734	747
Norwegen	1 672	128	142	136	113	100	137	628	126
England und Wales	28 768	2 213	2 729	2 797	2 656	2 792	2 877	13 851	2 770
Schottland	2 862	220	255	266	297	281	262	1 361	272
Irland	1 504	116	138	152	129	128	145	692	138
Italien	19 553	1 504	1 732	1 874	2 000	1 895	2 059	9 560	1 912
Spanien	5 053	389	430	225	277	618	?	1 550	388
Rußland	35 491	2 730	3 042	2 986	2 979	3 109	3 117	15 233	3 047
Ungarn	14 790	1 479	2 349	2 479	2 573	3 031	3 184	13 616	2 723
Rumänien	1 898	271	358	390	?	?	?	748	374

zeihlichen und begreiflichen Gründen Selbstmordfälle vertuscht werden und da ferner nicht immer zwischen Verbrechen, Unglücksfällen und Selbstmorden mit Sicherheit das Zutreffende herausgefunden werden kann.

In Europa beläuft sich die ungefähre Zahl der Selbstmorde in einem Jahre auf 60- — 70000. Zu dieser erschreckend hohen Zahl tragen die einzelnen Länder verschieden große Teilbeträge bei. (Tabelle 1, S. 16.)

Eine ganz erkleckliche Selbstmordmasse ist es, die uns in diesen Zahlenangaben entgegentritt. Eine vielfach behauptete allgemein starke Zunahme des Selbstmordes in diesen Beobachtungsgebieten ist auf Grund der obigen Zahlen nicht zu konstatieren. „Es ergibt sich vielmehr," schreibt Georg von Mayr (Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 2. Aufl., Selbstmordstatistik), „bei Gegenüberstellung der Massenzahlen von 1894—1897 gegen jene von 1881—93, daß zwar in einer größeren Zahl von Ländern die Selbstmordzahlen in dauernder, vielfach durch Schwankungserscheinungen unterbrochener Zunahme sind, daß aber eine solche Zunahme als allgemein charakteristische Erscheinung namentlich bei Berücksichtigung der Veränderungen in der Größe des Bevölkerungsstandes zumal für die jüngsten Jahre nicht nachgewiesen werden kann."

Die Frage nach der Entwicklung des Selbstmordes, ob wir uns in einer Periode der Zu- oder Abnahme der Selbstmordneigung befinden, wird am erfolgreichsten durch die allgemeine Selbstmordziffer beleuchtet (d. h. Selbstmordfälle bezogen auf eine Million Einwohner). Leider unterliegt die allgemeine Selbstmordziffer einem Mangel statistisch-technischer Berechnung, indem die Herstellung der Selbstmordziffer durch Beziehungsetzung zur gesamten gezählten Bevölkerung ohne Ausschluß der das Resultat abschwächenden Zahl der selbstmordunfähigen Bevölkerung erfolgt. Gleichwohl ergibt die allgemeine Selbstmordziffer eine brauchbare Handhabe für die Ermittlung der Selbstmordentwicklung.

Tabelle 2.

Die Selbstmordziffer in einigen europäischen Staaten.

Staaten	1881 b. 90	1891 b. 93	1894 b. 98	Staaten	1881 b. 90	1891 b. 93	1894 b. 98
Dänemark	255	248	238	Norwegen	68	63	60
Schweiz	227	221	223	Schottland	55	59	65
Frankreich	207	225	246	Niederlande	55	62	57
Oesterreich	161	163	164	Italien	49	56	63
Belgien	114	130	127	Rumänien	42	56	46
Schweden	107	136	159	Rußland	30	33	31
Ungarn	88	104	148	Spanien	24	18	22
England u. Wales	77	87	92	Irland	23	27	31

I. Die geographische Verbreitung des Selbstmordes.

Bei der statistischen Betrachtung des Selbstmordes drängen zunächst zwei wichtige Fragen zur Antwort: Die Selbstmordhäufigkeit eines Territoriums und die zeitliche Entwicklung der Selbstmordfrequenz. Die seit einer Reihe von Jahrzehnten laufenden Registrierungen der internationalen Selbstmordstatistik gewähren uns im allgemeinen eine hinreichende Aufklärung über diese beiden Grundfragen. Der Grad der Glaubwürdigkeit ist in manchen Ländern freilich verschieden. So werden in England und in Rußland Selbstmordversuche bestraft, während der Selbstmord zivilrechtliche Folgen nach sich zieht. Unter dieser Praxis leidet zweifelsohne die tatsächliche Ermittlung der Selbstmordfälle. Für die Selbstmordstatistik im ganzen gilt die Annahme, daß die Zahlenbuchungen zu niedrig sind, da aus menschlich ver-

Tabelle 1.

Selbstmorde in einigen europäischen Staaten.

Staaten	1881—93		1894	1895	1896	1897	1898	1894—98	
	im ganzen	im Jahresdurchschnitt						im ganzen	im Jahresdurchschnitt
Oesterreich	48 933	3 764	4 018	3 551	3 790	3 882	4 083	19 324	3 865
Schweiz	8 549	658	708	650	690	687	690	3 425	685
Frankreich	105 348	8 104	9 703	9 263	9 260	9 356	?	37 582	9 395
Niederlande	3 216	247	329	234	285	271	233	1 352	270
Belgien	8 965	689	839	812	809	751	823	4 034	807
Dänemark	6 952	535	580	553	507	532	532	2 704	541
Schweden	6 985	537	771	742	733	761	727	3 734	747
Norwegen	1 672	128	142	136	113	100	137	628	126
England und Wales	28 768	2 213	2 729	2 797	2 656	2 792	2 877	13 851	2 770
Schottland	2 862	220	255	266	297	281	262	1 361	272
Irland	1 504	116	138	152	129	128	145	692	138
Italien	19 553	1 504	1 732	1 874	2 000	1 895	2 059	9 560	1 912
Spanien	5 053	389	430	225	277	618	?	1 550	388
Rußland	35 491	2 730	3 042	2 986	2 979	3 109	3 117	15 233	3 047
Ungarn	14 790	1 479	2 349	2 479	2 573	3 031	3 184	13 616	2 723
Rumänien	1 898	271	358	390	?	?	?	748	374

zeihlichen und begreiflichen Gründen Selbstmordfälle vertuscht werden und da ferner nicht immer zwischen Verbrechen, Unglücksfällen und Selbstmorden mit Sicherheit das Zutreffende herausgefunden werden kann.

In Europa beläuft sich die ungefähre Zahl der Selbstmorde in einem Jahre auf 60- — 70 000. Zu dieser erschreckend hohen Zahl tragen die einzelnen Länder verschieden große Teilbeträge bei. (Tabelle 1, S. 16.)

Eine ganz erkleckliche Selbstmordmasse ist es, die uns in diesen Zahlenangaben entgegentritt. Eine vielfach behauptete allgemein starke Zunahme des Selbstmordes in diesen Beobachtungsgebieten ist auf Grund der obigen Zahlen nicht zu konstatieren. „Es ergibt sich vielmehr," schreibt Georg von Mayr (Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 2. Aufl., Selbstmordstatistik), „bei Gegenüberstellung der Massenzahlen von 1894—1897 gegen jene von 1881—93, daß zwar in einer größeren Zahl von Ländern die Selbstmordzahlen in dauernder, vielfach durch Schwankungserscheinungen unterbrochener Zunahme sind, daß aber eine solche Zunahme als allgemein charakteristische Erscheinung namentlich bei Berücksichtigung der Veränderungen in der Größe des Bevölkerungsstandes zumal für die jüngsten Jahre nicht nachgewiesen werden kann."

Die Frage nach der Entwicklung des Selbstmordes, ob wir uns in einer Periode der Zu- oder Abnahme der Selbstmordneigung befinden, wird am erfolgreichsten durch die allgemeine Selbstmordziffer beleuchtet (d. h. Selbstmordfälle bezogen auf eine Million Einwohner). Leider unterliegt die allgemeine Selbstmordziffer einem Mangel statistisch-technischer Berechnung, indem die Herstellung der Selbstmordziffer durch Beziehungsetzung zur gesamten gezählten Bevölkerung ohne Ausschluß der das Resultat abschwächenden Zahl der selbstmordunfähigen Bevölkerung erfolgt. Gleichwohl ergibt die allgemeine Selbstmordziffer eine brauchbare Handhabe für die Ermittlung der Selbstmordentwicklung.

Tabelle 2.

Die Selbstmordziffer in einigen europäischen Staaten.

Staaten	1881 b. 90	1891 b. 93	1894 b. 98	Staaten	1881 b. 90	1891 b. 93	1894 b. 98
Dänemark	255	248	238	Norwegen	68	63	60
Schweiz	227	221	223	Schottland	55	59	65
Frankreich	207	225	246	Niederlande	55	62	57
Oesterreich	161	163	164	Italien	49	56	63
Belgien	114	130	127	Rumänien	42	56	46
Schweden	107	136	159	Rußland	30	33	31
Ungarn	88	104	148	Spanien	24	18	22
England u. Wales	77	87	92	Irland	23	27	31

I. Die geographische Verbreitung des Selbstmordes.

Bei der statistischen Betrachtung des Selbstmordes drängen zunächst zwei wichtige Fragen zur Antwort: Die Selbstmordhäufigkeit eines Territoriums und die zeitliche Entwicklung der Selbstmordfrequenz. Die seit einer Reihe von Jahrzehnten laufenden Registrierungen der internationalen Selbstmordstatistik gewähren uns im allgemeinen eine hinreichende Aufklärung über diese beiden Grundfragen. Der Grad der Glaubwürdigkeit ist in manchen Ländern freilich verschieden. So werden in England und in Rußland Selbstmordversuche bestraft, während der Selbstmord zivilrechtliche Folgen nach sich zieht. Unter dieser Praxis leidet zweifelsohne die tatsächliche Ermittlung der Selbstmordfälle. Für die Selbstmordstatistik im ganzen gilt die Annahme, daß die Zahlenbuchungen zu niedrig sind, da aus menschlich ver-

Tabelle 1.

Selbstmorde in einigen europäischen Staaten.

Staaten	1881—93		1894	1895	1896	1897	1898	1894—98	
	im ganzen	im Jahresdurchschnitt						im ganzen	im Jahresdurchschnitt
Oesterreich	48 933	3 764	4 018	3 551	3 790	3 882	4 083	19 324	3 865
Schweiz	8 549	658	708	650	690	687	690	3 425	685
Frankreich	105 348	8 104	9 703	9 263	9 260	9 356	?	37 582	9 395
Niederlande	3 216	247	329	234	285	271	233	1 352	270
Belgien	8 965	689	839	812	809	751	823	4 034	807
Dänemark	6 952	535	580	553	507	532	532	2 704	541
Schweden	6 985	537	771	742	733	761	727	3 734	747
Norwegen	1 672	128	142	136	113	100	137	628	126
England und Wales	28 768	2 213	2 729	2 797	2 656	2 792	2 877	13 851	2 770
Schottland	2 862	220	255	266	297	281	262	1 361	272
Irland	1 504	116	138	152	129	128	145	692	138
Italien	19 553	1 504	1 732	1 874	2 000	1 895	2 059	9 560	1 912
Spanien	5 053	389	430	225	277	618	?	1 550	388
Rußland	35 491	2 730	3 042	2 986	2 979	3 109	3 117	15 233	3 047
Ungarn	14 790	1 479	2 349	2 479	2 573	3 031	3 184	13 616	2 723
Rumänien	1 898	271	358	390	?	?	?	748	374

zeihlichen und begreiflichen Gründen Selbstmordfälle vertuscht werden und da ferner nicht immer zwischen Verbrechen, Unglücksfällen und Selbstmorden mit Sicherheit das Zutreffende herausgefunden werden kann.

In Europa beläuft sich die ungefähre Zahl der Selbstmorde in einem Jahre auf 60- — 70000. Zu dieser erschreckend hohen Zahl tragen die einzelnen Länder verschieden große Teilbeträge bei. (Tabelle 1, S. 16.)

Eine ganz erkleckliche Selbstmordmasse ist es, die uns in diesen Zahlenangaben entgegentritt. Eine vielfach behauptete allgemein starke Zunahme des Selbstmordes in diesen Beobachtungsgebieten ist auf Grund der obigen Zahlen nicht zu konstatieren. „Es ergibt sich vielmehr," schreibt Georg von Mayr (Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 2. Aufl., Selbstmordstatistik), „bei Gegenüberstellung der Massenzahlen von 1894—1897 gegen jene von 1881—93, daß zwar in einer größeren Zahl von Ländern die Selbstmordzahlen in dauernder, vielfach durch Schwankungserscheinungen unterbrochener Zunahme sind, daß aber eine solche Zunahme als allgemein charakteristische Erscheinung namentlich bei Berücksichtigung der Veränderungen in der Größe des Bevölkerungsstandes zumal für die jüngsten Jahre nicht nachgewiesen werden kann."

Die Frage nach der Entwicklung des Selbstmordes, ob wir uns in einer Periode der Zu- oder Abnahme der Selbstmordneigung befinden, wird am erfolgreichsten durch die allgemeine Selbstmordziffer beleuchtet (d. h. Selbstmordfälle bezogen auf eine Million Einwohner). Leider unterliegt die allgemeine Selbstmordziffer einem Mangel statistisch-technischer Berechnung, indem die Herstellung der Selbstmordziffer durch Beziehungsetzung zur gesamten gezählten Bevölkerung ohne Ausschluß der das Resultat abschwächenden Zahl der selbstmordunfähigen Bevölkerung erfolgt. Gleichwohl ergibt die allgemeine Selbstmordziffer eine brauchbare Handhabe für die Ermittlung der Selbstmordentwicklung.

Tabelle 2.

Die Selbstmordziffer in einigen europäischen Staaten.

Staaten	1881 b. 90	1891 b. 93	1894 b. 98	Staaten	1881 b. 90	1891 b. 93	1894 b. 98
Dänemark	255	248	238	Norwegen	68	63	60
Schweiz	227	221	223	Schottland	55	59	65
Frankreich	207	225	246	Niederlande	55	62	57
Oesterreich	161	163	164	Italien	49	56	63
Belgien	114	130	127	Rumänien	42	56	46
Schweden	107	136	159	Rußland	30	33	31
Ungarn	88	104	148	Spanien	24	18	22
England u. Wales	77	87	92	Irland	23	27	31

I. Die geographische Verbreitung des Selbstmordes.

Bei der statistischen Betrachtung des Selbstmordes drängen zunächst zwei wichtige Fragen zur Antwort: Die Selbstmordhäufigkeit eines Territoriums und die zeitliche Entwicklung der Selbstmordfrequenz. Die seit einer Reihe von Jahrzehnten laufenden Registrierungen der internationalen Selbstmordstatistik gewähren uns im allgemeinen eine hinreichende Aufklärung über diese beiden Grundfragen. Der Grad der Glaubwürdigkeit ist in manchen Ländern freilich verschieden. So werden in England und in Rußland Selbstmordversuche bestraft, während der Selbstmord zivilrechtliche Folgen nach sich zieht. Unter dieser Praxis leidet zweifelsohne die tatsächliche Ermittlung der Selbstmordfälle. Für die Selbstmordstatistik im ganzen gilt die Annahme, daß die Zahlenbuchungen zu niedrig sind, da aus menschlich ver-

Tabelle 1.

Selbstmorde in einigen europäischen Staaten.

Staaten	1881—93 im ganzen	1881—93 im Jahresdurchschnitt	1894	1895	1896	1897	1898	1894—98 im ganzen	1894—98 im Jahresdurchschnitt
Oesterreich	48 933	3 764	4 018	3 551	3 790	3 882	4 083	19 324	3 865
Schweiz	8 549	658	708	650	690	687	690	3 425	685
Frankreich	105 348	8 104	9 703	9 263	9 260	9 356	?	37 582	9 395
Niederlande	3 216	247	329	234	285	271	233	1 352	270
Belgien	8 965	689	839	812	809	751	823	4 034	807
Dänemark	6 952	535	580	553	507	532	532	2 704	541
Schweden	6 985	537	771	742	733	761	727	3 734	747
Norwegen	1 672	128	142	136	113	100	137	628	126
England und Wales	28 768	2 213	2 729	2 797	2 656	2 792	2 877	13 851	2 770
Schottland	2 862	220	255	266	297	281	262	1 361	272
Irland	1 504	116	138	152	129	128	145	692	138
Italien	19 553	1 504	1 732	1 874	2 000	1 895	2 059	9 560	1 912
Spanien	5 053	389	430	225	277	618	?	1 550	388
Rußland	35 491	2 730	3 042	2 986	2 979	3 109	3 117	15 233	3 047
Ungarn	14 790	1 479	2 349	2 479	2 573	3 031	3 184	13 616	2 723
Rumänien	1 898	271	358	390	?	?	?	748	374

zeihlichen und begreiflichen Gründen Selbstmordfälle vertuscht werden und da ferner nicht immer zwischen Verbrechen, Unglücksfällen und Selbstmorden mit Sicherheit das Zutreffende herausgefunden werden kann.

In Europa beläuft sich die ungefähre Zahl der Selbstmorde in einem Jahre auf 60= — 70 000. Zu dieser erschreckend hohen Zahl tragen die einzelnen Länder verschieden große Teilbeträge bei. (Tabelle 1, S. 16.)

Eine ganz erkleckliche Selbstmordmasse ist es, die uns in diesen Zahlenangaben entgegentritt. Eine vielfach behauptete allgemein starke Zunahme des Selbstmordes in diesen Beobachtungsgebieten ist auf Grund der obigen Zahlen nicht zu konstatieren. „Es ergibt sich vielmehr," schreibt Georg von Mayr (Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 2. Aufl., Selbstmordstatistik), „bei Gegenüberstellung der Massenzahlen von 1894—1897 gegen jene von 1881—93, daß zwar in einer größeren Zahl von Ländern die Selbstmordzahlen in dauernder, vielfach durch Schwankungserscheinungen unterbrochener Zunahme sind, daß aber eine solche Zunahme als allgemein charakteristische Erscheinung namentlich bei Berücksichtigung der Veränderungen in der Größe des Bevölkerungsstandes zumal für die jüngsten Jahre nicht nachgewiesen werden kann."

Die Frage nach der Entwicklung des Selbstmordes, ob wir uns in einer Periode der Zu= oder Abnahme der Selbstmordneigung befinden, wird am erfolgreichsten durch die allgemeine Selbstmordziffer beleuchtet (d. h. Selbstmordfälle bezogen auf eine Million Einwohner). Leider unterliegt die allgemeine Selbstmordziffer einem Mangel statistisch=technischer Berechnung, indem die Herstellung der Selbstmordziffer durch Beziehungsetzung zur gesamten gezählten Bevölkerung ohne Ausschluß der das Resultat abschwächenden Zahl der selbstmordunfähigen Bevölkerung erfolgt. Gleichwohl ergibt die allgemeine Selbstmordziffer eine brauchbare Handhabe für die Ermittlung der Selbstmordentwicklung.

Tabelle 2.

Die Selbstmordziffer in einigen europäischen Staaten.

Staaten	1881 b. 90	1891 b. 93	1894 b. 98	Staaten	1881 b. 90	1891 b. 93	1894 b. 98
Dänemark	255	248	238	Norwegen	68	63	60
Schweiz	227	221	223	Schottland	55	59	65
Frankreich	207	225	246	Niederlande	55	62	57
Oesterreich	161	163	164	Italien	49	56	63
Belgien	114	130	127	Rumänien	42	56	46
Schweden	107	136	159	Rußland	30	33	31
Ungarn	88	104	148	Spanien	24	18	22
England u. Wales	77	87	92	Irland	23	27	31

Tabelle 3.

Der Selbstmord in einigen deutschen Staaten.

Staaten	1881—93		1894	1895	1896	1897	1898	1899	1900	1901	1902	1903
	im ganzen	im Jahresdurchschnitt										
Sachsen-Altenburg	940	72	68	63	66	69	64	74	49	71	78	80
	—	418	383	351	363	374	342	390	250	360	390	400
Sachsen-Coburg-Gotha	1 106	85	91	107	87	98	98	84	102	99	108	112
	—	406	426	496	399	444	439	370	450	430	460	470
Hamburg	2 668	205	284	273	234	216	241	225	207	256	296	317
	—	376	430	404	337	302	327	300	270	330	370	390
Sachsen	14 785	1 137	1 254	1 036	1 182	1 213	1 205	1 221	1 282	1 368	1 427	1 416
	—	342	339	275	308	310	302	300	310	320	330	320
Braunschweig	1 721	132	134	151	153	122	142	122	150	127	125	157
	—	354	315	350	349	273	312	260	320	270	260	330
Anhalt	1 049	81	107	90	80	104	100	95	102	100	114	107
	—	301	373	309	270	345	326	300	320	310	350	330

Sachsen-Weimar	1 320	102	104	127	93	107	97	103	107	103	128	106
	—	318	310	376	272	315	278	290	300	280	340	280
Oldenburg	1 340	103	100	93	90	126	107	114	125	80	121	108
	—	285	272	250	239	329	275	290	320	200	300	260
Hessen	2 958	228	261	274	212	271	258	222	277	266	306	298
	—	234	255	265	203	256	240	200	250	240	270	260
Preußen	76 087	5 853	6 630	6 174	6 497	6 496	6 361	6 359	6 660	6 888	7 217	7 470
	—	204	212	195	202	199	192	190	190	200	200	210
Baden	4 170	321	337	337	336	329	359	351	370	395	409	432
	—	203	198	196	193	187	202	190	200	210	210	220
Mecklenburg-Schwerin	1 386	107	129	143	129	131	109	116	143	129	154	135
	—	191	219	240	215	217	179	190	240	210	250	220
Württemberg	4 226	325	316	350	357	326	359	346	372	429	359	402
	—	164	153	169	171	154	168	160	170	200	160	180
Bayern	9 745	750	778	749	796	819	744	785	885	870	915	958
	—	136	135	129	136	138	124	130	140	140	150	150
Elsaß-Lothringen	2 483	191	220	208	243	257	244	222	232	274	243	236
	—	128	135	127	147	154	144	130	140	160	140	130
Deutsches Reich	129 924	9 994	11 135	10 510	10 888	11 013	10 835	10 761	11 393	11 833	12 339	12 730
	—	210	217	202	206	206	199	200	200	210	210	220

gebene Erwartung des vom Schöpfer gesetzten Lebensszieles. Die Selbstmordhäufigkeitsziffer nach dem Altersaufbau zeigt uns ein fortlaufendes Anschwellen von der Zeit der Frühreife bis zum Greisenalter, bis in die sechziger Jahre, von wo ab im allgemeinen Stillstand in der Progression eintritt. Die Ursache dieses vorübergehenden Stillstandes ist noch unaufgeklärt. Die höheren und höchsten Altersklassen haben den verhältnismäßig größten Anteil an der Selbstmordentwicklung. So trafen in Preußen im Jahre 1898 auf eine Million Lebende im Alter von 20—40 Jahren 213, im Alter von 60—80 Jahren und darüber 571 Selbstmordfälle. Kummer und Sorgen, körperliche Leiden, das Los eines viele Jahre dauernden Siechtums ohne Tätigkeit, Mangel an zarter Pflege durch die Kinder und nicht zuletzt Mangel an Gottvertrauen und demütiger Geduld bilden die Erklärungsgründe für die überraschende Erscheinung der hohen Selbstmordbeteiligung im Greisenalter. Im allgemeinen hat dieser Abschnitt den engen Zusammenhang zwischen Selbstmord und Lebensentwicklung in seinen charakteristischen Zügen geklärt.

3. Der Familienstand.

Es wäre für die Kenntnis der Abstufung des Selbstmordes nach Altersklassen von großem Vorteil, wenn bei den Selbstmordfällen gleichzeitig mit dem Alter der Familienstand Berücksichtigung fände. Familienstandsverhältnis und Altersgruppe stehen in enger Wechselbeziehung. Es ist daher bedauerlich, daß die statistischen Nachweisungen verschiedener Länder diese Kombination nicht entsprechend ins Auge fassen. Das Geschlechts- und Familienleben hat auf den Menschen den nachhaltigsten Einfluß. In einem bestimmten Alter schließen sich die Menschen auf Grund des Sexualtriebes zur Erlangung der Segnungen der körperlichen und geistigen Gemeinschaft zusammen. Wenn wir nun den Selbstmord unter dem Gesichtspunkte der Zugehörigkeit zu einer der Familienstandsklassen betrachten, so unterliegt es keinem Zweifel, daß jede der Zivilstandsgruppen, ihrer Eigenart entsprechend, ihre günstige oder ungünstige Wirkung in bezug auf die Selbstmordfrequenz offenbaren wird.

Man kann es als allgemeine Erfahrungstatsache aussprechen, daß das eheliche Leben der Selbstmordneigung hemmend in den Weg tritt. Es bewährt sich auch in diesem Falle der Satz Büchers, daß ein Volk sozial um so gesunder ist, je vollständiger beide Geschlechter der Wohltat des Familienlebens teilhaftig werden. Bemerkenswert ist hierbei die Tatsache, daß nichtverheiratete Mädchen sich bei weitem häufiger

das Leben nehmen als unverheiratete Männer. „Das Weib,“ sagt Rehfisch,[1]) „strebt dem Manne entgegen, und wenn es dank glücklicher äußerer Verhältnisse in den Hafen der Ehe eingelaufen ist, so ist ihm im allgemeinen jener harmonische Abschluß gegeben, den das Weib zu seinem Glücke braucht. Leider aber ist die Ueberzahl der jungen Mädchen den Männern gegenüber eine so beträchtliche geworden, daß die Zuchtwahl unter den Mädchen eine viel größere geworden ist als früher. Sind seine natürlichen Reize so entfaltet, daß es, um mit Schopenhauer zu reden, wirklich einen Knalleffekt in der Natur bildet, so wird es auch materielle Hindernisse überwinden und im allgemeinen wenigstens den Gatten finden. Sind aber sowohl die körperlichen als auch die geistigen Vorzüge so gering, um einen Mann zu interessieren, oder sind anderseits die äußeren Bedingungen zu ungünstiger Natur, dann freilich droht ihm die Ehelosigkeit, und das Gefühl der Vereinsamung wird um so stärker. Am allermeisten leiden die Mädchen naturgemäß in ihrem Empfinden, und so sehen wir sie in der Tat gerade um diese Zeit von Nervosität und Hysterie befallen. Hierzu tritt Bleichsucht und eine allgemeine nervöse Indisposition. Die Mädchen niederen Standes sind gezwungen, in Fabriken oder sonstwo in dienender Stellung Tätigkeit zu suchen. Was von Moral aus dem elterlichen Hause noch mitgebracht worden, geht hier häufig genug schnell seiner Auflösung entgegen. Es folgen hier die zahllosen Sünden, von denen besonders die Großstadt zu erzählen weiß. Den Psychologen erfaßt hierbei mehr Mitleid als Vorwurf. Die Verlockungen sind für diese Kategorie von Mädchen zu groß, ihre äußere Lage zu dürftig, als daß sie der Versuchung Widerstand leisten könnten. Gerade diese Gruppe liefert das große Kontingent von Selbstmördern, von denen die Tagesblätter fast täglich berichten.“

Die Regelung des geschlechtlichen Verlangens durch die Ehe ist sonach eine große Wohltat für die Menschen. Unter allen Leidenschaften, sagt Osiander, ist die Liebe die mächtigste. Diese Eigenschaft der Seele, die den Menschen bald zum Engel erhebt und der Gottheit nahebringt, bald zu einem wütenden Tiere herabwürdigt, hat in der menschlichen Gesellschaft unzählige Selbstmorde und Morde und Totschläge veranlaßt. Der enge Zusammenhang zwischen dem Sexualtrieb und dem Selbstmord steht außer Zweifel. Insbesondere ist dem Liebesleben mit seinen vielgestaltigen sexuellen Verirrungen und geschlechtlichen Erkrankungen ein erheblicher Teil von Selbstmordfällen auf das Konto zu schreiben, wie dies von Fachleuten bezeugt wird. Die Ehe schiebt der sinnlichen Ausschweifung einen Riegel vor. Der Stand der Ledigen ist

---

[1]) Rehfisch, Der Selbstmord. S. 81.

in höherem Grade von der Selbstmordtendenz erfaßt, obgleich man meinen sollte, die alleinige Fürsorge für die eigene Person mit ihren geringeren Erfordernissen für den Lebensunterhalt würde die Freude am Leben und die Leichtigkeit der Lebensführung erhöhen.

Außer der Ehelosigkeit ist es die Witwenschaft, welche in größerem Maße dem Selbstmorde günstig ist. Besonders neigen die Witwer mehr zum Selbstmord. Die männliche Bevölkerung fällt ohnedies in den letzteren Lebensjahren leichter dem Tode anheim als das zartere, zähere Geschlecht. Am allerungünstigsten gestaltet sich die Selbstmordfrequenz bei der Kategorie der Geschiedenen. Ferner weisen nach Masaryk die im Konkubinat lebenden Frauen eine dreimal so große Selbstmordhäufigkeit auf als die Männer. Die Erklärung liegt auf der Hand.

Ist das Alter schon an sich ein dem Selbstmord günstiges Moment, so wird diese Neigung im Stande der Witwenschaft noch verstärkt, wenn man annehmen will, daß im allgemeinen Witwenschaft den späteren Altersjahren vorbehalten ist. Das Gefühl der Einsamkeit, der Leere, der Verlassenheit bei gleichzeitigem Mangel an liebevoller Pflege, an Verschönerung und Erheiterung des Lebensabends bilden alsdann Erklärungsgründe. Die bei Ehescheidungen unterlaufenden Faktoren der Zerrüttung in ökonomischer und gemütlicher Beziehung lassen es ebenfalls begreiflich finden, wenn der Selbstmord unter den hiervon Betroffenen in erhöhtem Maße um sich greift.

Für die vorstehenden Bemerkungen bedarf es einiger Zahlennachweisungen. Die Tabelle 13 bringt uns für das Königreich Bayern die Gliederung der Selbstmordzahlen nach dem Familienstand. In den absoluten Zahlen der Tabelle 12 ist gleichzeitig dem Momente Rechnung getragen, inwieweit die Selbstmörder unversorgte Kinder hinterlassen haben.

Tabelle 12.

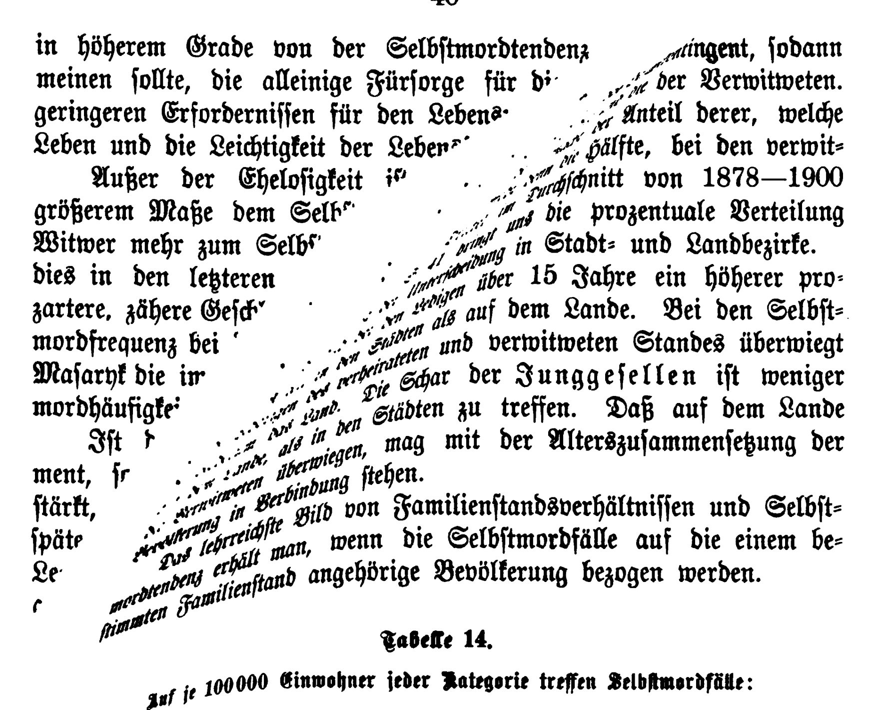
Selbstmord und Familienstand.

Zeitraum	Personen unter 15 Jahren	Ledige über 15 Jahre	Verheiratete, davon mit unversorgten Kindern		Verwitwete, davon mit unversorgten Kindern		Geschiedene, davon mit unversorgten Kindern		Unbekannten Familienstandes
1878 80	4	287	301	168	87	27	5	1	14
1881—85	7	270	300	169	96	27	3	—	28
1886—90	10	276	315	179	99	32	3	1	17
1891—95	9	274	324	171	109	42	5	1	19
1896—1900	9	300	337	182	102	29	3	1	18
1878—1900	8	285	315	174	98	31	4	0.8	19

Tabelle 13.

Von 100 Selbstmördern gehörten nachstehendem Familienstande an:

Zeitraum	Personen unter 15 Jahren			Ledige über 15 Jahre			Verheiratete			Verwitwete			Geschiedene		
	Königreich	Städte	Landbezirke	Königreich	Städte	Landbezirke	Königreich	Städte	Landbezirke	Königreich	Städte	Landbezirke	Königreich	Städte	Landbezirke
1878—80	0.6	0.8	0.8	41.9	48.4	38.8	43.9	38.7	46.4	12.8	11.6	13.3	0.8	1.1	0.6
1881—90	1.2	1.2	1.2	42.0	52.5	36.7	42.8	35.9	46.8	13.6	10.0	15.4	0.4	0.4	0.4
1891—96	1.3	1.9	1.0	40.1	48.6	35.3	43.5	38.2	46.6	14.2	10.3	16.7	0.9	1.0	0.4
1897	0.9	0.7	1.0	42.7	51.7	37.6	39.9	35.2	42.5	15.9	12.1	18.1	0.6	0.3	0.8
1898	1.0	0.3	1.3	40.8	51.1	35.0	45.6	40.8	48.4	12.0	7.8	14.4	0.6	—	0.9
1899	1.2	1.3	1.1	41.0	48.4	35.8	41.1	37.7	43.6	16.3	12.0	19.3	0.4	0.6	0.2
1900	1.2	1.4	1.0	41.3	46.9	37.3	43.9	41.4	45.8	13.6	10.3	15.9	—	—	—
1878—1900	1.1	1.0	1.1	41.4	49.7	36.6	43.2	38.3	45.7	14.0	10.6	15.6	0.6	0.6	0.5



in höherem Grade von der Selbstmordtendenz … ntingent, sodann
meinen sollte, die alleinige Fürsorge für di… der Verwitweten.
geringeren Erfordernissen für den Lebens- … Anteil derer, welche
Leben und die Leichtigkeit der Leben… Hälfte, bei den verwit-

Außer der Ehelosigkeit i… Durchschnitt von 1878—1900
größerem Maße dem Selb… bringt uns die prozentuale Verteilung
Witwer mehr zum Selb… Unterscheidung in Stadt- und Landbezirke.
dies in den letzteren … ledigen über 15 Jahre ein höherer pro-
zartere, zähere Gesch… Städten als auf dem Lande. Bei den Selbst-
mordfrequenz bei … verheirateten und verwitweten Standes überwiegt
Masaryk die im … Die Schar der Junggesellen ist weniger
mordhäufigke… Lande als in den Städten zu treffen. Daß auf dem Lande

Ist … Verwitweten überwiegen, mag mit der Alterszusammensetzung der
ment, f… Vereinsamung in Verbindung stehen.
stärkt, … Das lehrreichste Bild von Familienstandsverhältnissen und Selbst-
späte … Selbstmordtendenz erhält man, wenn die Selbstmordfälle auf die einem be-
Le… stimmten Familienstand angehörige Bevölkerung bezogen werden.

Tabelle 14.

Auf je 100000 Einwohner jeder Kategorie treffen Selbstmordfälle:

Zeitraum	Personen unter 15 Jahren	Ledige über 15 Jahre	Verheiratete	Verwitwete	Geschiedene
1878—1880	0.25	20.5	16.9	30.2	169.9
1881—1890	0.45	20.5	17.3	31.8	78.2
1891—1900	0.44	18.9	17.2	31.7	69.2
1878—1900	0.38	19.9	17.1	31.2	105.8

Wir erhalten aus dem vorstehenden Zahlenmaterial für das Königreich Bayern trotz seiner Geringfügigkeit sprechende Belege für die eingangs angestellten Betrachtungen. Auf die Verwitweten und Ledigen treffen regelmäßig mehr Selbstmorde als auf die Verheirateten. Die Ehe erweist sich sonach als eine der Selbstmordneigung ungünstige Einrichtung. Als hauptsächlichste Triebfeder bei den Verwitweten und Geschiedenen haben wir das psychische Moment der Vereinsamung, der Trauer, den Mangel an Geselligkeit und liebender Fürsorge kennen gelernt. Materielle Notlage wird sich in vielen Fällen hinzugesellen. Der Relativzahl der Geschiedenen ist wegen der geringen absoluten Zahl

‛eine übergroße Beweiskraft beizumessen. Die überaus hohe Relativ-
'ffer der geschiedenen Selbstmörder läßt gleichwohl auch die ander-
rts beobachtete und zahlenmäßig erhärtete stärkere Selbstgefährdung des
'ns im Vergleich zu den übrigen Familienstandsgruppen klar erkennen.

Das Differenzierungsmoment des Familienstandes beim Selbst-
⌄ wäre noch zahlreicher interessanter Ausbeutungen fähig. Nament-
.ich gilt dies von der Kombination von Altersaufbau und Familienstand; ferner von der Frage der Kinderlosigkeit und des Kinderreichtums im Zusammenhang mit den Selbstmordmotiven; ferner von der Wechselbeziehung zwischen unehelichen Geburten und anderen Momenten und den Selbstmorden.

4. Die Konfession.

Die Religion, das Verhältnis zu Gott, der Glaube an Vorsehung und Vergeltung üben auf das Leben des Menschen je nach dem Grade intensiver Pflege der religiösen Grundsätze einen tiefgehenden Einfluß. „Der Tiefstand des religiösen Lebens," sagt daher mit Recht Walter, [1] „besitzt in der Selbstmordziffer einen genauen Gradmesser." Im Laufe der Geschichte sind in Zeiten des Niedergangs der Völker wachsende Selbstmordziffern eine ständige Begleiterscheinung. Auf die Selbstmorderscheinung hat das Vorhandensein und die Ausübung religiöser Grundsätze und Anschauungen einen unbestreitbaren Einfluß. Es gibt Religionen, welche selbstmordbegünstigenden und selbstmorderzeugenden Charakter haben. Der pantheistische Buddhismus z. B. ist die eigentliche Religion des Selbstmordes. Von solchen ungesunden, lebensverneinenden Religionen sehen wir hier ab, ebenso von den Fällen, in welchen eben die Religion der Grund zum Selbstmord ist. Solche Selbstmorde ereignen sich nicht ganz selten bei Naturvölkern, welche den Selbstmord mit religiösen Vorstellungen verbinden. Der Glaube an ein schöneres Jenseits, eine heftige Sehnsucht nach dem ewigen Leben ist bei den Kamtschadalen und bei Negern oft der Beweggrund zum Selbstmord.

Abgesehen von diesen pathologischen Ausnahmeerscheinungen setzen wir bei jeder auf einer gesunden Grundlage beruhenden Religion einen selbstmordbewahrenden Charakter voraus. Der Selbstmord ist eine Tat, die der natürlichen Zweckbestimmung des Lebens vorzeitig ein Ende setzt. Der eigenmächtige Eingriff in die Lebensfunktionen des Körpers in der bewußten Absicht der Tötung ist bei den christlichen Religionen

[1]) Staatslexikon der Görresgesellschaft, 4. Band, 2. Aufl. Sp. 1391.

unerlaubt. In der Kulturwelt der Gegenwart, soweit sie dem Christentum lau gegenübersteht, findet die Erlaubtheit des Selbstmordes zum Teil eine bejahende und billigende Auffassung. Das Urteil über die Frage der Erlaubtheit des Selbstmordes ist abhängig von dem Glauben und der religiösen Vorstellung über das Schicksal der Seele des Selbstmörders nach dem Tode. Sogar bei den Naturvölkern, soweit sie sich eine gesunde Anschauung in ihrer religiösen Vorstellungswelt bewahrt haben, tritt die Verwerflichkeit des Selbstmordes zutage. Die Selbstmörderleiche genießt einerseits nicht das Recht der Bestattung, anderseits wird in dem Glauben der Naturvölker dem Selbstmörder nach dem Tode die volle Teilnahme an den Gütern des Jenseits entzogen und ihm ein gesonderter Platz angewiesen. An der Westküste des Viktoria Nyanza, im südlichen Alabama, bei den Osseten, bei den Karen, bei den Hitadsa wird dem Selbstmörder ein ehrliches Begräbnis verweigert. Die Dakota-Völkerschaften, die Amlamanesen und Dajacks halten den Selbstmord für eine Sünde.

Die unverdorbenen Natur-Religionen, insbesondere aber das Christentum mit seinen erhabenen und schweren Tugenden der Demut und Geduld erblicken im Selbstmorde eine gottfrevlerische Handlung. Die praktische Anwendung der Lehren des Christentums verhindert aber auch die in der Schwäche der menschlichen Natur liegende Selbstmordneigung. Davon sind die Blütezeiten christlichen Lebens ebenso laute Zeugen, wie dies von Einzelfällen gilt, in denen eine unmittelbare Einwirkung praktischer christlicher Ideen auf das Innenleben stattfindet. So ist der Selbstmord unter den heidnischen Mädchen von Sumatra infolge ihrer traurigen Lage überaus häufig. Nach den zuverlässigen Schätzungen des holländischen Missionars P. Jenissen endet wenigstens 1 % derselben durch Selbstmord. Von allen Christenmädchen aber hat sich seit Beginn der Mission noch kein einziges das Leben genommen.[1]) In dem Mangel an Christentum, in der Irreligiosität ist die eigentliche Ursache der modernen Selbstmordneigung zu suchen.

Das Christentum im allgemeinen ist selbstmordbewahrender Natur. Es besteht aber auch darüber kein Zweifel, daß die Zugehörigkeit zu den verschiedenen christlichen Glaubensbekenntnissen auf die Höhe der Selbstmordhäufigkeit von bestimmendem Einfluß ist. Trotz des gemeinsamen Glaubens an einen Gott, an Grunddogmen der christlichen Religion sind die beiden großen Religionen des Katholizismus und Protestantismus in bezug auf allgemeine Weltanschauung, auf fundamentale Wahrheiten des Christentums, in bezug auf äußere Religionsformen und auf Glaubensbetätigung scharf gespalten. Die verschiedene Auf-

[1]) Die katholischen Missionen, 33. Jahrg. S. 232.

fassung und Durchführung des Ideengehalts der Lehre Christi äußert sich neben vielen anderen Erscheinungen des geistigen und kulturellen Lebens auch darin, daß die Selbstmordfrequenz bei den Bekennern dieser beiden großen Religionen kein einheitliches Verhalten zeigt. Die Einwirkungskraft, das Abhaltungsvermögen der katholischen und der protestantischen Religion auf die Selbstmordneigung ist nicht in demselben Grade stark. Selbstverständlich soll damit nicht gesagt sein, daß nicht auch noch andere Faktoren als die Religion bei der Selbstmordfrequenz der Bekenner beider Religionen mit im Spiele sind.

Leider fehlt das Massenmaterial über die interessante Frage des Verhältnisses von Selbstmord und Konfession bei den Kulturnationen. „Ohne Einfluß," schreibt G. von Mayr,[1] „ist das Glaubensbekenntnis sicherlich nicht; es wäre deshalb zu wünschen, daß in dieser Hinsicht eingehende, detailgeographische, die Altersverhältnisse der Selbstmörder der verschiedenen Konfessionen berücksichtigende Studien zur Durchführung kämen, namentlich um eine Antwort auf die richtige Frage zu ermöglichen, wie unter sonst möglichst gleichen sozialen Lebensbedingungen die Selbstmordhäufigkeit nach konfessioneller Schichtung sich gestaltet."

Um das gegenseitige Verhältnis von Konfession und Selbstmordhäufigkeit kennen zu lernen, kann man sich zweier Methoden bedienen. Die erste Methode führt auf indirektem Wege zum Ziel. Man kann nach v. Mayr in oberflächlicher Weise einfach die Selbstmordziffern mehr oder minder glaubenseinheitlicher den verschiedenen Konfessionen angehöriger Gebietsteile miteinander vergleichen. Die andere Methode besteht darin, daß man die Selbstmordfälle einer Konfession zu ihrer Gesamtbevölkerung in Beziehung setzt. Die Anwendung letzterer Methode ist in Bayern auf Grund des Generalberichtes der Sanitätsverwaltung ermöglicht, während diese zu strikten Zielen führende Inbeziehungsetzung in anderen Staaten nur umständlich oder gar nicht erreichbar ist. Die Feststellung der Konfession und ihre Aufnahme in die Nachweisungen über die persönlichen und sonstigen Verhältnisse der Selbstmörder ist schon aus Gründen statistischer Vollkommenheit der Erfragung prinzipiell zu verlangen. Sodann ist es im Interesse der Wissenschaft gelegen, einen statistischen Unterbau für einen Einblick in die gegenseitige Gestaltung der Beteiligungsquote der einzelnen Konfessionen am Selbstmord zu besitzen. Die Unerläßlichkeit der Nachfrage nach der Religionszugehörigkeit ist demnach eine Forderung der Wissenschaft, die auch über diesen moralstatistisch so bedeutsamen Punkt Klarheit haben will.

---

[1] G. von Mayr, Handwörterbuch der Staatsw. VI. 2. Aufl. S. 716.

Die Methode der Vergleichung von durchgehends katholischen und durchgehends protestantischen Gebieten in bezug auf ihre Selbstmordfrequenz bietet uns den ersten Einblick in die beiderseitigen Unterschiede. Als Ergebnis derselben stellt sich z. B. heraus, daß auf je 100000 Einwohner in den Jahren 1881—90 und 1891—98 Selbstmorde kommen:

in Sachsen	35.8 bezw. 30.9		in Spanien	2.4 bezw. 2.0	
in Dänemark	25.5 „ 24.8		in Irland	2.3 „ 2.9	

Der große Abstand der beiden ausschließlich protestantischen und rein katholischen Länder stellt den Einfluß des Katholizismus in das günstigste Licht. Eine Durchforschung der Zahlenangaben in Tabelle 2 unserer Untersuchung nach der Seite der territorialen Verschiedenheit der Selbstmordziffer im Zusammenhalt mit dem Ueberwiegen eines Religionsbekenntnisses bestätigt die dem Katholizismus günstige Beobachtung. Aber auch der Vergleich von territorial nicht so verschiedenartigen Gebieten, der Vergleich von Provinzen ein und desselben Landes sichert den katholischen Volksteilen im Hinblick auf benachbarte protestantische Gebiete den Vorrang einer bedeutend geringeren Selbstmordneigung.

Besehen wir uns die Verhältnisse in einem kleinen Lande, in der Schweiz, für welche Tabelle 5 das Zahlenmaterial liefert. Die Schweiz ist ein kleines Land, das auf engem Raum die schärfsten konfessionellen Gegensätze darstellt. Jeder Kanton hat seine spezifische Selbstmordziffer. Die Ursache des Hoch- oder Tiefstandes der relativen Selbstmordzahlen ist wohl nicht mit Unrecht in erster Linie der konfessionellen Zusammensetzung zuzuschreiben. Man kann beinahe eine ständige Uebereinstimmung der Selbstmordhöhe und der Selbstmordkleinheit mit dem Ueberwiegen der protestantischen bezw. katholischen Bevölkerung behaupten. Es wäre voreingenommen und unwissenschaftlich, nicht auch anderen Momenten, wie dem agrarischen oder industriellen Typus eines Kantons, dem Reichtum oder der Armut an städtischen Gemeinwesen einen mitbestimmenden Einfluß auf die Gestaltung der Selbstmordziffern einzuräumen. Aber das Moment der Konfession verlangt mit zwingender Notwendigkeit eine hervorragende Berücksichtigung. Die Tabelle 5 gewährt einen Einblick in die Gestaltung der Selbstmordfrequenz der 25 schweizerischen Kantone in Durchschnittsziffern seit dem Jahre 1876. Wir treffen zunächst die schon öfters vorgefundene Erscheinung, wonach die einmal einem Lande, einer Provinz anhaftende Selbstmordziffer hinsichtlich ihrer Höhe im Laufe der Entwicklungsgestaltung nur ganz unwesentlichen geringfügigen Schwankungen unterworfen ist. Diese Tatsache ist ein Beweis, daß die selbstmordverursachenden Faktoren in gleichem Einfluß geblieben sind. Alsdann lassen sich die 25 Kantone hinsichtlich ihrer Selbstmordskala in drei Gruppen zerlegen: in solche Kantone, deren

Selbstmordziffer auf je 10000 Einwohner nur unbedeutend einen Selbstmordfall überschreitet: in solche Kantone, welche zwischen 1 und 2 Selbstmordfällen auf 10000 Einwohner die Mitte halten: und in solche Kantone, welche über den relativen Selbstmorddurchschnitt von 2 hinausragen. Vergleichen wir mit dieser Abstufung gleichzeitig den Prozentanteil der Bevölkerung nach Konfessionsschichten!

In der ersten Gruppe, die den Spannrahmen von 0.4 bis 1.2 Selbstmordfällen auf je 10000 Einwohner umfaßt, befinden sich lauter Kantone, deren Bevölkerung fast ausschließlich oder doch in sehr hohen Prozentanteilen aus Katholiken besteht. Die Kantone der zweiten Gruppe mit der Selbstmordziffer 1.2 bis 2.1 sind bereits in stärkerem Grade mit protestantischen Elementen durchsetzt. In der dritten Gruppe finden sich die übrigen Kantone im Spannrahmen von 2.2 bis 4.2 Selbstmordfällen zusammen unter gleichzeitigem starken Ueberwiegen der protestantischen Bevölkerung. Die beiden Extreme der Selbstmordhäufigkeit bilden einerseits die Kantone Uri und Nidwalden mit 0.4 bezw. 0.5 Selbstmorden auf 10000 Einwohner bei einer Bevölkerung von je 98 % Katholiken, anderseits die Kantone Neuenburg und Waadt mit 3.6 bezw. 4.2 Selbstmorden bei einer Bevölkerung von je 87 % Protestanten. Innerhalb dieses Spannrahmens verläuft die Selbstmordskala in fast genau parallelem Ansteigen zum gegenseitigen Verhältnis der Konfessionsbevölkerung. In der Tabelle 5 wirkt der Kanton Genf mit seinen 50 % Katholiken und seiner Selbstmordhöhe von 3.8 ‰ scheinbar störend in der Gesamtgestaltung der Selbstmordziffer. Man muß sich aber dabei vergegenwärtigen, daß in der Schweiz auch die Altkatholiken oder Christkatholiken zu den römischen Katholiken gezählt werden, wodurch eine Trübung der echten Zahlen verursacht wird. Bei Genf fällt dieser Umstand ohne Zweifel in die Wagschale. Angesichts der Selbstmordkurve, die sich von der Minderzahl 0.4 in allmählichem Anschwellen bis zur Höchstzahl 4.2 — eine Verzehnfachung — erstreckt, und die in ganz auffallender Weise ihre Wellenbewegung nach dem prozentualen Ueberwiegen der Katholiken und Protestanten richtet, muß dem Konfessionsmoment ein hervorragender Platz unter den Erklärungsgründen dieser Entwicklungsgestaltung eingeräumt werden. Man kann nur bedauern, daß die Selbstmordzahlen nicht mit der entsprechenden Konfessionsbevölkerung in Beziehung gesetzt werden konnten, um einen ganz richtigen Ausdruck der Beteiligung der Konfessionen am Selbstmord in der Schweiz zu erhalten. Jedoch auch aus diesem Zahlenmaterial den berechtigten Schluß auf die günstigere Stellung der Katholiken zu ziehen, wird niemand als Ausfluß einseitiger Tendenzstatistik bezeichnen können.

Tabelle 15.

Auf 100 000 Einwohner entfielen Selbstmorde:

Staaten und Landesteile	1899	1900	1901	1902	1903	1899 bis 1903	Auf je 100 der evang. und kath. Bevölkerung kommen: Evang.	Kath.
1. Sachsen-Coburg-Gotha	37	45	43	46	47	43.6	98.5	1.5
2. Sachsen-Altenburg	39	25	36	39	40	35.8	97.6	2.4
3. Schwarzburg-Sondershausen	22	19	54	48	40	35.8	98.6	1.4
4. Bremen	28	36	40	27	37	33.6	94.0	6.0
5. Hamburg	30	27	33	37	39	33.2	95.9	4.1
6. Reuß j. L.	35	32	31	25	41	32.8	98.1	1.9
7. Anhalt	30	32	31	35	33	32.2	96.3	3.7
8. Königreich Sachsen	30	31	32	33	32	31.6	94.5	4.7 [1]
9. Lübeck	30	26	33	25	43	31.4	97.7	2.3
10. Prov. Sachsen	29	30	31	32	34	31.2	92.1	7.3 [1]
11. Prov. Schleswig-Holstein	30	32	29	32	30	30.6	97.2	2.2 [1]
12. Prov. Brandenburg	30	31	29	32	31	30.6	93.5	5.1 [1]
13. Sachsen-Weimar	29	30	28	34	28	29.8	96.1	3.9
14. Braunschweig	26	32	27	26	33	28.8	94.8	5.2
15. Sachsen-Meiningen	27	30	27	30	28	28.4	98.3	1.7
16. Oldenburg	29	32	20	30	26	27.4	78.1	21.9
17. Schwarzburg-Rudolstadt	25	29	27	20	29	26.0	99.3	0.7
18. Mecklenburg-Strelitz	28	23	28	34	17	26.0	98 5	1.5
19. Hessen	20	25	24	27	26	24.4	69.9	30.1
20. Prov Schlesien	24	24	24	23	25	24.0	43 7	55.0 [1]
21. Reuß ä. L.	24	20	19	30	23	23.2	98.5	1.5
22. Mecklenburg-Schwerin	19	24	21	25	22	22.2	98.7	1 3
23. Prov. Hannover	20	21	21	22	22	21.2	85.9	13 0 [1]
24. Baden	19	20	21	21	22	20.6	35.3	64.7
25. Prov. Hessen-Nassau	18	19	20	21	22	20.0	68.9	27.9
26. Rheinpfalz	15	19	20	17	17	17.6	55.3	44.7
27. Württemberg	16	17	20	16	18	17.4	67.5	32.2
28. Prov. Pommern	16	16	16	19	18	17.0	96.6	2.3 [1]
29. Hohenzollern	23	10	9	12	18	14.4	4.3	94.8 [1]
30. Prov. Ostpreußen	13	14	15	15	14	14.2	85.0	13.5 [1]
31. Schaumburg-Lippe	14	7	18	9	23	14.2	98.2	1.8
32. Elsaß-Lothringen	13	14	16	14	13	14.0	21.1	78.9
33. Bayern r. d. Rh.	13	14	13	14	15	13.8	25.7	74.3
34. Lippe	12	15	16	14	11	13.6	96.3	3.7
35. Prov. Westpreußen	14	12	15	14	12	13.4	46.7	51.2 [1]
36. Prov. Westfalen	10	11	13	12	13	11.8	48.2	50.7 [1]
37. Prov. Rheinland	11	11	12	12	12	11.6	28.8	69.8 [1]
38. Waldeck	15	7	7	9	19	11.4	96.8	3.2
39. Prov. Posen	8	9	10	9	10	9.2	30.1	67.8 [1]
Deutsches Reich	20	20	21	21	22	20.8	62.5	36.0 [1]

[1]) Auf je 100 Einwohner überhaupt.

Diese Methode der Vergleichung kann auch in Deutschland mit Erfolg angewendet werden. Bringen wir z. B. rein katholische mit rein protestantischen Regierungsbezirken in Preußen in Zusammenhalt, so ergibt sich, daß in den Jahren 1892—96 in Aachen (auf je 100 der evangelischen und katholischen Bevölkerung kommen: evang. 4.1, kathol. 95.9), Münster (evang. 15.2, kathol. 84.8) und Oppeln (evang. 9.0, kathol. 91.0), 4.5 bezw. 7.0 und 8.4, in Potsdam (evang. 94.0, kathol. 6.0), Magdeburg (evang. 94.4, kathol. 5.6) und Liegnitz (evang. 82.5, kathol. 17.5), 32.9 bezw. 33.5 und 39.4 Selbstmorde auf je 100000 Einwohner trafen. Auch unter Zugrundelegung größerer Provinzen und Staaten läßt die Vergleichsmethode Unterschiede in der Selbstmordhöhe erkennen, die durch Hinzuziehung des Faktors Konfession einigermaßen Erklärung finden. Bei einer Durchforschung der Selbstmordziffer der deutschen Reichsgebiete nach ihrer Höhe und nach ihrem konfessionellen Charakter stoßen wir auf die gleiche Wahrnehmung wie in der Schweiz. (Tab. 15, S. 48.)

Die ganz überwiegend protestantischen Gebiete zeigen fast ausnahmslos hohe und höchste Selbstmordziffern. Die Gebiete, welche eine Selbstmordziffer von 30 und mehr im Durchschnitt der Jahre 1899—1903 aufweisen, haben alle eine Bevölkerung von mehr denn 90 % Protestanten. Von den Gebieten, deren Selbstmordziffer innerhalb des Spannrahmens von 20 und 30 liegt, haben gleichfalls noch die meisten eine überwiegend protestantische Bevölkerung. Den katholischen Gebietsteilen ist ihr Platz auf der untersten Stufe der Selbstmordskala angewiesen. Wenn sich unter den niedrigsten Selbstmordabstufungsziffern auch einige ganz überwiegend protestantische Gebiete finden, wie Lippe und Waldeck, so ist dieser Umstand bei der Allgemeinheit des Verhaltens protestantischer und katholischer Gebiete und bei der Kleinheit ihrer Bevölkerungszahlen überhaupt nicht weiter von Belang.

Nicht allein große territoriale Gebiete beweisen hinsichtlich ihrer Selbstmordhäufigkeit den günstigen Einfluß und Vorsprung der katholischen Religion gegenüber der protestantischen. Wir finden unsere Beobachtung auch zutreffend bei einer Vergleichung deutscher Städte. Wie kommt es, daß die große Zahl der in Tabelle 16 aufgeführten deutschen Städte hinsichtlich ihrer Selbstmordintensität sich so verschieden verhält? Die Größe einer Stadt übt nur einen ganz geringen Einfluß auf die Höhenunterschiede. Wir haben Großstädte mit gleicher Bevölkerungszahl und doch sehr stark voneinander abweichender Selbstmordziffer, ebenso kleinere Städte mit denselben starken Schwankungen. Ordnen wir alle Städte nach der Höhe ihrer Selbstmordziffer, welche sich aus dem Beobachtungszeitraum seit 1884 oder 1890 ergibt, so erhalten wir nachstehende Abstufung. (Tab. 16, S. 50.)

gebene Erwartung des vom Schöpfer gesetzten Lebenszieles. Die Selbstmordhäufigkeitsziffer nach dem Altersaufbau zeigt uns ein fortlaufendes Anschwellen von der Zeit der Frühreife bis zum Greisenalter, bis in die sechziger Jahre, von wo ab im allgemeinen Stillstand in der Progression eintritt. Die Ursache dieses vorübergehenden Stillstandes ist noch unaufgeklärt. Die höheren und höchsten Altersklassen haben den verhältnismäßig größten Anteil an der Selbstmordentwicklung. So trafen in Preußen im Jahre 1898 auf eine Million Lebende im Alter von 20—40 Jahren 213, im Alter von 60—80 Jahren und darüber 571 Selbstmordfälle. Kummer und Sorgen, körperliche Leiden, das Los eines viele Jahre dauernden Siechtums ohne Tätigkeit, Mangel an zarter Pflege durch die Kinder und nicht zuletzt Mangel an Gottvertrauen und demütiger Geduld bilden die Erklärungsgründe für die überraschende Erscheinung der hohen Selbstmordbeteiligung im Greisenalter. Im allgemeinen hat dieser Abschnitt den engen Zusammenhang zwischen Selbstmord und Lebensentwicklung in seinen charakteristischen Zügen geklärt.

3. Der Familienstand.

Es wäre für die Kenntnis der Abstufung des Selbstmordes nach Altersklassen von großem Vorteil, wenn bei den Selbstmordfällen gleichzeitig mit dem Alter der Familienstand Berücksichtigung fände. Familienstandsverhältnis und Altersgruppe stehen in enger Wechselbeziehung. Es ist daher bedauerlich, daß die statistischen Nachweisungen verschiedener Länder diese Kombination nicht entsprechend ins Auge fassen. Das Geschlechts- und Familienleben hat auf den Menschen den nachhaltigsten Einfluß. In einem bestimmten Alter schließen sich die Menschen auf Grund des Sexualtriebes zur Erlangung der Segnungen der körperlichen und geistigen Gemeinschaft zusammen. Wenn wir nun den Selbstmord unter dem Gesichtspunkte der Zugehörigkeit zu einer der Familienstandsklassen betrachten, so unterliegt es keinem Zweifel, daß jede der Zivilstandsgruppen, ihrer Eigenart entsprechend, ihre günstige oder ungünstige Wirkung in bezug auf die Selbstmordfrequenz offenbaren wird.

Man kann es als allgemeine Erfahrungstatsache aussprechen, daß das eheliche Leben der Selbstmordneigung hemmend in den Weg tritt. Es bewährt sich auch in diesem Falle der Satz Büchers, daß ein Volk sozial um so gesunder ist, je vollständiger beide Geschlechter der Wohltat des Familienlebens teilhaftig werden. Bemerkenswert ist hierbei die Tatsache, daß nichtverheiratete Mädchen sich bei weitem häufiger

das Leben nehmen als unverheiratete Männer. „Das Weib," sagt Rehfisch,[1]) „strebt dem Manne entgegen, und wenn es dank glücklicher äußerer Verhältnisse in den Hafen der Ehe eingelaufen ist, so ist ihm im allgemeinen jener harmonische Abschluß gegeben, den das Weib zu seinem Glücke braucht. Leider aber ist die Ueberzahl der jungen Mädchen den Männern gegenüber eine so beträchtliche geworden, daß die Zuchtwahl unter den Mädchen eine viel größere geworden ist als früher. Sind seine natürlichen Reize so entfaltet, daß es, um mit Schopenhauer zu reden, wirklich einen Knalleffekt in der Natur bildet, so wird es auch materielle Hindernisse überwinden und im allgemeinen wenigstens den Gatten finden. Sind aber sowohl die körperlichen als auch die geistigen Vorzüge so gering, um einen Mann zu interessieren, oder sind anderseits die äußeren Bedingungen zu ungünstiger Natur, dann freilich droht ihm die Ehelosigkeit, und das Gefühl der Vereinsamung wird um so stärker. Am allermeisten leiden die Mädchen naturgemäß in ihrem Empfinden, und so sehen wir sie in der Tat gerade um diese Zeit von Nervosität und Hysterie befallen. Hierzu tritt Bleichsucht und eine allgemeine nervöse Indisposition. Die Mädchen niederen Standes sind gezwungen, in Fabriken oder sonstwo in dienender Stellung Tätigkeit zu suchen. Was von Moral aus dem elterlichen Hause noch mitgebracht worden, geht hier häufig genug schnell seiner Auflösung entgegen. Es folgen hier die zahllosen Sünden, von denen besonders die Großstadt zu erzählen weiß. Den Psychologen erfaßt hierbei mehr Mitleid als Vorwurf. Die Verlockungen sind für diese Kategorie von Mädchen zu groß, ihre äußere Lage zu dürftig, als daß sie der Versuchung Widerstand leisten könnten. Gerade diese Gruppe liefert das große Kontingent von Selbstmördern, von denen die Tagesblätter fast täglich berichten."

Die Regelung des geschlechtlichen Verlangens durch die Ehe ist sonach eine große Wohltat für die Menschen. Unter allen Leidenschaften, sagt Osiander, ist die Liebe die mächtigste. Diese Eigenschaft der Seele, die den Menschen bald zum Engel erhebt und der Gottheit nahebringt, bald zu einem wütenden Tiere herabwürdigt, hat in der menschlichen Gesellschaft unzählige Selbstmorde und Morde und Totschläge veranlaßt. Der enge Zusammenhang zwischen dem Sexualtrieb und dem Selbstmord steht außer Zweifel. Insbesondere ist dem Liebesleben mit seinen vielgestaltigen sexuellen Verirrungen und geschlechtlichen Erkrankungen ein erheblicher Teil von Selbstmordfällen auf das Konto zu schreiben, wie dies von Fachleuten bezeugt wird. Die Ehe schiebt der sinnlichen Ausschweifung einen Riegel vor. Der Stand der Ledigen ist

[1]) Rehfisch, Der Selbstmord. S. 81.

in höherem Grade von der Selbstmordtendenz erfaßt, obgleich man meinen sollte, die alleinige Fürsorge für die eigene Person mit ihren geringeren Erfordernissen für den Lebensunterhalt würde die Freude am Leben und die Leichtigkeit der Lebensführung erhöhen.

Außer der Ehelosigkeit ist es die Witwenschaft, welche in größerem Maße dem Selbstmorde günstig ist. Besonders neigen die Witwer mehr zum Selbstmord. Die männliche Bevölkerung fällt ohnedies in den letzteren Lebensjahren leichter dem Tode anheim als das zartere, zähere Geschlecht. Am allerungünstigsten gestaltet sich die Selbstmordfrequenz bei der Kategorie der Geschiedenen. Ferner weisen nach Masaryk die im Konkubinat lebenden Frauen eine dreimal so große Selbstmordhäufigkeit auf als die Männer. Die Erklärung liegt auf der Hand.

Ist das Alter schon an sich ein dem Selbstmord günstiges Moment, so wird diese Neigung im Stande der Witwenschaft noch verstärkt, wenn man annehmen will, daß im allgemeinen Witwenschaft den späteren Altersjahren vorbehalten ist. Das Gefühl der Einsamkeit, der Leere, der Verlassenheit bei gleichzeitigem Mangel an liebevoller Pflege, an Verschönerung und Erheiterung des Lebensabends bilden alsdann Erklärungsgründe. Die bei Ehescheidungen unterlaufenden Faktoren der Zerrüttung in ökonomischer und gemütlicher Beziehung lassen es ebenfalls begreiflich finden, wenn der Selbstmord unter den hiervon Betroffenen in erhöhtem Maße um sich greift.

Für die vorstehenden Bemerkungen bedarf es einiger Zahlennachweisungen. Die Tabelle 13 bringt uns für das Königreich Bayern die Gliederung der Selbstmordzahlen nach dem Familienstand. In den absoluten Zahlen der Tabelle 12 ist gleichzeitig dem Momente Rechnung getragen, inwieweit die Selbstmörder unversorgte Kinder hinterlassen haben.

Tabelle 12.

Selbstmord und Familienstand.

Zeitraum	Personen unter 15 Jahren	Ledige über 15 Jahre	Verheiratete,	davon mit unversorgten Kindern	Verwitwete,	davon mit unversorgten Kindern	Geschiedene,	davon mit unversorgten Kindern	Unbekannten Familienstandes
1878 80	4	287	301	168	87	27	5	1	14
1881–85	7	270	300	169	96	27	3	—	28
1886—90	10	276	315	179	99	32	3	1	17
1891—95	9	274	324	171	109	42	5	1	19
1896–1900	9	300	337	182	102	29	3	1	18
1878—1900	8	285	315	174	98	31	4	0.8	19

Tabelle 13.

Von 100 Selbstmördern gehörten nachstehendem Familienstande an:

Zeitraum	Personen unter 15 Jahren			Ledige über 15 Jahre			Verheiratete			Verwitwete			Geschiedene		
	Königreich	Städte	Landbezirke	Königreich	Städte	Landbezirke	Königreich	Städte	Landbezirke	Königreich	Städte	Landbezirke	Königreich	Städte	Landbezirke
1878—80	0.6	0.3	0.8	41.9	48.4	38.8	43 9	38.7	46.4	12.8	11.6	13.3	0.8	1.1	0.6
1881—90	1.2	1.2	1.2	42.0	52.5	36.7	42.8	35.9	46.3	13.6	10.0	15.4	0.4	0.4	0.4
1891—96	1.3	1.9	1.0	40.1	48.6	35.3	43.5	38.2	46.6	14.2	10.3	16.7	0.9	1.0	0.4
1897	0.9	0.7	1.0	42.7	51.7	37.6	39.9	35.2	42.5	15.9	12.1	18.1	0.6	0.3	0.8
1898	1.0	0.3	1.3	40.8	51.1	35.0	45.6	40 8	48.4	12.0	7.8	14.4	0.6	—	0.9
1899	1.2	1.3	1.1	41.0	48.4	35.8	41.1	37.7	43.6	16 3	12.0	19.3	0.4	0.6	0.2
1900	1.2	1.4	1.0	41.3	46.9	37 3	43.9	41.4	45.8	13 6	10.3	15.9	—	—	—
1878—1900	1.1	1.0	1 1	41.4	49.7	36.6	43 2	38.3	45.7	14.0	10.6	15.6	0 6	0.6	0.5

in höherem Grade von der Selbstmordtendenz erfaßt, obgleich man meinen sollte, die alleinige Fürsorge für die eigene Person mit ihren geringeren Erfordernissen für den Lebensunterhalt würde die Freude am Leben und die Leichtigkeit der Lebensführung erhöhen.

Außer der Ehelosigkeit ist es die Witwenschaft, welche in größerem Maße dem Selbstmorde günstig ist. Besonders neigen die Witwer mehr zum Selbstmord. Die männliche Bevölkerung fällt ohnedies in den letzteren Lebensjahren leichter dem Tode anheim als das zartere, zähere Geschlecht. Am allerungünstigsten gestaltet sich die Selbstmordfrequenz bei der Kategorie der Geschiedenen. Ferner weisen nach Masaryk die im Konkubinat lebenden Frauen eine dreimal so große Selbstmordhäufigkeit auf als die Männer. Die Erklärung liegt auf der Hand.

Ist das Alter schon an sich ein dem Selbstmord günstiges Moment, so wird diese Neigung im Stande der Witwenschaft noch verstärkt, wenn man annehmen will, daß im allgemeinen Witwenschaft den späteren Altersjahren vorbehalten ist. Das Gefühl der Einsamkeit, der Leere, der Verlassenheit bei gleichzeitigem Mangel an liebevoller Pflege, an Verschönerung und Erheiterung des Lebensabends bilden alsdann Erklärungsgründe. Die bei Ehescheidungen unterlaufenden Faktoren der Zerrüttung in ökonomischer und gemütlicher Beziehung lassen es ebenfalls begreiflich finden, wenn der Selbstmord unter den hiervon Betroffenen in erhöhtem Maße um sich greift.

Für die vorstehenden Bemerkungen bedarf es einiger Zahlennachweisungen. Die Tabelle 13 bringt uns für das Königreich Bayern die Gliederung der Selbstmordzahlen nach dem Familienstand. In den absoluten Zahlen der Tabelle 12 ist gleichzeitig dem Momente Rechnung getragen, inwieweit die Selbstmörder unversorgte Kinder hinterlassen haben.

Tabelle 12.

Selbstmord und Familienstand.

Zeitraum	Personen unter 15 Jahren	Ledige über 15 Jahre	Verheiratete,	davon mit unversorgten Kindern	Verwitwete,	davon mit unversorgten Kindern	Geschiedene,	davon mit unversorgten Kindern	Unbekannten Familienstandes
1878 80	4	287	301	168	87	27	5	1	14
1881–85	7	270	300	169	96	27	3	—	28
1886—90	10	276	315	179	99	32	3	1	17
1891—95	9	274	324	171	109	42	5	1	19
1896–1900	9	300	337	182	102	29	3	1	18
1878—1900	8	285	315	174	98	31	4	0.8	19

übertrafen in den Perioden 1844—59 und 1860—69 die absoluten Selbstmordsfälle unter den Protestanten die der Katholiken mit den Zahlen 175.7 und 166.4 bezw. 213.3 und 207.6. In der Periode 1870—99 haben die Katholiken 51.0 %, die Protestanten 47.72 % und die Juden 1.28 % Anteil an der Gesamtzahl der vorgekommenen Selbstmordsfälle.

Tabelle 18.

Selbstmorde im Königreich Bayern.

Kreise	Im Jahresdurchschnitt 1870—99			Selbstmordsfälle auf 100 000 lebende Religionsangehörige	
	kathol.	protest.	israel.	kathol.	protest.
Oberbayern	102.0	16.3	1.7	10.5	34.1
Niederbayern	30.2	0.9	0.07	4.7	23.3
Pfalz	30.0	67.7	1.5	10.2	17.2
Oberpfalz	19.8	6.2	0.17	4.1	13.9
Oberfranken	22.7	70.5	0.7	9.4	21.7
Mittelfranken	22.8	99.9	1.9	15.7	20.3
Unterfranken	42.6	20.4	1.7	8.3	20.8
Schwaben	54.4	20.2	0.6	9.7	20.8
Königreich	334.4	303.5	8.1	8.78	20.88

Die absoluten Zahlen lassen schon erkennen, daß in Anbetracht der ansehnlichen Ungleichheit der Gesamtzahl der Protestanten zur Gesamtzahl der Katholiken in Bayern die nahezu erlangte Gleichheit der prozentualen Beteiligung an der Selbstmordmasse den Protestanten eine weit stärkere Belastung des Selbstmordbudgets zuweist. Das klarste Bild jedoch entrollt der Zusammenhalt der Anzahl von Selbstmördern eines Kreises mit ihren daselbst lebenden Religionsgenossen. Bei dieser Methode ergibt sich die allgemein zutreffende Wahrnehmung, daß der Protestantismus in seinen Vertretern durchgehends mit einem ganz erheblichen Plus an Selbstmorden die Katholiken und auch die Juden überragt. Dieses Ergebnis ist in seiner zeitlichen Erstreckung aus Tabelle 19 (Seite 56) ersichtlich.

Der Selbstmord ist demnach bei den Protestanten in Bayern mehr als doppelt so häufig wie bei den Katholiken. Für alle Kreise ergibt sich das mehr oder minder stärkere Ueberwiegen der Protestanten in ihrem relativen Anteil an der Gesamtselbstmordziffer. Das Beteiligungsverhältnis ist in den einzelnen Kreisen nicht unbedeutenden Schwankungen unterworfen. In Oberbayern überflügeln die Protestanten die

Tabelle 19.

Auf je 100 000 Einwohner jeder Konfessionsgruppe treffen Selbstmorde bei den

Zeitraum	Katholiken	Protestanten	Israeliten	Sonstige Religionsangehörige
1878—80	9.5	22.8	16.9	—
1881—90	9.5	22.0	18.1	20.2
1891—97	9.5	21.8	22.0	25.4
1898	8.9	19.2	18.0	24.2
1899	8.8	21.5	26.7	8.0
1900	10.4	22.8	24.5	—
1878—1900	9.5	21.8	20.0	—

Katholiken um das Dreifache ihres Betrages (prot. 34.1, kath. 10.5). In Niederbayern (prot. 23.3, kath. 4.7) und in der Oberpfalz (prot. 13.9, kath. 4.1) sind die Abstände um das Fünf- und Dreifache der Zahl der Katholiken auseinander. Um ein Doppeltes sind die Protestanten den Katholiken über in Unterfranken (prot. 20.8, kath. 8.3) und Schwaben (prot. 20.8, kath. 9.7). Von hohem Interesse ist ferner die Beobachtung, daß in vorwiegend protestantischen Kreisen mit ihrer größeren Selbstmordfrequenz die Beteiligungsziffer der dortigen katholischen Selbstmörder erheblich in Mitleidenschaft gezogen wird. Diese augenfällige Wahrnehmung hat bereits der Generalbericht über die Sanitätsverwaltung im Königreich Bayern für die Periode 1857—1868 hervorgehoben. Es heißt dort: „Während nämlich auf eine Million katholischer Einwohner in Bayern überhaupt 55 katholische Selbstmörder kommen, berechnen sich auf eine gleiche Zahl Katholiken in Mittelfranken 85, dagegen in Niederbayern nur 31 Selbstmorde. Es scheint demnach, als ob dem Selbstmorde eine gewisse Mitteilungs- und Ansteckungsfähigkeit zukomme.“ Diese damals mit einem gewissen Zögern ausgesprochene Beobachtung hat im Laufe der folgenden Jahresperioden ihre vollkommene Bestätigung gefunden. Während in Niederbayern nur 4.7, in der Oberpfalz nur 4.1 Selbstmorde auf 100 000 Katholiken treffen, schnellt deren Beteiligungsziffer in Mittelfranken während der gleichen Zeitstrecke 1870 bis 1899 zur Höhe von 15.7 empor. Der Abstand der katholischen Selbstmörderzahl von der protestantischen ist ein minimaler, und während sonst eine zwei- und dreifache Mehrheit bei der Gegenüberstellung von Katholiken und Protestanten sich ergibt, fehlt an der vollkommenen Gleich-

heit in Mittelfranken nur ein Viertel bei der Zahl der Katholiken. Wenn Niederbayern und die Oberpfalz die niedrigste Selbstmörderzahl aufweisen, Mittelfranken dagegen ebenso konstant die höchste, so ist vor allem auch ein Erklärungsgrund in dem vorwiegend ländlichen Charakter ohne namhafte Industrie der beiden Kreise mit wenig Selbstmorden zu suchen, während der ausgesprochene städtische Typus Mittelfrankens mit hochentwickelter Industrie der Selbstmordneigung eher Gelegenheit verschafft, zumal da Städte einen üppigeren Nährboden für Selbstmordvorkommnisse erzeugen. Diese Anschwellung der Selbstmordziffer bei den Katholiken läßt sich auch in anderen konfessionell stark gemischten Kreisen, in der Pfalz (prot. 17.8, kath. 10.2), sowie in Oberfranken (prot. 21.7, kath. 9.4) deutlich nachweisen. Der nahezu gesetzmäßige Parallelismus, mit welchem die einzelnen Konfessionen im ganzen Königreich sowohl als in den einzelnen Kreisen das einmal in gegebener Höhe angeschlagene Verhältnis ihrer Beteiligung am Selbstmord weiterspinnen, deutet darauf hin, daß die Gründe für diese langfristig beobachteten Unterschiede unter den Konfessionen nur zum geringen Teil in verschiedenartigen territorialen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen Verhältnissen, im agrarischen oder industriellen Charakter — dies noch am ehesten — eines Gebietsteiles gesucht werden dürfen, sondern daß in der Konfession ein, wenn auch nicht allein maßgebender, so doch sehr schwer ins Gewicht fallender Faktor angenommen werden muß.

Aus dem bisherigen weitschichtigen Zahlenmaterial dürfte zur Genüge erhellen, daß der Einfluß der Konfession auf den Selbstmord überall in einem dem Katholizismus günstigen Sinne stattfindet. Die Nachweisungen der direkten Inbeziehungsetzung von Konfession und Selbstmord in den bayrischen Kreisen lassen diese Einwirkung widerspruchslos erkennen. Wir können in gerechtfertigter Verallgemeinerung dieser Beobachtung dem konfessionellen Moment den am schwersten in die Wagschale fallenden Einfluß auf die Bildung der Selbstmordhöhe zuerkennen. „Betrachten wir in großen Zügen," sagt Elisabeth Gnauck-Kühne,[1] „die Selbstmordgestaltung in den einzelnen Staaten, so müssen wir feststellen, daß die vorwiegend katholischen Gebiete am günstigsten stehen, daß der Katholizismus einen bindenden, bewahrenden Einfluß im Volksleben darstellt."

Nachdem wir den beiden christlichen Konfessionen eine weitgehende Aufmerksamkeit geschenkt haben, ist es angebracht, auch auf das Verhalten der Juden dem Selbstmord gegenüber unser Augenmerk zu richten. Nach Ruppin[2]) bilden die Juden, wenigstens in Westeuropa, unter den

[1]) E. Gnauck-Kühne, Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende, S 62.

[2]) Dr. Artur Ruppin, Die Juden der Gegenwart, S. 107.

Selbstmördern ein unverhältnismäßig starkes Kontingent. So kamen in Preußen in den zehn Jahren von 1892 bis 1901 durchschnittlich jährliche Selbstmorde vor:

von Juden	69,	d. h. 37.04	auf	100 000	aller Juden	nach der
„ Jüdinnen	24,	„ „ 12.41	„	100 000	„ Jüdinnen	Volks-
„ Christen	4970,	„ „ 32.15	„	100 000	„ Christen	zählung
„ Christinnen	1299,	„ „ 8.11	„	100 000	„ Christinnen	v. 1895.

In Bayern überragt die jüdische Selbstmordziffer ebenfalls die der Christen, mit der Selbstmordziffer der Protestanten steht sie ungefähr auf gleicher Höhe. Im Gegensatz zur Selbstmordziffer in Westeuropa kommen nach Ruppins persönlicher Erfahrung und nach zerstreuten Literaturangaben unter den *orthodoxen Juden* Osteuropas Selbstmorde sehr selten vor, viel seltener als bei den westeuropäischen Juden. Der orthodoxe Jude ist trotz aller widrigen Lebensschicksale ein Optimist, ein Lebensbejaher, ganz abgesehen davon, daß für ihn das religiöse Verbot des Selbstmordes noch wirkliche Bedeutung hat; der Weltschmerz ist erst in Westeuropa ein häufiges Zubehör der gebildeten Juden geworden. Dem Vorhandensein der Beobachtung der Gesetze der Religion legt also Ruppin einen heilsamen Einfluß auf die Selbstmordziffer bei.

Wir gehen auf Grund unseres reichhaltigen Zahlenmaterials nicht fehl, dem *Wesen der katholischen Religion* und ihren *Bekennern* in Ausübung ihrer Lehre und Anwendung ihrer Mittel einen *unbestreitbaren Einfluß auf die geringe Beteiligung am Selbstmord und eine stärkere Gefeitheit gegen die krankhafte Selbstmordneigung* zuzuschreiben. Es ist bei dieser Schlußfolgerung vollkommen klar, daß das Vorhandensein von Religiosität, von Glaubenseifer bei einem Volke überhaupt eine notwendige Voraussetzung ist. Es wäre eine grenzenlose Verkehrtheit, den Protestantismus oder überhaupt eine christliche Religion als eine den Selbstmord begünstigende Religion hinzustellen. Wo Innigkeit des Glaubens und religiöse Lebensbetätigung herrscht, da ist ein dem Selbstmord unfruchtbarer Boden. *Schweden* und *Norwegen* haben eine sehr religiös gesinnte Bevölkerung. In beiden Ländern hat sich gleichzeitig eine starke Bewegung auf Ausrottung der krassen Trunksucht Bahn gebrochen. In diesen Gründen, namentlich in dem glaubenseifrigen Sinne der Bevölkerung, findet die im Vergleich zu anderen protestantischen Ländern niedere Selbstmordziffer ihre Erklärung.

Ueber die kirchliche und religiöse Regsamkeit in *Großbritannien* schreibt Masaryk:[1]) „Das Volk ist in England religiös, die Gebildeten

[1]) Masaryk, Der Selbstmord, S. 209 und 211.

und Ungebildeten auf gleiche Weise. Jeder Engländer sieht in der Religion die sichere, weil einzige Basis des sozialen und politischen Gedeihens der Nation. Das protestantische Freiheitsprinzip hat im Laufe der Entwicklung zur Toleranz geführt und infolgedessen die Religion zu einer wahren Herzenssache gemacht. In keinem Lande Europas ist die weltliche Literatur von so hohem und religiösem Geiste getragen wie in England; ob Christ oder Nichtchrist, jeder respektiert die Institutionen und Ueberzeugungen, welche Millionen seiner Mitbürger heilig sind. Aus diesem Grunde findet sich in England die moderne Halbheit seltener als in den anderen zivilisierten Ländern des Kontinents, und darum ist auch die Selbstmordneigung eine geringere, ja, mit den übrigen Ländern verglichen, eine sehr geringe."

Ein hohes Interesse bietet, was Masaryk über die religiösen Verhältnisse der Schweiz sagt, wenn wir seine Darlegungen mit unseren Zahlenangaben in Tabelle 5 in Einklang bringen. „Die Schweiz . . . ist in hohem Grade irreligiös; in Genf, der Wiege des Calvinismus, ist die Religion nahezu unbekannt. Die Berichte über den religiös-geistigen Zustand der protestantischen Schweiz sind sehr betrübend. Die Massen sind unchristlich und irreligiös geworden und scheuen sich weniger denn je, ihren Unglauben zu bekennen; die verfassungsmäßig gewährleistete Religionsfreiheit dient als Deckmantel jeglicher religiösen Rohheit. Der Kirchenbesuch nimmt überall ab, ebenso der Abendmahlsgenuß, die Taufe und die kirchlichen Einsegnungen sind in Abnahme begriffen, der Religionsunterricht wird aus allen öffentlichen Schulen verdrängt, kurz: Gebildete und Ungebildete sind irreligiös. Die katholische Bevölkerung der Schweiz ist religiöser und entschieden kirchlicher als die protestantische. Als Minorität unterdrückt, bewahrte sie ihre Religiosität in höherem Grade und verdankte, wie überall, ihrer hierarchischen Organisation manchen moralischen Sieg über den Protestantismus." Wir halten daher auf Grund dieses Stimmungsbildes nicht mit Unrecht die Selbstmordunterschiede bei Katholiken und Protestanten in der Schweiz für einen Ausfluß der religiösen Gesinnung.

Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß nicht die bloße Zugehörigkeit zu einer Konfession auf Grund der Taufmatrikel die Selbstmordneigung verhütet oder begünstigt. „Es handelt sich," wie Wagner sagt, „nicht allein, vielleicht nicht einmal so sehr um die dogmatische Verschiedenheit der einzelnen Religionen, als um den Grad, in welchem eine jede von ihnen gegenwärtig wirklich noch innere Glaubenssache für die Masse ihrer Bekenner ist." [1]) Die Wahrheit dieses Gedankens findet in der Aus-

[1]) Masaryk, Der Selbstmord, S. 91.

nahmestellung des katholischen Frankreich ihren Beweis. Die republikanische Regierung Frankreichs hat es stets als eine ihrer Hauptaufgaben angesehen, den Einfluß der Kirche auf das französische Volk zu untergraben. Man braucht sich nur die gegenwärtige Kirchenpolitik der Ordensaustreibung und des Kulturkampfes zu vergegenwärtigen. In bezug auf den Selbstmord in Frankreich sei einer Mitteilung gedacht, die A. von Oettingen im Jahre 1882 in seiner Moralstatistik (S. 768) machte und die gleichzeitig als in Erfüllung gegangene Prophezeiung angesehen werden darf. „Man braucht in Frankreich nur konsequent fortzumachen im Sinne des Paul Bertschen Regimes, daß »die Religion überall der Sittlichkeit störend in den Weg trete«, und man wird in wenigen Jahren erleben, wie die von der Religion emanzipierte Volksschule eine selbstmörderische Generation großzuziehen geeignet ist." Frankreich verhielt sich früher ebenso günstig wie die anderen katholischen Länder im Hinblick auf die Selbstmordneigung. Es hatte 1836—52 auf 100000 Einwohner 8.₈₈ Selbstmorde, 1855—70: 12.₈, 1891—93 bereits 22.₅. Frankreich mit seinen zerrissenen, der Innerlichkeit entbehrenden religiösen und sittlichen Zuständen ist nicht imstande, die ausschlaggebende Bedeutung des Konfessionsmomentes in der Selbstmordfrequenz abzuschwächen.

Positive Gläubigkeit ist bei beiden christlichen Religionen, dem Katholizismus und dem Protestantismus, und auch, wie wir oben sahen, im Judentum, von günstigem Einfluß auf die Selbstmordgestaltung im Sinne der Verminderung der Selbstmordneigung. „Die moderne Halbheit und Haltlosigkeit erscheint in der Tat als Irreligiosität, und so ergibt sich uns schließlich, daß die moderne Selbstmordneigung in der Irreligiosität unserer Zeit ihre eigentliche Ursache hat. Eine harmonische religiöse Weltanschauung macht das Leben unter allen Umständen erträglich, selbst das Leben eines Job. Irreligiosität macht es beim ersten besten Stoß unerträglich. Alle Forscher, welche sich mit der Erscheinung des Selbstmordes näher befaßten und der Sache auf den Grund zu kommen suchten, haben die Irreligiosität als die eigentliche Ursache der modernen Selbstmordneigung erkannt, so Kaspar, Blanc, Lisle, Winslow, Brierre de Boismont, Wagner, Morselli, Oesterlen, Hausner, kurz die meisten Statistiker und Aerzte. Ganz besonders interessant und belehrend sind die Untersuchungen Wagners. Dieser gewissenhafte Forscher entschloß sich schwer, den Einfluß der Religion, speziell der Konfession anzunehmen; aber das statistische Material nötigte ihm die Gewißheit auf, daß die Religion und Konfession zu denjenigen Faktoren gehören, welche ihren Einfluß auf die Selbstmordfrequenz am deutlichsten zeigen." [1])

[1]) Masaryk, Der Selbstmord, S. 85 ff.

Wegen der Einwirkung der Religion dürften alle Einwände verstummen. Dagegen erheischt die Vorzugsstellung des Katholizismus eine eingehende Erklärung. Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß nach dem mehr oder weniger objektiven Standpunkte eines Beobachters dieses Differenzierungsmomentes des Selbstmordes richtige sowie falsche Urteile gefällt wurden, die mitunter auch nicht einer gewissen Gehässigkeit entbehren. Lassen wir einige Ansichten zu Worte kommen!

„Die Religion, welche dem armen Erdensohn die festeste Stütze ist im Unglück und Verzweiflung, die den linderndsten Balsam in die Seelenwunden zu träufeln weiß, welche die Seele stählt, auch die härtesten Prüfungen zu ertragen: diese Religion wird unter ihren Bekennern auch die wenigsten Selbstmorde aufzuweisen haben. Und dies kann nur eine Religion sein, die mit Macht einen ganzen Menschen ergreift, die Nahrung bietet dem Verstande in ihrer Wahrheit, die das Herz veredelt durch ihr Sittengesetz, die den Willen stärkt durch ihre Gnade; eine Religion, welche Zweifelsucht und Grübelei ausschließt, deren Glaube ein sicherer, von einer unfehlbaren Autorität diktierter ist. Eine solche Religion ist die katholische.“ [1])

In diesen Worten sind in kurzem die Kernpunkte des Wesens des Katholizismus festgelegt, welche die günstigen Folgen für den Selbstmord bedingen. Das seltenere Vorkommen des Selbstmordes bei den Katholiken ist übrigens eine längst bekannte Tatsache, von der schon Osiander im Jahre 1813 spricht. Er führt gleichzeitig als hauptsächlichsten Erklärungsgrund die Ohrenbeichte der Katholiken an. So weist Arnold Blumenbach als Hauptgrund auf den Umstand hin, daß die Bewohner katholischer Kantone der Schweiz größtenteils Aelpler und Viehhirten seien, wozu sich noch Ablaß durch Priesterhand geselle. Diese Erklärungsgründe führt Osiander noch weiter aus, indem er schreibt:

„Allein darin liegt noch immer nicht der Grund, warum ein Katholik weit schwerer zu dem Entschlusse kommt, sich selbst zu ermorden, als ein Reformierter, Lutheraner oder anderer Akatholik. Der Hauptgrund liegt meines Erachtens darin, daß der Katholik die Beichte und letzte Oelung als Sakrament betrachtet, welche ihm nebst dem heiligen Abendmahl eine gewisse Hoffnung einer seligen Zukunft zusichern. Mit den heiligen Sakramenten versehen aus dieser Welt zu scheiden, ist daher der letzte und höchste Wunsch eines gläubigen Katholiken. Da er aber beim Selbstmord dieser Mittel zu einer seligen Ewigkeit entbehren muß, so kann nur ein irreligiöser oder ganz verrückter Katholik sich

---

[1]) Historisch-politische Blätter, Band 74, S. 386.

solcher Mittel vorsätzlich entziehen und einer Ewigkeit entgegengehen, an die er entweder gar nicht glaubt, oder an die er bei gänzlicher Verstandesverwirrung gar nicht denken kann." [1])

Die Begründung der geringeren Selbstmordhäufigkeit der Katholiken mit dem Gnadenmittel der Beichte hat noch öfters Selbstmordforschern als wichtiges Erklärungsmoment gedient. So suchte Dr. Bonomi [2]) einen wichtigen Grund „in dem Kreise der Ideen, Wünsche, Bedürfnisse, in dem man geboren wird und lebt, in der Atmosphäre der Prinzipien und Glaubenssätze, der Erziehung, der Lektüre, in der unausweichlichen Teilnahme jedes Menschen am gemeinsamen Leben. Die Schönheit des Himmels, die Milde des Klimas, der Glanz der lebenspendenden Sonne kann sicherlich in südlichen Ländern dazu beitragen, die Gemüter zu erheitern und jene düsteren und traurigen Ideen zu vertreiben, welche unter einem nordischen und rauhen Himmel zum Lebensüberdruß führen können. Dies genügt jedoch nicht zur Erklärung, sondern es ist die wirkliche Ursache in moralischen Einwirkungen zu suchen: Beichte als Vergebung der Sünden und der Selbstmord ein schweres Verbrechen gegen Gott."

Georg von Mayr erklärt unumwunden, „daß der Protestant die ihm auferlegte strenge Selbstprüfung schwerer bestehe als der Katholik, und daß ihm insbesondere die durch die Ohrenbeichte gebotene Erleichterung fehle".[3]) Dr. Graßl sucht den Grund hierfür „zweifellos auch darin, daß die katholische Religion sich mehr an das Gemüt wendet, daß sie im Falle der Not mehr Tröstungen bietet als die protestantische. Auch das absolute Verbot des Selbstmordes bei Katholiken mag wirksam sein".[4]) Neben diesen wichtigen Erklärungspunkt der Ohrenbeichte für die geringere Selbstmordfrequenz der Katholiken treten noch andere Erklärungsversuche. „Ich möchte die Vermutung hinzufügen," schreibt Nöldeke,[5]) „daß die Schulbildung der Katholiken durchweg eine geringere ist als die der Protestanten; daß sie namentlich im Besuch der höheren Schulen und Universitäten im Verhältnis zu ihrer Gesamtzahl sehr zurückstehen, ist schon oft festgestellt und auf der Katholikenversammlung in Osnabrück offen anerkannt worden. Nun aber hängt damit eng zusammen, daß in der katholischen Bevölkerung der Aberglaube noch ursprüng-

---

[1]) Osiander, Ueber den Selbstmord, seine Ursachen, seine Arten. S. 282.

[2]) Zeitschrift für schweizerische Statistik, 7. Jahrg., S. 250.

[3]) Georg von Mayr, Handw. der Staatsw. 2. Aufl. VI. Bd. S. 715.

[4]) Dr. Graßl, Bezirksarzt; Blut und Brot, Der Zusammenhang zwischen Biologie und Volkswirtschaft bei der bayerischen Bevölkerung im 19. Jahrhundert. S. 180.

[5]) O. Nöldeke, Die kirchliche Beerdigung der Selbstmörder, Gießen. S. 12.

licher und massiver und vielfach unerschüttert geblieben ist. Der Aberglaube, der sich seit Alters mit dem Selbstmord viel beschäftigte, übt aber wohl in den unteren Schichten des Volkes eine gewisse abschreckende Wirkung aus. Natürlich ist das schwer nachzuweisen." Geringere Schulbildung und größerer Aberglaube der Katholiken soll im Gegensatz zu den aufgeklärten Protestanten den Grund zur niedrigeren Selbstmordziffer bilden! Das wäre für die protestantische Schulbildung, ihre Grundsätze und Methoden ein schlimmes, verdächtiges Zeugnis. Eine Bildung, welche die Selbstmordziffer erhöht, schneidet sich ins eigene Fleisch. Vollkommen ohne jegliche Beweiskraft ist die Behauptung, die Katholiken wären in höherem Grade abergläubisch. Hierüber lassen sich keine Beweise erbringen. Auch dürfte eine Untersuchung über die Verbreitung des Aberglaubens namentlich in den höheren Gesellschaftsschichten für die Protestanten nicht allzu günstig ausfallen. Der Unfug des Gesundbetens, der enorme Zulauf des gebildeten und halbgebildeten Berlin zu Kartenschlägerinnen und Wahrsagerinnen sind gerade kein Zeichen des Mangels an Aberglauben. Die Erklärungsversuche Nöldekes sind nicht imstande, die Glaubwürdigkeit des Momentes der Ohrenbeichte im geringsten abzuschwächen.

Die Einwirkung der Beichte setzt naturgemäß voraus, daß die Katholiken sich auch der Erfüllung ihrer Glaubenspflichten, der Anwendung der kirchlichen Gnadenmittel hingeben. Ihre günstige Selbstmordziffer ist nach unserem Dafürhalten eine Bejahung dieser Voraussetzung. A. von Oettingen will die herrschende Selbstmordfrequenz „nicht als Maßstab religiöser Verwilderung" gelten lassen. „Was Wunder," schreibt er,[1] „wenn in den Kulturstaaten mit ihrer Ueberzivilisation, mit der stetig wachsenden Konkurrenz, mit der sozialen Misere, mit dem zunehmenden Alkoholkonsum, mit dem wachsenden Industrialismus, mit der Zunahme der städtischen und Fabrikbevölkerung, ja mit den bis zu schwindelnder Höhe aufgeschraubten Anforderungen der sogen. modernen »Bildung« auch die selbstmörderische Neigung wächst? . . . . So erklärt es sich, daß der Germane mit seiner Hochkultur und seinem tief innerlichen Gemütsleben, der Protestant mit seiner Neigung zum Zweifel und zur Selbstkritik auch eine größere Selbstmordgefahr in sich trägt als der leichtlebige, sanguinische Romane, dem seine Kirche, wenn er sich überhaupt um dieselbe kümmert, nur eine geistliche Lebensversicherungsanstalt ist. . . . Wo viel Licht, da ist um so tieferer Schatten. So erklärt sich zum Teil wohl die hohe Selbstmordziffer Sachsens, wo protestantische Geistesrichtung und germanische Hochkultur sich vereinigen."

[1]) A. von Oettingen, Moralstatistik. S. 762.

Oettingen stellt die germanische und romanische Rasse einander gegenüber, um aus den Rasseeigentümlichkeiten, den verschieden gearteten Charakteranlagen den Unterschied der Selbstmordfrequenz abzuleiten. Gewiß sind auch nationale Verschiedenheiten auf die Selbstmordentwicklung von mitbestimmendem Einfluß. Es wird aber dadurch keine Erklärung geschaffen für die Verschiedenartigkeit der Selbstmordziffer in einer Nation. Die Katholiken Deutschlands sind doch ebenfalls Germanen „mit Gemütsleben und Hochkultur". Die katholischen Provinzen und Städte Deutschlands, die katholischen Kantone der Schweiz sind dem gleichen sozialen und wirtschaftlichen Entwicklungsprozeß der Neuzeit unterworfen. Die Bedingungen der Rasse und des sozialen Milieus gelten für sie in gleichem Maße wie für die in derselben sozialen Atmosphäre lebenden Protestanten. Die Ursachen der großen Verschiedenheit sind widerspruchslos bei den Katholiken in anderen religiösen Auffassungen vom Werte des Lebens, im stärkeren Glauben an die Wege der Vorsehung zu suchen. Der Katholik bewahrt sich fürs Leben eine größere Ruhe und eine hoffnungsfreudigere Zuversicht. Diese Anschauung spricht Hilty [1]) in seinem Buche „Glück" mit den schönen Worten aus: „Der Katholizismus scheint heutzutage diese Fröhlichkeit (im festen Glauben an eine sittliche Weltordnung) vielfach vor dem Protestantismus voraus zu haben. Es liegt dies wesentlich in der festeren, dem Zweifel weniger zugänglichen Ueberzeugung von einer göttlichen Weltordnung."

Die Beeinflussung der Selbstmordneigung erklärt der objektiv urteilende Philosoph Masaryk aus den verschiedenen Grundanschauungen der katholischen und protestantischen Religion heraus mit den Worten: „Der Protestantismus entwickelt den Charakter jedes einzelnen, indem er den Menschen in jeder Hinsicht selbständig macht; er gibt jedem die wahre Freiheit, macht jeden unabhängig und verbindet doch alle zu einem schönen Ganzen. Aber diese Freiheit führt auch leicht zu religiösen Zweifeln. Der unfertige Charakter entbehrt — bei den Protestanten im Gegensatz zu den Katholiken — die kräftige geistige Führung der Kirche. Der Unglückliche findet schwerer Trost, weil er der menschlich-priesterlichen Mittlerschaft entbehren muß. Der gläubige Protestant ist wahrhaft glücklich und zufrieden; der falsche, unfertige Protestant ist dagegen nicht glücklich und sich selbst und seinen Zweifeln überlassen; ohne ethischen Führer, ohne kirchlichen Zwang vermag er für seine Seele die gewünschte Ruhe nicht leicht zu finden. Daher ist der bestehende Protestantismus der Selbstmordneigung günstiger. Weder

[1]) Dr. C. Hilty, Glück, 1. Teil, 1901. S. 199.

ein guter Katholik noch ein guter Protestant wird an seinem Leben verzweifeln; nur der schlechte Katholik, der schlechte Protestant (es sei denn, daß physische Gründe, wie beim Irrsinn, ihn unzurechnungsfähig machen). Aber eher verzweifelt der schlechte Protestant als der schlechte Katholik, weil jener seine Haltlosigkeit leichter inne wird." [1])

Was Masaryk nur andeutungsweise „menschlich-priesterliche Mittlerschaft" nennt, worüber A. von Oettingen als „geistliche Lebensversicherungsanstalt" spottet, was G. von Mayr in den Worten offen bekennt, daß dem Protestanten „die durch Ohrenbeichte gebotene Erleichterung fehle": das viel geschmähte Beichtinstitut der katholischen Kirche dürfte sich im Hinblick auf die Beteiligung der Katholiken am Selbstmord als eine den Selbstmord hintanhaltende segensreiche Einrichtung herausstellen. Diese Auffassung findet auch ihre psychologische Rechtfertigung. Die menschliche Natur hat das Bedürfnis, kränkende Beleidigungen einzugestehen. Das Gefühl der Reue, der Drang nach Wahrheit, das Verlangen, Versündigungen wieder gut zu machen, rechtfertigen die Beichte. Schon Plato sagt: wenn jemand ein Unrecht begangen hat, so muß er das Unrecht aufgeben, sich anklagen und die Missetat nicht verheimlichen. Der Pädagoge Pestalozzi äußert sich, daß die Beichte in ihrem Wesen, wenn sie schon mißbraucht worden sein mag, gewiß große Kräfte für die Bildung des Volkes besitzt. Goethe schreibt über die Beichte der Katholiken: Beim Widerstreit natürlicher und religiöser Forderungen ist dem Katholiken ein herrliches Auskunftsmittel gegeben, seine Taten und Missetaten, seine Zweifel und Gebrechen einem würdigen, eigens dazu bestellten Manne zu vertrauen, der zu beruhigen, zu warnen, zu stärken, mit symbolischen Strafen zu züchtigen und durch Auslöschen der Schuld zu beseligen weiß. (Aus meinem Leben.) Der Spötter Voltaire nennt die Beichte eine ausgezeichnete Sache, einen Zügel gegen das Laster. Das für die Selbstmordneigung wichtige, psychologische Moment liegt in dem Bewußtsein, von dem Druck der Gewissensbisse Befreiung und durch die Richterhand Gottes Verzeihung erlangt zu haben. Bei richtiger Auffassung des Beichtinstituts muß die Beichte eine Trostquelle darstellen, die von der Selbstvernichtung des Lebens abhält und zu erneuter Lebensfreude auf den Bahnen gerechten, tugendhaften Lebenswandels anspornt.

Wir können unsere Erörterungen nicht schließen, ohne noch den vielfachen Einwänden Dr. Rehfischs hinsichtlich der Kombination von Selbstmord und Religion zu entgegnen. Rehfisch, ein sonst scharfer und gerechter Beobachter, glaubt die Einwirkung der Religion aus der

---

[1]) A. von Oettingen, Moralstatistik. S. 761.

Selbstmordgestaltung für unsere heutige Zeit ausschalten zu können. „Es ist," sagt er, „selbstverständlich, daß heutzutage, zu einer Zeit, in der Wissenschaft, Kunst und Industrie so Hohes erreicht haben, der Gebildete nicht mehr ohne weiteres an die Unfehlbarkeit des Papstes glauben will (l. c. S. 14). Nachdem Lassalle und Marx in nachdrücklichster Weise dem Volke über sein Soll und Haben die Augen geöffnet, . . . hat sich das Märchen von der Wiedervergeltung überlebt, und die schwulstigen Trostworte der Pfaffen, daß diejenigen im Jenseits ein besseres Leben führen sollten, denen es auf Erden nicht vergönnt war, fallen nunmehr auf unfruchtbaren Boden. An Stelle der Religion ist eine moderne Sittlichkeit getreten (S. 63). Das Volk will seines eigenen Glückes Schmied sein und für seine Arbeit seinen Lohn haben und zwar bald hier auf Erden. Der Glaube an eine Unsterblichkeit, soweit sie überhaupt die große Menge interessierte, hat aufgehört (S. 64). Es läßt sich nicht leugnen, daß der Einfluß der Religion in unseren Tagen ein geradezu minimaler ist. Der starre Glaube ist gefallen, an seine Stelle ist die Kritik getreten."

Wir geben bedingungslos zu, daß die Religion im allgemeinen bei den breiten Volksschichten sowohl, als in den höheren Gesellschaftsschichten an Innigkeit der Pflege, an Ausübung der religiösen Vorschriften Einbuße erlitten hat. Hunderttausende von Volksgenossen erklären mit dem sozialdemokratischen Stimmzettel ihre Zustimmung zu dem Evangelium von Marx und Lassalle. Luxus, Verschwendungssucht, Sittenlauheit, Abneigung gegen die Religion, gegen das Christentum vor allem sind bei den oberen Zehntausend eingedrungen. Trotzdem sind die Behauptungen Rehfischs, die dem Christentum in unseren Tagen einen tiefergehenden Einfluß absprechen, die es als abgetan und namentlich den Katholizismus als überwundenen, rückständigen Standpunkt hinstellen, zu sehr seinem Berliner Milieu, zu sehr seiner subjektiven Anschauungswelt angepaßt. Christus ist für Millionen noch das Ideal des Lebens, der Zielpunkt des Strebens. Wenn sich auch die Interessen der Menschheit mehr den materiellen und sozialen Forderungen der Kämpfe der Gegenwart hinwenden, so vergißt die Menschheit keineswegs ihre überirdische Bestimmung und keineswegs die Bedeutung von Religion und Glauben für dieses Leben. Es geht ein mächtiges Sehnen nach Religion, ein frischer religiöser Zug durch das deutsche Volk, wie dies vielfach von berufenen Beurteilern des modernen Lebens betont wurde. Es ist auf keinen Fall angängig, den Faktor Religion leichthin bei Erörterungen über den Selbstmord auszumerzen. Die Religion bleibt das Grundthema der Weltgeschichte, und sie bleibt für jedes menschliche Individuum der

Unterbau seiner ganzen Lebensbetätigung, mag sich diese in religionsfreundlichem oder -feindlichem Sinne gestalten. Wir erblicken in der niedrigen Selbstmordziffer der Katholiken insbesondere einen Beweis von der Kraft des Katholizismus, im Kampfe ums Dasein den Bekennern dieses Glaubens hilfreich zur Seite zu stehen und der natürlichen und übernatürlichen Zweckbestimmung des Menschen hoffnungsfreudig und gottergeben entgegenzuführen.

5. Die Motive.

Von den Feststellungen zur Statistik des Selbstmordes tragen die Nachweisungen über die Motive am meisten den Charakter der Unvollkommenheit. Jahreszeiten, Technik, Alter, Geschlecht, Konfession und Familienstand des Selbstmörders lassen sich in den allermeisten Fällen durch bloße Einsichtnahme in den Tatbestand leicht bestimmen. In Hinsicht auf die Ursachen zum Selbstmorde aber herrschen große Schwierigkeiten. Zumeist nimmt der Selbstmörder das Motiv ins Grab mit. Einerseits sind es hinterlassene Kennzeichen, briefliche Notizen, anderseits ist es die Kenntnis der Lebensführung des Selbstmörders, aus denen die Motive abgeleitet werden. Dieser direkte und indirekte Weg sowie der Umstand, daß die Ermittelung des Motivs in nicht wenigen Fällen der Umgebung des Selbstmörders überlassen bleibt, stellen zusammen die Glaubwürdigkeit statistischer Tabellen über die Motive des Selbstmords im Lichte der Unvollkommenheit dar. Die Angabe des Motivs durch die Hinterbliebenen insbesondere leidet noch an dem vom menschlichen Standpunkte aus leicht verzeihlichen Mangel, daß die wirklichen, erkannten Selbstmordmotive mit Absicht verdreht oder falsche Angaben gemacht werden. So ist der häufigste Grund zum Selbstmord immer eine mehr oder minder ausgeprägte Störung der Geistestätigkeit. Diese wird in Bayern öfter bei der Land- als bei der Stadtbevölkerung beobachtet. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß auf dem Lande häufiger Geisteskrankheit von seiten der Hinterbliebenen als ätiologisches Moment des Selbstmordes vorgeschützt wird, um den Selbstmörder vor üblem Nachruf zu bewahren und ihm namentlich ein anständiges Begräbnis zukommen zu lassen. Das statistische Material weist ferner den Nachteil auf, daß keine oder nur eine mangelhafte Unterscheidung zwischen den mannigfachen Beweggründen gemacht wird, die, einer Kette vergleichbar, Glied um Glied sich anreihen bis zum Schlußgliede der Tat des Selbstmordes und den Veranlassungen, welche im letzten Moment die permanent verhaltene Tendenz zum Selbstmord plötzlich zur Tat werden lassen.

Das Leben des Menschen ist mit vielen Drangsalen durchsetzt. Wer alle die Seufzer und Wehrufe der Selbstmörder hören, wer den

inneren Kampf zwischen Selbsterhaltung und Selbstvernichtung mitfühlen, wem sich der Schleier über unbekanntes, verborgenes Menschenleid lüften könnte, der könnte mit Faust ausrufen: Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an. Was durch die Motivenstatistik bekannt wird, ist nur ein schwacher Widerschein der Ursachen, welche unglückliche Menschen zum Selbstmord bringen. Tiefernste innerliche Herzens- und Seelenkämpfe, körperliche Leiden und ungezügelte Leidenschaften bilden die Grundmotive. Bei dem einen ist es jahrelanges Hin- und Herschwanken, ein Kämpfen und Ringen um Sein oder Nichtsein, bei dem anderen Leichtsinn, Frivolität, inhaltsleere, religionslose Lebensführung. In den meisten Fällen ist der Selbstmord der grausige Abschluß eines verfehlten Lebens. Er ist ein sicherer Beweis dafür, daß die Materie allein, das sinnlose Hasten und Jagen nur nach den Glücksgütern der Erde das nach Glück, nach Frieden, nach Seligkeit dürstende Menschenherz nicht befriedigen kann.

Die Motivenstatistik ist ein Gemälde der Nachtseiten des menschlichen Lebens. Sie entrollt erschütternde Bilder aus dem Seelenleben, dem Familienleben, dem Wirtschaftsleben der Gegenwart. Bevor wir die hauptsächlichsten Motive ins Auge fassen, sei an einzelnen Beispielen dargetan, welche Mannigfaltigkeit der Selbstmordmotive möglich ist. Der erwähnte Generalbericht teilt als erwähnenswert mit: Alteration über tags vorher erfolgten Selbstmord der Frau bezw. der Tochter; Alteration über Bankerott des Chefs, über den Tod eines Bruders; Gram einer 22jährigen Buchhalterin über Mißbildung des Körpers; unbegründete Furcht vor Verarmung; Furcht vor Entlassung, vor Operation, vor Examen, vor dem Militärdienste, vor dem Irrenhaus; religiöser Wahnsinn; Erhängen tags vor der Hochzeit nach Verputzung des Vermögens der Braut. Masaryk erzählt einen Fall, wonach sich ein Weinschmecker tötet, der die Schande nicht überleben will, sich in einer Weinsorte geirrt zu haben. Diese willkürlich herausgegriffenen Angaben über nähere Begleitumstände der Selbstmordmotive ließen sich mit Leichtigkeit zu einem schaurigen, nicht uninteressanten Seelengemälde menschlichen Elends erweitern.

Aus der Fülle der Ursachen heraus, die zum Selbstmord führen, ragen einzelne Momente als besonders disponierend hervor. Die Tabelle 20 führt zuerst den Lebensüberdruß als Motiv an. Es gibt eine Anzahl von Selbstmördern, denen das Leben langweilig und reizlos erscheint, und die infolge des Mangels an festem sittlichen Halt dem Leben entsagen. Die Klasse der Lebemänner, die im Genuß gesättigt, den Segen harter Arbeit und bitterer Entbehrung nie gekannt haben, stellt hierzu ihr Kontingent. Die Tabelle gibt deren immerhin nicht unbeträchtliche Zahl mit 5.8 % der Selbstmordfälle im Königreich Bayern an.

Tabelle 20.

Von 100 Selbstmorden waren veranlaßt durch:

Zeitraum	1. Lebensüberdruß			2. Körperliche Leiden			3. Geisteskrankheiten			4. Leidenschaften		
	Königreich	Städte	Landbezirke	Königreich	Städte	Landbezirke	Königreich	Städte	Landbezirke	Königreich	Städte	Landbezirke
1881—85	8.8	9.8	8.4	6.7	9.9	5.1	26.4	20.9	29.8	2.9	3.5	2.5
1886—90	7.4	6.5	7.7	6.9	10.3	5.2	37.3	35.6	38.8	3.5	5.2	2.6
1891—95	3.7	3.9	3.7	8.2	10.7	6.7	38.1	31.8	41.5	3.5	5.9	2.2
1896—1900	3.7	2.8	3.7	9.0	12.3	6.9	40.6	33.8	44.5	3.9	6.3	2.6
1881—1900	5.8	5.7	5.9	7.7	10.8	5.9	35.6	30.5	38.6	3.4	5.2	2.5

Zeitraum	5. Laster			6. Trauer, Heimweh			7. Kummer			8. Reue, Scham, Furcht		
	Königreich	Städte	Landbezirke	Königreich	Städte	Landbezirke	Königreich	Städte	Landbezirke	Königreich	Städte	Landbezirke
1881—85	7.5	7.1	7.8	0.3	—	0.4	12.9	15.7	11.6	10.1	15.2	7 5
1886—90	6.0	4 5	6.5	—	—	—	8.5	10.3	7.7	7.8	11.2	6.2
1891—95	5.3	4.3	6.1	0.2	—	0.2	7.8	10.8	6.2	8.8	13.1	6.3
1896—1900	5.8	4.2	6.5	0.3	0.2	0.3	7.1	9.6	5.9	9.2	11.7	7.7
1881—1900	6.2	5.0	6.7	0.2	—	0.2	9.1	11.6	7.9	8.9	12.8	6.9

Zeitraum	9. Aerger, Streit			10. Anderweitige Motive			11. Unbekannte Motive		
	Königreich	Städte	Landbezirke	Königreich	Städte	Landbezirke	Königreich	Städte	Landbezirke
1881—85	3.8	3.2	3.9	3.4	3.0	3.7	18.6	13.1	21.2
1886—90	3.6	3.6	3.6	1.5	1.4	1.6	16.9	10.2	19.5
1891—95	3.1	3.3	2.9	2.5	2.1	2.8	18.6	13.8	21.2
1896—1900	3.6	4.0	3.3	0.6	0.5	0.7	16.3	14.4	17.6
1881—1900	3.5	3.5	3.4	2.0	1.8	2.2	17.6	12.9	19.7

Die Rubrik 2 der Tabelle 20 weist den Anteil der Motive nach, der den körperlichen Leiden zukommt. In Anbetracht der vielen körperlichen Leiden, die die moderne Menschheit von der Wiege bis zum Grabe zu erdulden hat, ist ihre Zahl mit 7.7 % nicht gerade hoch zu nennen. In den Städten überwiegt der Anteil der körperlichen Leiden. Die Landbevölkerung ist gesünder.

Der Löwenanteil unter den Selbstmordmotiven fällt, wie überall, dem Irrsinn zu. Einzelne Selbstmordforscher gelangten zu der Annahme, jeder Selbstmord sei im Zustande psychischer Belastung vollzogen. „Die Frage, ob der Selbstmord im geisteskranken oder unzurechnungsfähigen, überhaupt in einem geistig unfreien Zustande begangen wurde, ist sozial häufig von einschneidender Bedeutung, wie psychiatrisch und anthropologisch von hohem Interesse. Die Angaben hierin nun schwanken sehr; die einen nahmen in 5 % Geistesstörung an, andere in 40 %, ohne indes hierfür bisher einen sicheren Beweis bringen zu können, der freilich auch bei der meist ungenügenden Beobachtung während der letzten Lebensstunden oder Lebenstage schwierig ist.“ [1])

Zur genaueren Ergründung der Frage nach der Zurechnungsfähigkeit der Selbstmörder hat nun Professor Heller in Kiel einen erfolgreichen Weg eingeschlagen. Er wies auf die dringende Notwendigkeit hin, die Selbstmörderleiche zu sezieren und die Obduktion nach pathologisch-anatomischen und nicht nach gerichtlichen Grundsätzen auszuführen. Er selbst hat nun 300 Sektionen an Selbstmörderleichen beiderlei Geschlechtes vorgenommen. Auf Grund einer Zusammenstellung aller pathologischen Befunde gibt er über die Frage der Zurechnungsfähigkeit bei der Tat folgende Auskunft. „Die Zurechnungsfähigkeit war gar nicht oder nicht direkt beeinflußt bei 39 % aller Fälle, sie war möglicherweise beeinflußt bei 18 % und stark bei 43 %. Darnach darf angenommen werden, daß 43 %, vielleicht sogar 61 % der 300 Selbstmörder nicht im Besitze ihrer Zurechnungsfähigkeit waren oder doch nicht die freie Willensbestimmung besaßen, als sie das eigene Leben beendeten.“

Heller wendet sich alsdann besonders gegen die Ansicht, daß der Selbstmord nur als eine besondere Form des Irrsinns aufzufassen sei. „Diese Anschauung kann in keiner Weise für bewiesen anerkannt werden; es ist festgestellt, daß von Selbstmördern, welche noch im letzten Augenblick gerettet wurden, nur 30 % wirklich klinisch ausgeprägte geistige

[1]) Zeitschrift für Sozialwissenschaft, Band 4, S. 466.

Störungen darboten." [1]) Die Annahme, wonach die Gehirnorganisation als entscheidend für die Tat angesehen werden müsse, ist sonach unhaltbar. Viele Selbstmorde werden bei vollem Bewußtsein und nach vorhergegangener reiflicher Ueberlegung begangen. Rein äußerlich sprechen die mißglückten Selbstmordversuche gegen die Annahme von psychischer Belastung, von geistiger Unzurechnungsfähigkeit, sonst müßten alle Selbstmordkandidaten nach mißlungenem Versuche dem Irrenhause überwiesen werden. Darüber aber sind die Ansichten ungeteilt, daß eine erkleckliche Anzahl von Selbstmorden ihre Begründung in tatsächlich vorgefundenem Irrsinn findet. In Bayern ist die Geisteskrankheit mit mehr als einem Drittel an der Gesamtzahl der Selbstmordmotive beteiligt.

In der Rubrik 4 sind die Leidenschaften mitgeteilt, die sich der Hauptsache nach aus Zorn, Eifersucht, unglückliche Liebe usw. zusammensetzen.

Die Rubrik 5 stellt den Anteil des Lasters dar. Die Hauptspielarten sind liederliches Leben, Trunk- und Spielsucht. Wie Monaco im großen seine Opfer fordert, so treibt der Spielteufel im Alltagsleben viele Menschen dem Ruin und schließlich dem Selbstmord in die Arme. Ganz besonders aber enthüllt sich der Alkoholismus als saugender Vampyr am Volkskörper, er beraubt Tausende der Segnungen des Familienlebens, er entnervt Tausende zu unbrauchbaren Menschen in der Gesellschaft und ist für Tausende das Vorbereitungsstadium auf dem Wege zum Selbstmord. Professor Heller hat von den 300 Selbstmörderleichen bei 143 oder 47.6 % als Ursache Alkoholmißbrauch festgestellt. Er bemerkt dazu, daß man sich über die Höhe der Alkoholikerzahl nicht zu wundern brauche. Spielt ja doch die Trunksucht in der Geisteskranken- wie Verbrecherstatistik eine bedeutsame Rolle. In der Tabelle 21 findet sich eine Zusammenstellung des Zusammenhanges zwischen Selbstmord und Alkohol. Dabei ist nur der Genuß von Branntwein mit seinen im Vergleich zu Bier und Wein ungleich schlimmeren Wirkungen berücksichtigt.

Wenn auf die Selbstmordhöhe in den einzelnen Staaten auch noch andere Faktoren mitbestimmend einwirken, so sind die Wechselbeziehungen von Selbstmord und Alkohol doch unverkennbar. In auffallendem Maße tritt diese Wahrnehmung in den Staaten zutage, welche eine einschneidende Mäßigkeitsbewegung eingeführt haben. Mit der Abminderung des Alkoholkonsums geht das Sinken der Selbstmordziffer Hand

[1]) Heller, Zur Lehre vom Selbstmord nach 300 Sektionen. Münchener Medizinische Wochenschrift 1900, Nr. 48, und Nöldeke, Die kirchliche Beerdigung der Selbstmörder, Gießen 1903.

Tabelle 21.

Selbstmord und Alkohol.

Von 1880—90 betrug in	Der Alkoholkonsum in Litern pro Kopf	Die Zahl der Selbstmorde auf eine Million Einwohner
Dänemark	6.2	257
Schweiz	3.2	220
Frankreich	3.8	210
Deutschland	4.4	207
Oesterreich	4.3	163
Belgien	4.4	114
Schweden	3.2	107
Großbritannien	2.7	78
Norwegen	1.8	66
Frankreich insbesondere zeigt nachstehende ungünstige Entwicklung:		
1830	1.12	54
1850	1.46	100
1860	2.27	111
1870	2.32	111
1880	3.64	179
1885	3.85	203
Norwegen zeigt den segensreichen Einfluß der Mäßigkeitsbewegung in den Zahlen:		
1831—40	8.0	103
1850—54	3.2	107
1860-64	2.2	86
1871—75	2.8	70
1881--85	1.7	67
1886—90	1.5	66

in Hand. In Deutschland sind jene Provinzen und Staaten, welche einen großen Branntweinkonsum haben, auch erheblich stärker mit der Selbstmordfrequenz belastet, als dies in solchen Staaten mit geringem Branntweinkonsum der Fall ist.

Der Alkohol spielt im Leben des Volkes eine viel zu wenig erkannte verderbliche Rolle. Rehfisch schildert die Zersetzung breiter Volksschichten durch den Alkohol, namentlich der Arbeiterwelt, mit den wahren Worten: „Das häufigste Laster des Elends ist die Trunksucht. Sowohl die älteren als auch die neueren Autoren, die sich mit der Selbstmordfrage beschäftigten, erblicken in der Trunksucht die häufigste Ursache des Selbstmordes. So gelang es Bär, in seinem berühmten Werke »Der Alkoholismus« nachzuweisen, daß ungefähr 12 % aller Selbstmordfälle in ihren Motiven auf Trunksucht zurückzuführen sind. . . . Der Alkohol ist für die ärmeren Klassen das ultimum refugium; mit ihm spülen

sie alle ihre Sorgen hinunter, in ihm suchen sie Vergessenheit. Wenn der Maurer oder Zimmerer tagsüber in freier Natur arbeiten muß, so ist ihm bei trübem, kaltem Wetter der Schnaps das übliche Getränk in Deutschland, der Absynth in Frankreich fast ein notwendiges Reizmittel für seinen Körper. Statt ihn aber in bescheidenem Maße zu genießen, werden bald, namentlich in prekärer Lage, immer größere Quantitäten getrunken, und so entwickelt sich der chronische Säufer. Dieser chronische Alkoholismus untergräbt natürlich die Gesundheit immer mehr, und so darf es uns nicht mehr wundern, wenn ein Gehirn, dem seine normale Denk- und Empfindungsweise fehlt, nicht nur die unmoralischen Handlungen begeht, sondern schließlich auch sein eigenes Dasein vernichtet." [1])

Die Rubrik 6 führt als Selbstmordmotiv Trauer und Heimweh mit ganz kleinen Prozentsätzen an.

In der Rubrik 7 begegnen wir Erscheinungen aus dem gewöhnlichen Leben, das an den Motiven Kummer, Vermögensverlust, Nahrungssorgen, unglückliche Familienverhältnisse so reich ist. „Hier ist es der vergeblich geführte Kampf um das Dasein, der den Mut geraubt hat, dort der ewige Zwist im eigenen Heim, hier der Kummer um ungeratene Kinder, die den ehrenvollen Namen der Eltern zu Schande gebracht, dort die tiefe Trauer um den Tod eines geliebten Wesens. Die stete Sorge, der nagende Schmerz hat die Lebenskraft untergraben, hat die Lebenslust verscheucht." [2]) Es ist eine Eigentümlichkeit dieser Gruppe von Motiven, daß an ihr besonders die Frauenwelt größeren Anteil nimmt.

Reue und Scham, Furcht vor Strafe, außereheliche Schwangerschaft bilden nach Rubrik 8 einen nicht unerheblichen Prozentsatz unter den Selbstmordmotiven. Aerger und Streit im Hause, im Berufe, verletzte Ehre bilden gleichfalls Bestandteile der häufigeren Selbstmordmotive, wie aus Rubrik 9 hervorgeht. Groß ist noch die Zahl der sonstigen sowie der unbekannt gebliebenen Motive.

Kleinere Unterschiede ergeben sich hinsichtlich der Frequenz der Selbstmordmotive bei der Unterscheidung nach Stadt und Land. Körperliche Leiden bilden in den Städten in höherem Grade den Grund zum Selbstmord. Das Landvolk, das auch ein höheres Durchschnittsalter erreicht, zeigt auch einen besseren Gesundheitszustand. Hinsichtlich der Geisteskrankheiten weisen die Landbezirke einen mäßig höheren Anteil auf als die Städte, was wohl durch die obige Bemerkung des Generalberichtes seine Erklärung findet. In den Rubriken: Kummer,

---

[1]) Rehfisch, Der Selbstmord, S. 103 ff.

[2]) Rehfisch, Der Selbstmord, S. 108.

Nahrungssorgen, unglückliche Verhältnisse, Reue, Scham usw. verrät das Landvolk eine geringere Anteilnahme. Auf dem Lande herrscht im allgemeinen ein ruhigeres und zufriedeneres Leben als in den den Leidenschaften und der Genußsucht fröhnenden Städten.

Eine Reihe körperlicher, seelischer, wirtschaftlicher Erschütterungen bilden den Ursachenkomplex, der in seiner Vielgestaltigkeit unglücklichen Menschen Veranlassung gibt zur Lebensvernichtung. Im Vordergrunde aller Motive aber stehen der Irrsinn und die Alkoholvergiftung. Von einer wirksamen, tiefeinschneidenden Bekämpfung dieser beiden großen Uebel ist am ehesten und sichersten eine erfolgreiche Eindämmung der Selbstmordhäufigkeit zu erwarten.

III. Objektive Differenzierungsmomente.

1. Die Arten des Selbstmordes.

Es scheint auf den ersten Blick ohne viel Bedeutung zu sein, welche Mittel von den Selbstmördern gewählt werden, mit deren Hilfe sie aus dem Leben scheiden. Im allgemeinen wird für jeden Selbstmörder der Gedanke maßgebend sein, möglichst rasch und auf die ihm bequemste Weise seinen Plan auszuführen. In nicht seltenen Fällen jedoch werden Selbstmordarten von der höchsten Grausamkeit und Umständlichkeit gewählt. Es ergeben sich in der Art und Weise des Selbstmords bei größeren Massenbeobachtungen, sowie in einzelnen Fällen statistisch und psychologisch interessante Momente. Goethe hat über die Selbstmordarten, bevor er aus innerem Drange heraus die Leiden des jungen Werther schrieb, nachstehende Beobachtungen angestellt. „Da ich selbst in dem Fall war und am besten weiß, was für Pein ich darin erlitten, was für Anstrengung es mir gekostet, ihr zu entgehen, so will ich die Betrachtungen nicht verbergen, die ich über die Todesarten, die man wählen könnte, wohlbedächtig angestellt. Es ist etwas so Unnatürliches, daß der Mensch sich von sich selbst losreiße, sich nicht allein beschädige, sondern vernichte, daß er meistenteils zu mechanischen Mitteln greift, um seinen Vorsatz ins Werk zu richten. Wenn Ajax in sein Schwert fällt, so ist es die Last seines Körpers, die ihm den letzten Dienst erweist. . . . Frauen suchen im Wasser die Kühlung ihres Verzweifelns, und das höchst mechanische Mittel des Schießgewehrs sichert eine schnelle Tat mit der geringsten Anstrengung. Des Erhängens erwähnt man nicht gern, weil es ein unedler Tod ist. . . . Durch Gift, durch Oeff-

nung der Adern gedenkt man nur langsam vom Leben zu scheiden. Alles dieses aber sind äußere Behelfe, sind Feinde, mit denen der Mensch gegen sich selbst einen Bund schließt." [1])

Zu diesen hauptsächlich benutzten Selbstmordarten treten noch die seltsamsten ausgesuchtesten Fälle hinzu, wobei häufig lokale und individuelle Verhältnisse eine Rolle spielen. Solche bizarre Selbstmordarten sind z. B. das Selbstverbrennen, wovon Süßmilch einen schaurigen Fall erzählt, indem eine Frau in ihrer Küche einen Kreis von brennenden Steinkohlen um sich zieht und darin zu Tode sich braten läßt. Das Selbstverbrennen wird in der bayrischen Selbstmordstatistik unter den „anderen Arten" ziemlich häufig erwähnt; besonders kraß sind zwei Fälle, in denen gleichzeitig das Haus angezündet wird, und ein Fall, in welchem sich eine 17jährige Dienstmagd vorher noch mit Petroleum übergießt.

Durch beharrliche Verweigerung der Nahrung begehen im allgemeinen nur Irrsinnige oder Eingekerkerte Selbstmord, da ihnen keine andere Wahl gelassen ist.

Es kommen ferner Fälle vor von Selbsterdrosseln, Selbstbegraben, Selbsterfrieren, Selbst-in-die-Luft-sprengen, Einatmen giftiger Gase u. a.

Bei den außergewöhnlichen Selbstmordarten ist vielfach der Beruf mitbestimmend. So ereignen sich die meisten Fälle beim Militär durch Erschießen. Der Generalbericht der Sanitätsverwaltung für das Königreich Bayern berichtet von einer Anzahl von Selbstmorden, die sich durch die Seltsamkeit der gewählten Mittel auszeichnen und gleichzeitig mit dem Beruf zusammenhängen. Ein Steinmetz läßt sich von einem Felsstück erschlagen; ein Messerschmied schlägt sich die beiden Hände ab und verblutet; ein Bäcker verbrennt sich in seinem eigenen Backofen; ein Gerber erstickt sich in seiner Lohgrube; ein Bauer ertränkt sich in seiner Odelgrube; ein Bergwerksunternehmer zermalmt sich mittelst Dynamit; ein Apotheker vergiftet sich durch Blausäure, ein Kupferschmied durch Cyankali, eine Hebamme durch Lysol; ein Brauer springt in den Sudkessel.

Durch Bauchaufschlitzen kamen im Jahre 1898 in Bayern drei Selbstmordfälle von Frauen vor.

Was die Selbstmordmittel anlangt, deren sich die Naturvölker bedienen, so sind es in der Hauptsache solche, die die Natur von selbst darbietet, indem ein Fluß zum Ertränken, ein hoher Baum zum Erhängen, ein Felsen zum Herabstürzen, eine Pflanze zum Vergiften die Absicht zur Selbsttötung verwirklicht. Doch kommen bei den Natur-

[1]) Goethe, Aus meinem Leben, 3. u. 4. Teil.

völkern ebenfalls die scheußlichsten Selbstmordarten zum Vorschein. So erzählt Wuttke[1]) von Negersklaven, welche sich oft durch Hunger töten, insbesondere indem sie sich die Zunge abbeißen, oder auch, indem sie einen mit Pulver gefüllten Pfeifenkopf in den Mund nehmen und sich so den Kopf sprengen.

Sehr häufig werden die Selbstmordarten kombiniert, um auf alle Fälle zum Ziele zu gelangen. Es erschießt sich jemand auf dem Fensterbrett, um dann auf das Pflaster zu stürzen; oder jemand öffnet nach mißglücktem Schuß die Pulsadern.

Unter den weniger oft gewählten Selbstmordarten erwähnen die Berichte weiterhin das Herabstürzen von erhöhten Punkten, von Mauern oder Fenstern, was meist von weiblichen Personen verübt wird.

Wie oft die sonderbarsten Arten einfacher und zusammengesetzter Natur ausgedacht werden, so werden oft auch Orte aufgesucht, deren Wahl auffällig ist. Vielfach legt sich jemand auf die Schienen des heranbrausenden Eisenbahnzuges; oder es erschießt sich eine Witwe am Jahrestage des Todes ihres Mannes auf dessen Grab. Lokale Gewohnheiten sind es, wenn die Pariser sich vorzugsweise in die Seine stürzen, oder wenn die unglücklichen Opfer der Spielhölle in Monte Carlo vom „Selbstmörderfelsen", der wegen der vielen Selbstmordfälle von seiner Höhe diesen Namen trägt, in die Tiefe springen. Die Städter wählen den Selbstmord in der Oeffentlichkeit häufiger als die Landbewohner. Letztere suchen bei Begehung der Tat irgend einen stillen Winkel ihres Wohnhauses auf, während der Städter auf diesem letzten Gange noch die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken sucht.

Die Abscheulichkeiten in der Wahl und in der Anwendung der Selbstmordmittel lassen den berechtigten Gedanken auftauchen, daß bei den aufgezählten Formen des Selbstmordes das betreffende Individuum wohl in den allermeisten Fällen geistig anormal gewesen sein müsse. Die Vorstellung des langsamen und schmerzlichen Sich-zu-Tode-Quälens wird wohl nur im Gehirn eines geisteskranken Selbstmörders Platz finden können, oder sie tritt überhaupt nicht ins Bewußtsein. Die im vorstehenden aufgezählten grausamen Todesarten, Bauchaufschlitzen, den Kopf an die Wand rennen, „das Verschlucken großer harter Gegenstände, das Trinken siedender Flüssigkeit, und manche andere schreckliche Todesart, von der wir in psychiatrischen Zeitschriften oder auch in der Tagespresse lesen, weist mit ziemlicher Sicherheit auf einen geisteskranken Täter hin." [2])

---

[1]) Wuttke, Geschichte des Heidentums I, S. 189.

[2]) Dr. R. Gaupp, Ueber den Selbstmord; München 1905. S. 17.

Es ist ersichtlich, daß in den einzelnen Fällen die Todesart oft in der bizarrsten Form, unter den sonderbarsten Begleitumständen zum Vollzuge kommt. Jedes Einzelereignis beansprucht um seiner selbst willen unser Interesse. Die Selbstmordarten in größeren Massen lassen jedoch noch weitergehende und, weil auf Grund von Massenbeobachtungen gestützt, auch wertvollere Differenzierungen zu. Es ist durchaus nicht belanglos, in welchem Alter, in welcher Umgebung sich jemand befindet, es ist nicht gleichgültig, welchem Berufe, gar welchem Geschlechte jemand angehört. Alle diese Momente kommen in der Wahl der Todesart unverkennbar zur Geltung.

Beim Selbstmord im kindlichen Lebensalter kommt bei Knaben und Mädchen eine charakteristische Todesart zum Vorschein. In einer Untersuchung über die Kinderselbstmorde schreibt Baer: „Bei den Knaben in den späteren Jahren (im Alter von 11—15 Jahren) ist der Erhängungstod der häufigste; im Alter von 8—12 Jahren ist der Sprung aus dem Fenster vorwiegend; Erschießen wählen nur Knaben aus dem späteren Alter von 14—15 Jahren; Ertrinken tritt hier in verschiedenen Altern gleich auf. Dreiviertel der Selbstmorde bei Mädchen geschieht durch Sprung aus dem Fenster und zwar im Alter von 10—15 Jahren." [1]) Mit der Entwicklung der Körperkräfte und der seelischen Fähigkeiten ändert sich auch die Wahl der Mittel. „Der Knabe erhängt sich, das Mädchen springt ins Wasser, der Jüngling und kräftige Mann erschießt sich, das Weib greift zum Strick und wirft sich ins Wasser, die Alten erhängen sich." [2])

Inwieweit Werkzeuge des Berufs, Gegenstände der Beschäftigung als Mittel zum Selbstmord dienen, haben wir bereits an den obigen Einzelbeispielen wahrgenommen.

Ein ganz besonderer Unterschied tritt bei der Auswahl der todbringenden Mittel bei Berücksichtigung des Geschlechtes auf. Die Todesart durch Erschießen ist in allen Ländern das traurige Vorrecht der Männer. Die Frauen scheuen die Feuerwaffen und wählen meist den Tod des Ertrinkens. Die Männer sind mit der Handhabung der Schießwaffen eher vertraut, andererseits hält die Frauen vielleicht die Scheu in dem Gedanken an Blut ab, selbst wenn sie ihrem Leben ein Ende zu machen im Begriffe sind. Die Selbstmordart durch Gifte und Gase hinwiederum ist in allen Staaten unbestritten ein bei den Frauen beliebtes Mittel. Die folgende Tabelle 22 beleuchtet den Unterschied in der Selbstmordbeteiligung hinsichtlich der Arten nach Geschlechtern im Königreich Bayern.

[1]) Dr. A. Baer, Der Selbstmord im kindlichen Lebensalter. S. 25.
[2]) Masaryk, Der Selbstmord. S. 124.

Tabelle 22.

Von 100 männlichen bezw. weiblichen Selbstmördern wählten nachstehende Todesart:

Jahr	Erhängen		Ertränken		Erschießen		Schnitt oder Stich		Vergiften		Andere Arten	
	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.	männl.	weibl.
1886–88	53.4	38.7	14.0	46.8	24.1	1.8	4.1	2.3	1.6	3.6	1.4	5.4
1892–94	54.9	36.9	13.5	44.7	21.1	2.9	—	—	2.2	6.9	—	—
1895	55.6	36.6	13.9	48.2	22.9	2.4	3.2	3.0	0.7	8.0	—	—
1896	53.2	37.6	13.8	47.5	23.0	2.5	2.5	3.7	0.8	3.7	—	—
1897	56.6	37.8	13.5	44.1	23.0	3.7	2.5	1.0	1.0	6.9	—	—
1898	51.5	34.0	15.0	48.5	25.6	3.8	2.5	1.8	2.1	3.8	—	—
1899	56.0	38.6	13.4	40.7	22.4	1.6	4.0	3.2	1.0	7.4	1.4	6.8
1886–99	54.4	37.2	13.8	45.8	23.2	2.7	3.1	2.4	1.8	5.8	1.4	5.8

In Bayern ist sonach die häufigste Todesart bei den Männern das Erhängen (54.4 %), bei den Frauen das Ertränken (45.8 %). Bei den Männern überwiegt das Erschießen noch die Todesart des Ertränkens, während die zweitnächste Selbstmordart bei den Frauen das Erhängen ist. Nur unbedeutende Bruchteile macht bei den Frauen das Erschießen und der Tod durch Schnitt oder Stich aus, während die Häufigkeit der Todesart durch Vergiften an dritter Stelle steht. Bemerkenswert ist noch, daß die Frauen bei den außergewöhnlichen, anderen Selbstmordarten gegenüber den Männern ziemlich in den Vordergrund treten. Es mag dies wohl daher rühren, daß sie sich nicht an das Mittel der Schießwaffen zu gewöhnen imstande sind und daß es dem Gefühle der Frau überhaupt nahe liegt, selbst im Tode noch eine auffallende, von der allgemeinen Gewohnheit abweichende Todesart auszusuchen.

Daß die prozentuale Verteilung der Selbstmordarten naturgemäß in anderen Ländern Verschiebungen aufweist, ist ein Beweis dafür, daß der Selbstmörder wie in anderen Punkten so auch in der Wahl seiner Todesmittel von der Außenwelt beeinflußt wird. Es ist ebenso selbstverständlich, daß mit der Veränderung der sozialen, kulturellen, wirtschaftlichen Verhältnisse Verschiebungen in der durchschnittlichen Häufigkeit und Mehrungen der Arten der Selbstmordmittel Hand in Hand gehen. Goethe erwähnt das Ueberfahrenlassen durch die Eisenbahn nicht, weil es eben noch keine gab. In Anbetracht der wahren und falschen Emanzipation der Frauen auf allen Gebieten darf es nicht wundernehmen, wenn die Todesart mittelst Revolverkugel an ihrem bisherigen fast ausschließlichen Alleingebrauch der Männer Ein=

buße erleidet. Wenn auch eine stärkere Mannigfaltigkeit in der Technik des Selbstmordes eintritt, so werden die von der Natur gebotenen Mittel und das einfache Hilfsmittel des Strickes kaum merklich verdrängt werden.

Die äußere Umgebung in der Natur, insbesondere hydrographische Verhältnisse sowie die engere soziale Atmosphäre bestimmen im allgemeinen ebenfalls die Wahl der Mittel mit. Dies ersehen wir aus der Differenz einzelner Länder, wenn wir die verschieden großen Selbstmordarten in denselben zu einander zu erklären versuchen. Auch in Hinsicht auf die Unterscheidung nach männlichen und weiblichen Personen treten hierbei Schwankungserscheinungen je nach den Verhältnissen der Umgebung, der Natur oder nach den Landessitten zutage. Derartige charakteristische Abweichungen läßt die nachstehende Tabelle erkennen.

Tabelle 23.[1])

Von 100 Selbstmördern starben in

durch	Preußen 1878—88		Frankreich 1878—87		Italien 1878—88		England 1878—88		Schweiz 1878—85		Bayern 1886—99		Berlin 1878—88	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen
	%	%	%	%	%	%	%	%	%	%	%	%	%	%
Erhängen . .	66.1	44.3	47.4	29.9	16.5	15.3	35 6	24.0	20.6	50.9	54.4	37.2	49.1	28.6
Ertrinken . .	13.3	40.0	23.7	40.0	21.4	43 6	18.1	33 3	46.4	25.1	13.8	45.8	16.0	20.8
Erschießen . .	13.0	1.0	15.0	2.2	31.3	3.5	8.7	0.5	21.2	3.2	23.2	2.7	15.9	1.6
Schnitt u. Stich	3.0	2.7	2.8	2.1	5.6	3.1	19.2	12.5	5.0	4.6	3.1	2.4	3.2	1.0
Flüssige Gifte .	2.3	7.8	1.5	4.0	5.6	12.5	10.0	21.6	2.8	8.0	1.3	5.8	10.1	32.5
Kohlenoxydgas	0.2	0.5	6.0	16.0	3.8	4.5	—	—	0.9	2.0	—	—	1.7	4.5
Stürzen unter die Eisenbahn	1.4	1.1	1.1	0.8	3.7	0.9	2.8	1.1	2.0	1.5	—	—	0.9	0.4
Sturz aus der Höhe . . .	0.4	2.0	2.2	4.6	10.6	15.5	1.9	3.7	1.0	3.9	—	—	3.1	8.8
Andere Arten	0.3	0.6	0.3	0.4	1.5	1.1	3.7	3.3	0.1	0.8	1.4	5.8	—	1.8
	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0

Die Tabelle 23 ist zunächst ein Beleg für die oben behaupteten, allen Ländern als eigentümlich anhaftenden Merkmale. Die in der Hauptsache der Männerwelt zufallende Todesart des Erschießens steigert sich in Italien und in der Schweiz infolge des dort üblicheren Waffentragens zu ganz respektablen Ziffern; auch die Frauenwelt greift dortselbst häufiger zur Waffe. Frankreich tut sich durch die Selbstmordart der Gasvergiftung hervor. In England hat die Anwendung flüssiger Gifte eine hohe Verbreitung, insbesondere huldigen die Eng-

[1]) Rehfisch, Der Selbstmord, S. 120.

länderinnen diesem Brauch. Das Erhängen ist in Italien nicht sonderlich im Schwung, während in der Schweiz die Frauenwelt in der Hälfte aller Selbstmordfälle dieses Mittel bevorzugt. Schnitt und Stich haben in diesen beiden Ländern, wo Messer und Dolch ohnedies eine Rolle spielen, ebenfalls eine größere Beliebtheit als sonst, mit Ausnahme von England, wo 19 % der Selbstmorde auf den Tod durch das Messer entfallen. Der Tod durch Sturz aus der Höhe überwiegt sehr in Italien, auch in der Schweiz, woran das vorhandene gebirgige Terrain Schuld haben kann. Der Selbstmord durch Sturz aus der Höhe ist sodann noch durchgängig eine Vorzugsart der Frauenwelt.

Aus den vorstehenden Angaben geht deutlich hervor, wie die geographische Beschaffenheit eines Landes, sowie Landesgewohnheiten auch auf die Wahl der Selbstmordarten einwirken. Den Einfluß spezieller lokaler Verhältnisse erkennen wir an dem Verhalten der Stadt Berlin, welche in die obige Tabelle aufgenommen ist. Ganz besonders hervorragend ist in Berlin die Todesart durch flüssige Gifte und Kohlenoxydgas, sowie durch Herabstürzen Ist in Preußen der Landesdurchschnitt für Tod durch Gift und Gas bei der Männerwelt 2.8 bezw. 0.2, bei der Frauenwelt 7.8 bezw. 0.5, so erreicht der Giftselbstmord bei den Männern in Berlin nahezu das Fünffache, während die Selbstmordart durch Gift von der Berliner Frauenwelt am häufigsten von allen Mitteln gewählt wird. Vom sonstigen Durchschnitt nimmt alsdann der Sturz aus der Höhe eine abweichende Stellung ein mit dem charakteristischen Ueberwiegen durch die Frauen. Die Erklärung für die hohe Zahl von Selbstmorden durch Gift sucht Rehfisch zum Teil darin, daß es „nicht zum wenigsten ja dienende Mädchen sind, denen das Leben eine Last ist, und daß der Gebrauch an giftigen Substanzen, wie Schwefel- und Zuckersäure oder auch ätzende Laugen, die zur Reinigung von Gegenständen in der Küche verwandt werden, ihnen ja leicht genug die Mittel zum Selbstmorde in die Hand gibt“.[1]) Das Vorwalten des Selbstmordes durch Sturz von der Höhe in Berlin hängt mit dem Vorhandensein solcher Gelegenheiten zusammen, indem es in Berlin wie in größeren Städten an turmhohen Gebäuden mit vielen Stockwerken nicht gebricht.

Die Selbstmordart durch Gift und Höhensturz wird wohl in allen größeren Städten infolge der günstigeren, leicht zu verschaffenden Gelegenheiten den Landesdurchschnitt überragen.

Nicht am geringfügigsten zuletzt ist die Differenzierung der Selbstmordarten nach ihrer Verteilung auf Stadt und Land. Lebensbedin-

[1]) Rehfisch, Der Selbstmord, S. 118.

gungen und Lebensweise sind in beiden verschieden. Aeußerlich wie innerlich anders geartet, kommen auch im Hinblick auf die Selbstmordarten die den Gegensätzen von Stadt und Land innewohnenden verschiedengestalteten Momente in charakteristischer Aeußerung zur Geltung.

In Tabelle 24 finden wir eine Darstellung der hauptsächlichsten Selbstmordarten in ihrer Verteilung auf Städte und Landbezirke in der zeitlichen Erstreckung von 1878—1900 für das Königreich Bayern. Diese Tabelle ist in mehrfacher Hinsicht wertvoll. Betrachten wir zunächst die Wechselbeziehungen zwischen den Selbstmordarten und dem Stadt- und Landcharakter. Dem Erhängen überhaupt fällt von allen Selbstmordarten der Löwenanteil zu. Er beträgt im Durchschnitt der Zeitstrecke 1878 bis 1900 50.8 %. Die Städte haben nur wenig mehr als die Hälfte der Selbstmordfälle durch Erhängen im Vergleich mit den Landbezirken (33.0 : 60.0). Diese hohe Beteiligung an den Selbstmordarten durch Aufhängen bei der Landbevölkerung erfolgt auf Kosten anderweitig zur Verfügung stehender Mittel. Das Ertränken zeigt wenig Unterschied in der beiderseitigen Beteiligung. Um so mehr aber das Erschießen. Es ist klar: zum Zweck des Selbstmordes einer Pistole oder eines Revolvers habhaft zu werden, ist auf dem Lande durch den Mangel an solchen Gegenständen sehr erschwert, während dies für den Städter leicht zu erreichen ist. Außerdem verursacht eine Schußwaffe auch höhere Kosten, während der Strick für den Landmann leichter und billiger erhältlich ist. Die Schnitt oder Stich bewirkenden Instrumente stehen wohl gleich häufig zu Gebote, daher auch die nahezu völlige Gleichheit in der Anwendung dieser Selbstmordarten während der Beobachtungsstrecke. Für Stadt und Land stimmen hier die Ziffern mit 3.6 und 3.7 % überein. Was für die Selbstmordart des Erschießens gilt, trifft in noch höherem Maße für das Vergiften zu. Dem Landvolk stehen giftige Chemikalien und Gase nicht in dem Maße zur Verfügung, wie dem Stadtbewohner, der in Industrie und Handel diese Mittel sich leichter zu beschaffen weiß. Das Ueberfahrenlassen durch die Lokomotive ist in Stadt und Land zu selten, als daß ein namhafter Unterschied festgestellt werden könnte. Bemerkenswert ist noch die größere Beteiligung der Städte an den anderen Arten. Infolge der einfacheren Lebensweise der Landbewohner kommen ihnen auch seltener anderweitige als die gewöhnlichen Selbstmordarten in den Sinn. Auch fehlt bei den Städtern nicht die Nachahmungssucht besonders auffälliger, ausgesuchter Arten. Ferner üben die umständlich erzählten Selbstmordberichte in der Tagespresse auf den ohnedies reizbareren und empfänglicheren Stadtbewohner in suggestiver Weise einen verhängnisvollen Einfluß.

Tabelle 24.

Von 100 Selbstmorden entfallen auf

	Erhängen			Ertränken			Erschießen			Schnitt oder Stich			Vergiften			Ueberfahrenlassen durch die Lokomotive			Andere Arten		
	Königreich	Städte	Landbezirke	Königreich	Städte	Landbezirke	Königreich	Städte	Landbezirke	Königreich	Städte	Landbezirke	Königreich	Städte	Landbezirke	Königreich	Städte	Landbezirke	Königreich	Städte	Landbezirke
1878	49.2	30.0	57.0	21.8	25.9	20.1	17.6	25.9	14.2	5.6	8.3	4.4	2.1	5.2	1.5	1.9	2.1	1.9	1.3	2.6	0.
1879	54.4	38.5	62.4	14.8	18 6	12.9	19.0	26.3	15.3	4.7	3.3	5.4	3.6	8.9	1.0	1.6	1.2	1.8	1.8	2.8	1.2
1880	52.8	35.0	60.6	19.5	21 8	18.4	18.4	29.9	13.4	5.2	4.3	5.7	2.5	7.6	0.2	0.7	0.9	0.6	0.3	0.5	0.2
1878—80	52.1	34.5	60.0	18.7	22.1	17.1	18.3	27.4	14.3	5.2	5.3	5.2	2.7	7.2	0.9	1.4	1.4	1.4	1.5	1.9	0.8
1881	52.3	35.5	61.0	17.8	20.5	16.4	18.5	26.3	14.2	4.2	4.2	4.3	3.6	8.4	1.1	2.3	2.9	1.9	1.3	1.7	1.1
1882	52.3	33.5	62.5	17.5	19.0	16.7	21.8	37.3	13.5	3.2	1.9	3.9	2.4	4.9	1.0	1.5	1.1	1.6	1.3	2.3	0.8
1883	50.9	33.8	59.3	17.9	15.2	19.3	21.2	34.6	14.6	3.7	4.5	3.3	3.3	8.6	0.6	1.8	0.8	2.3	1.2	2.5	0.6
1884	53.0	35.0	62.5	18.3	21.1	16.9	19.0	31.5	12.4	3.3	3.6	3.2	2.6	6.0	0.8	1.7	1.6	1.7	2 1	1.2	2.5
1885	51.7	36.5	59.0	18.8	20.4	18.0	19.4	31.6	13.6	3.2	3.1	3.2	2.5	5.8	0.9	2.4	2.2	2.5	2.0	0.4	2.8
1881—85	52.0	34.9	60.9	18.1	19.2	17.5	19.9	32.3	13.6	3.5	3.4	3.6	2.9	6.7	0.9	1.9	1.7	2.0	1.6	1.6	1.5
1886	48.4	26.5	58.1	19.8	20.8	19.5	21.0	35.1	14.7	3.9	4.5	3.6	2.2	4.9	1.1	2.7	3.7	2.3	2.0	4.5	0.7
1887	50.5	32.5	60.2	21.6	24.6	20.0	20.8	32.5	14.4	3.6	4.1	3.3	1.6	2.8	0.9	0.8	1.4	0.6	1.1	2.1	0.6
1888	53.4	32.4	63.7	18.5	18.2	18.6	18.1	33.6	10.5	3.7	4.1	3.6	2.1	3.2	1.6	0.7	0.8	0.6	3.5	7.7	1.4
1889	52.4	32.7	60.6	18.9	20.7	18.1	21.2	35.9	15.0	3.0	2.8	3.1	2.4	4.6	1.5	0.9	0.5	1.1	1.2	2.8	0.6
1890	49.9	27.9	61.4	19.0	19.9	18.6	21.2	34.5	14.3	2.9	3.5	2.5	2 7	6.3	0.9	2.0	3.5	1.1	2.3	4.4	1.1
1886—90	51.0	30.4	60.8	19.5	20.8	18.9	20.4	34.3	13.8	3.4	3.8	3.2	2.2	4.4	1.	1.4	1.9	1.1	2.0	4.3	0.9
1891	51.7	35.4	60.0	20.8	20.2	21.1	19.2	31.9	12.7	2.8	1.6	3.4	2.1	4.3	1.0	2.1	2.7	1.8	1.3	3.9	—
1892	52.0	33.3	62.7	20.9	21.4	20.6	18.7	31.5	11.3	2.8	2.4	3.0	3.3	8.0	—	1.1	1.7	0.8	1.1	1.4	1.0
1893	49.8	32.2	59.8	18.5	21.1	17.2	21.1	32.2	14.8	4.6	5.1	4.2	2.6	4.7	1.4	1.7	1.8	1.6	1.7	2.9	1.0
1894	47.2	30.2	57.4	20.6	20.0	20.9	21.3	33.3	14.2	3.6	3.1	3.9	3.5	6.9	1.4	1.9	3.1	1.2	1.8	3.1	1.0
1895	50.0	33.8	59.2	21.5	21.3	21.6	20.0	33 1	12.4	3.1	3.3	3.0	2.3	4.8	1.1	2.0	1.5	2.3	1.1	2.2	0.4
1891—95	50.1	32.9	59.8	20.4	20.8	20.3	20.0	32.4	13.1	3.4	3.1	3.5	2.7	5.7	1.0	1.8	2.1	1.5	1.4	2.7	0.7
1896	49.0	30.7	59.8	20.5	24.7	18.0	20.2	31.7	13.4	2.6	2.7	2.6	1.4	2.7	0.6	3.8	2.4	4.6	2.5	5.1	1.0
1897	50.1	34.6	58.7	20.2	16.8	22.1	20.9	34.6	13.3	2.1	3.4	1.3	2.4	5.1	1.0	2.1	2.4	1.9	2.1	3.1	1.5
1898	46.8	30.3	55.8	21.9	17.4	24.4	22.3	39.8	12.8	2.1	2.3	2.1	2.4	5.3	0.8	3.0	3.0	2.9	1.5	1.9	1.3
1899	51.1	36.8	61 0	20.0	20.7	19.5	18.3	27.3	12.1	3.7	2.4	4.6	2.6	5.0	0.9	1.5	1.9	1.3	2.7	5.9	0.4
1900	46.6	29.6	58.2	20.7	20.2	21.0	21.3	33.0	13.4	3.4	2.5	4.0	3.7	7.5	1.1	1.1	1.4	1.0	3.2	5.8	1.3
1896—1900	48.7	32.4	58.7	20.6	19.9	21.0	20.6	33.3	12.9	2.8	2.7	2.9	2.5	5.1	0.9	2.3	2.2	2.3	2.4	4.3	1.1
1878—1900	50.8	33.0	60.0	19.5	20.5	18.9	19.9	31.9	13.5	3.6	3.6	3.7	2.6	5.8	0.9	1.7	1.9	1.7	1.8	2.9	1.0

Der ziemliche Einfluß der Umgebung ist demnach unbestreitbar. Die Tabelle 24 ist weiterhin interessant unter dem Gesichtswinkel der Entwicklung der einzelnen Selbstmordarten. Ein ungefähr sich gleichbleibendes Verhältnis zeigen das Vergiften und der Selbstmord durch Schnitt oder Stich in den Stadt- und Landbezirken während der Zeitdauer von 1878—1900. Eine Verschiebung im Sinne der Abnahme zeigt das Erhängen. Beim Auseinanderhalten von Stadt und Land kommt diese Tendenz des Rückwärtsschreitens zum Ausdruck in den Ziffern 34.5 und 60.0, 34.9 und 60.9, 30.4 und 60.8, 32.9 und 59.8, 32.4 und 58.7 während der Zeitstrecken 1878—80, 81—85, 86—90, 91—95, 96—1900. Während die Art des Ertränkens nur eben merklich die Tendenz des Anwachsens der Durchschnittsziffern verrät, tritt dies beim Erschießen um so schärfer hervor. Hier sind es namentlich die Städte, deren Quote am Erschießen nachstehenden Verlauf einhält. Die Ziffern sind in den genannten Durchschnittsräumen 27.4, 32.8, 34.8, 32.4, 33.8. Das Land hingegen hält mit dieser Tendenz nicht parallelen Schritt, seine Ziffern lauten 14.8, 13.6, 13.8, 13.1, 12.9. Auch das Ueberfahrenlassen durch die Lokomotive verrät in Stadt und Land eine wenn auch nur unbedeutende Mehrung wohl infolge erhöhter Gelegenheiten durch umspannendere Ausdehnung des Eisenbahnnetzes.

Damit dürften in der Hauptsache alle bedeutsamen *Differenzierungen der Selbstmordarten* erschöpft sein. Die genauen Mitteilungen der jährlichen Zahlenangaben für die Selbstmordarten in Tabelle 24 haben jedoch noch einen anderen Grund. Wer ruhig und unbefangen die Zahlenreihen durchliest, wird mit wachsendem Interesse die *auffallende Regelmäßigkeit* der jährlichen Wiederkehr der in gegebener Höhe einmal angeschlagenen Zahlen beobachten können. Die kleineren Schwankungen, die durch Verschiebung der einen oder anderen Selbstmordart hervorgerufen werden, ändern nichts an der Regelmäßigkeit der Erscheinungsweise. Man betrachte z. B. den Durchschnitt 1878—1900 für die Selbstmordart des Erhängens im Königreich, sowie in Stadt und Land und vergleiche damit die äußerst geringfügigen Abweichungen der einzelnen Jahre und Jahrfünfte. Dieselbe Wahrnehmung einer stets um den Gesamtdurchschnitt sich nahe bewegenden Regelmäßigkeit der jährlich einander folgenden Ziffern wird man bei anderen Selbstmordarten machen. Jahr für Jahr wiederholt sich mit überraschender Regelmäßigkeit die gleiche Verhältniszahl der einzelnen Selbstmordarten. Dieses Verhalten kehrt auch bei anderen Differenzierungsmomenten des Selbstmordes wieder, liegt jedoch bei den Zahlenreihen der Arten in selten regelmäßiger Weise vor. Hierzu bemerkt A. von Oettingen: „Es ergibt sich aus den Untersuchungen unzweifel-

haft, daß auch diese scheinbar rein willkürliche Handlung (die Wahl der Art) nicht von bloßem Zufall abhängt, sondern auf eine Verkettung von Umständen und Motiven hinweist, die innerhalb einer und derselben sozialen Gruppe von durchschlagendem Einfluß ist. Zwar wird auch hier der einzelne nicht Objekt eines fatalistischen Zwanges, aber er folgt unbewußt den Impulsen, die von innen und außen, durch psychische und physische Veranlassung in jedem Landeskomplex die Selbstmordtendenz zu eigenartiger äußerer Erscheinung bringen. Das läßt sich, selbst wenn wir es nicht erklären könnten, bei Betrachtung der Tatsachen schlechterdings nicht leugnen. Denn jede Stadt, jedes Land hat nicht bloß seine spezifische Selbstmordziffer, sondern auch — so sonderbar das klingen mag — seine Ertränkungs- und Erhängungsziffer usw., die sich periodisch gleichbleibt." [1]) Auf Grund der auf ein Vierteljahrhundert sich erstreckenden preußischen Feststellungen über die hauptsächlichsten Selbstmordarten kommt von Mayr dazu, die Regelmäßigkeit in der Wahl der Selbstmordmittel als die bestbegründeten Zustandsgesetzmäßigkeiten der Selbstmordstatistik hinzustellen. Bei der wissenschaftlichen Bedeutung des Momentes der Arten in der Selbstmordstatistik wäre zum Zwecke noch eingehenderer Erfassung die Erweiterung und differenziertere Klarlegung der amtlichen, namentlich der kommunalen Statistik — man betrachte das lehrreiche Beispiel Berlins — in betreff der Selbstmordarten sehr wünschenswert.

2. Die Jahreszeiten.

Die Abhängigkeit des Menschen von der Natur in seinem äußeren und inneren Leben ist eine täglich zu beobachtende Erfahrungstatsache. Mag sich auch der erfinderische Menschengeist von den mannigfachsten Natureinflüssen emanzipieren, im allgemeinen bleibt die Gebundenheit des Menschen an die Natur unentwegt bestehen. Die Zusammenhänge der Veränderungsvorgänge in der Natur, des Wechsels von Temperatur und Klima und der zeitlichen Verteilung der Selbstmorde während des Jahres sind schon frühzeitig erkannt und beobachtet worden. „Alle Beobachter über Selbstmorde," schreibt Osiander [2]) im Jahre 1813, „stimmen darin überein, daß solche in gewissen Monaten des Jahres, zu gewissen Jahreszeiten und in einem Jahr vor dem anderen sich häufiger ereignen. Zu keiner Jahreszeit ist das schnelle Steigen und Fallen des Quecksilbers im Barometer, die Veränderung in Richtung und Stärke der Luftströ-

[1]) A. von Oettingen, Moralstatistik, S. 756.

[2]) Dr. Friedrich Benjamin Osiander: Ueber den Selbstmord, seine Ursachen, Arten; medizinisch-gerichtliche Untersuchung und die Mittel gegen denselben. Hannover 1813.

mung und das Entstehen außerordentlicher Sturmwinde so gewöhnlich, als während der Tag- und Nachtgleichen. Jede plötzliche und zumal große Veränderung aber in der Atmosphäre hat auf Menschen und Tiere zu allen Jahreszeiten den auffallendsten und wichtigsten Einfluß. Da nun zu eben der Zeit, wo die starken Luftveränderungen vorgehen, gewöhnlich Stürme entstehen und also diese zu gleicher Zeit mit den Selbstmordfällen sich ereignen, der Pöbel aber Wirkung und Ursache selten in ihrem rechten Lichte einsieht, so darf man sich nicht wundern, daß unter dem abergläubischen Pöbel im südlichen Deutschland die Meinung entstanden und herrschend geworden ist, der Teufel mit seinem Heere richte, in den Lüften umherziehend, den Sturmwind an, wenn sich ein Mensch selbst entleibt und somit seine Seele dem Fürsten der Finsternis überliefert hat." Dieser Volksglaube lebt weiter, und noch heute ist in London der November als „Hängemond" allerdings mit Unrecht verschrien. Ebenso wird er in der Schweiz der „Hängemonat" genannt, und in vielen Gegenden noch kann man bei heftigem Windessausen sagen hören, es habe sich wieder jemand aufgehängt. Der ursächliche Zusammenhang zwischen dem Vorkommen von Selbstmorden und dem Auftreten von Temperaturveränderungen, Wärme- oder Feuchtigkeitsschwankungen ist daher bereits im Volksmunde eine nicht unbekannte, wenn auch mitunter bezüglich der Monatshäufigkeit irrige Sache.

Hinreichendes Zahlenmaterial soll uns über den Einfluß der natürlichen Momente auf die Selbstmordbewegung Aufklärung verschaffen. Es tritt hier wieder die Erscheinung klar zutage, wonach zwischen den Zahlenergebnissen großer und kleiner Gebiete sowie zwischen den zeitlich verschiedenen Beobachtungsräumen wie bei sonstigen Differenzierungsmomenten des Selbstmordes große Uebereinstimmung hinsichtlich der charakteristischen Ergebnisse besteht. Wir entnehmen der Real-Enzyklopädie der gesamten Heilkunde [1]) nachstehende, auch auf den psychischen Gesichtspunkt Rücksicht nehmende Zahlenangaben über den Einfluß der Jahreszeiten auf die Selbstmordfrequenz in den Ländern Italien, Frankreich und Belgien während verschiedener Zeitstrecken.

Aus den Zahlen der Tabelle 25 geht hervor, daß in den einzelnen Monaten und demnach auch in ihrer Zusammenziehung zu einer der vier Jahreszeiten erhebliche Unterschiede in der Häufigkeit des Selbstmordes auftreten. Der Laie, dem die zahlenmäßige Verteilung des Selbstmordes auf die einzelnen Monate unbekannt ist, wird von der Annahme ausgehen, daß die trübselige, an Not und Entbehrungen reiche Winterszeit die meisten, die freudige, schöne, fruchtbare Zeit des Sommers die

[1]) Real-Enzyklopädie der gesamten Heilkunde von Prof. Dr. Eulenburg. 2. Aufl., 18. Band.

Tabelle 25.

Von 100 Selbstmorden entfallen auf den Monat in

Monate	Italien 1864—76			Frankreich 1856—61			Belgien 1841—49		
	überhaupt	aus Geistes-störung	aus anderen Motiven	überhaupt	aus Geistes-störung	aus anderen Motiven	überhaupt	aus Geistes-störung	aus anderen Motiven
Januar	5.9	5.5	6.5	7.2	6.3	7.4	5.7	5.1	5.9
Februar	7.8	7.6	7.8	7.5	7.4	7.7	7.3	9.0	7.5
März	8.4	8.2	8.5	8.5	8.6	8.7	7.8	7.5	7.8
April	9.8	10.0	9.7	9.3	9.3	9.4	9.4	9.3	9.7
Mai	11.3	12.3	10.9	9.8	9.9	9.8	10.3	10.8	9.8
Juni	12.0	13.6	11.5	11.2	11.8	10.7	10.4	10.6	10.4
Juli	10.2	12.3	9.6	9.9	10.7	9.6	10.3	11.1	9.7
August	8.7	8.0	9.8	8.5	8.6	8.5	9.4	7.0	9.7
September	7.3	6.2	7.6	7.7	8.3	7.5	8.5	9.5	8.3
Oktober	6.4	5.1	6.7	7.5	6.9	7.6	7.8	6.6	8.4
November	6.1	5.5	6.3	6.6	6.4	6.7	6.6	7.5	6.3
Dezember	6.1	5.7	6.1	6.3	5.8	6.4	6.5	6.0	6.5
Herbst (Sept.-Nov.)	19.8	16.8	20.6	21.8	21.6	21.8	22.9	23.6	23.0
Winter (Dez.-Febr.)	19.8	18.8	20.4	21.0	19.5	21.5	19.5	20.1	19.9
Frühling (März-Mai)	29.5	30.5	29.1	26.8	27.8	27.9	27.5	27.6	27.3
Sommer (Juni-Aug.)	30.9	33.9	29.9	20.6	31.1	28.8	30.1	28.7	29.8

wenigsten Selbstmorde hervorbringen wird. „Montesquieu fand daher mit seiner Behauptung, daß sich im Winter mehr Menschen töten als im Sommer, und daß das nebelreiche, trübe England das klassische Land der Selbstmorde sei, lange Zeit keinen Widerspruch, bis eine genaue Statistik zeigte, daß beide Behauptungen falsch sind.“ [1]) Im allgemeinen kommt das Ergebnis zum Vorschein, wonach im Sommer, alsdann im Frühling die meisten Selbstmorde verübt werden, während die beiden übrigen Quartale Herbst und Winter die Mindestbeiträge zum jährlichen Selbstmordbudget eines Staates liefern. Die Quartalszusammenfassungen ergeben jedoch nur einen ungefähren Ausdruck der jahreszeitlichen Selbstmordfrequenz. Die Unterschiede zwischen drei zusammengenommenen Monaten sind infolge des spezifischen Charakters der einzelnen Monate gar nicht unbedeutend. Von höherem Interesse und

[1]) Dr. Gaupp, Ueber den Selbstmord, S. 13.

größerer Wichtigkeit ist die Selbstmordbeteiligung während der einzelnen Monate des Jahres. Die meisten Selbstmorde entsprechen der heißen, die wenigsten der kälteren Jahreszeit. Nach einer Berechnung von Rehfisch über ein Material von 180 000 Selbstmordfällen aus zehn verschiedenen Staaten Europas nehmen die Monate Mai, Juni, Juli 31.6 Prozent, die Wintermonate Dezember, Januar, Februar nur 19.4 Prozent aller Fälle für sich in Anspruch. In der Mitte zwischen beiden Gruppen stehen dann die Monate März, April, August einerseits, und September, Oktober und November andererseits, so zwar, daß die letztere Gruppe im ganzen nur 21.9 Prozent, während die erstere noch 27.1 Prozent aller Selbstmordfälle aufweist.

Die Tabelle 25 fördert noch ein anderes charakteristisches Ergebnis zutage. In den Monaten mit kühlem und kaltem Charakter ist der Prozentsatz der Selbstmorde aus Geistesstörung durchgehends niedriger, als derjenige aus anderen Motiven. Sobald nun die warmen und heißen Monate kommen, verschiebt sich der prozentuale Anteil der Fälle wegen Geistesstörung im Sinne einer erklecklichen Steigerung. Besonders die Monate Mai, Juni und Juli sind an dieser Veränderung stark beteiligt. Unter den drei Ländern trifft diese Beobachtung namentlich für Italien in auffallender Weise zu. Diese statistische Tatsache wird übrigens durch die allgemeine Erfahrungstatsache ergänzt, daß an heißen Sommertagen Hitzschläge, plötzliches Irrsinnigwerden und auffallende Häufigkeit von Selbstmordfällen von den Tageszeitungen häufig berichtet werden.

Fassen wir nun die einzelnen Monate ins Auge in bezug auf ihre Größe der Selbstmordfälle, so ergibt sich, abgesehen von vereinzelten territorialen Abweichungen, als der selbstmordreichste Monat im allgemeinen der Monat, der unter den Einwirkungen des Ueberganges von der Kälte, der Kühle zur verhältnismäßig größten Hitze steht. Dies dürfte im allgemeinen der Juni sein. Masaryk bringt hierzu folgenden Erklärungsversuch. „Für unsere Gegenden ist der Januar der kälteste, der Juli der heißeste Monat; im Mai steigt die Wärme am geschwindesten und erreicht Mitte Juli das Maximum. Nun ist aber nicht die absolut, sondern die relativ höchste Hitze maßgebend; darnach sollte der Mai der eigentliche Selbstmordmonat sein, aber dem ist wohl deshalb nicht so, weil die Wirkung der ungewohnten Wärme erst etwas später zutage treten kann. Ebenso fand man die größte Kälte im Januar, die größte Sterblichkeit aber im Februar, die größte Wärme im Juli und die geringste Sterblichkeit im August. Da und dort müssen die schädlichen bezw. heilsamen Einflüsse des Klimas auf den Organismus erst eine Zeitlang gewirkt haben, bevor sie in den häufigeren Selbstmorden und der höheren oder geringeren Sterblichkeit sich äußern können. Darum

also dürften im Juni die meisten Selbstmorde vorkommen.“ [1]) Von der Regel gibt es indes auch Ausnahmen. Mit dem Juni streitet in manchen Ländern der **Mai** um den Vorzug, der selbstmordreichste Monat zu sein. Um die jahreszeitliche Entwicklung des Selbstmordes zahlenmäßig in einigen Ländern, die an Lage und Klima verschieden sind, kennen zu lernen, betrachten wir folgende Tabelle 26.

Tabelle 26.

Von je 120 Selbstmorden treffen auf die durchweg auf 31 Tage reduzierten einzelnen Monate

in	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober	November	Dezember
Preußen	7.2	8.4	9.7	11.8	**12.6**	12.5	11.9	10.6	10.1	9.6	8.3	7.3
Sachsen	7.3	8.0	10.4	11.5	12.5	**13.8**	12.6	10.9	9.7	9.6	7.8	5.9
Württemberg	7.8	8.9	9.5	11.7	**12.3**	11.6	11.9	10.8	9.9	9.2	10.3	6.1
Schweden	7.1	10.7	8.5	12.1	12.0	**13.0**	10.4	10.4	10.0	10.2	8.4	7.2
Norwegen	7.7	6.1	9.1	10.9	13.1	**14.7**	10.8	10.6	13.2	8.2	8.0	7.6
Dänemark	7.0	7.4	9.2	12.4	13.1	**13.4**	12.0	11.7	8.5	10.1	7.7	7.5
Rumänien	8.1	5.8	8.6	12.8	**14.6**	12.7	14.0	11.9	9.7	8.5	7.5	6.3
Japan	7.4	7.6	9.4	11.5	**12.9**	11.7	12.5	12.3	10.6	8.3	7.9	7.9
Im ganzen	7.4	7.8	9.3	11.8	12.9	12.9	12.0	11.1	10.2	9.2	8.2	6.9

Auf Grund vorstehender Zahlenangaben (Jahrfünft Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre) erreicht die Selbstmordkurve in den einzelnen Ländern ihre Spitze bald im Mai, bald im Juni. Ihren tiefsten Stand hat sie in den an Selbstmordfällen armen Monaten Dezember und Januar. Im Januar beginnt die Selbstmordkurve zu steigen zu mäßiger Erhebung während der Monate Februar und März, im April setzt bereits ein bedeutendes Anschwellen ein, während der Monate Mai, Juni und Juli wird der Höhepunkt erklommen und überschritten, im August und September beginnt mit nachlassender Temperatur das Fallen der Selbstmordkurve, die alsdann im Verlauf der Monate Oktober, November, im Dezember zumeist mit wieder anschließendem Januar den Tiefpunkt erreicht. In großen Zügen ist diese Bewegung der Selbstmordlinie von Tal zu Berg und vom Gipfel wieder zu Tal in ihrer wellenförmigen Erscheinung für alle beobachteten Zeitstrecken und Länder

[1]) Masaryk, Der Selbstmord. S. 11.

gültig. Dies findet seine Bestätigung, wenn wir uns z. B. die Tabelle 27 näher ansehen, nach welcher für ein verhältnismäßig kleines Land, Bayern, während kleinerer und größerer Zeitstrecken sowie für einzelne Jahre das Verhalten der Selbstmordkurve in den einzelnen Monaten stets wieder seine Eigentümlichkeiten hinsichtlich der Zu- oder Abnahme der Selbstmordfrequenz verrät.

Tabelle 27.

Selbstmord und Jahreszeiten in Bayern (absolut).

	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober	November	Dezember
1886—90	45	45	59	64	79	79	80	69	54	52	50	39
1891—95	45	47	64	71	68	87	75	73	56	58	46	45
1896—1900	53	52	70	72	81	87	77	62	55	63	53	47
1886—1900	48	48	64	69	76	84	77	68	55	58	49	44

Von 100 Selbstmorden entfallen auf den Monat:

	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober	November	Dezember
1886—90	6.4	6.2	8.0	9.1	**11.3**	11.0	11.1	9.7	7.5	7.0	7.0	5.7
1891—97	6.6	6.2	8.8	9.4	9.5	**11.8**	10.5	9.0	7.4	7.8	6.6	6.4
1898	7.7	7.5	8.1	8.5	10.5	**12.9**	10.0	8.8	7.5	7.4	5.7	5.4
1899	6.0	7.8	8.4	10.9	**11.5**	10.8	9.1	8.2	6.5	7.4	8.0	5.6
1900	6.8	7.5	9.9	9.9	**10.5**	9.5	9.1	8.1	7.2	9.7	5.7	6.1
1886—1900	6.6	6.6	8.5	9.4	10.5	11.3	10.0	9.0	7.3	7.7	6.7	5.9

Auch Bayern paßt sich in der monatlichen Verteilung der Selbstmorde den durchschnittlich zutage tretenden Eigentümlichkeiten anderer Länder an. Es ist demnach nicht zu leugnen, daß den Jahreszeiten ein sehr erheblicher und anscheinend überall fast gleicher Einfluß auf die Selbstmordhäufigkeit eingeräumt werden muß.

Damit ist die Gliederung der Selbstmorde nach zeitlichen Einflüssen noch nicht ganz erschöpft. Auch die Wahl der Wochentage sowie der Tageszeit ist nicht belanglos, wenngleich hierüber genauere Angaben fehlen. Allerdings spielen dabei noch soziale Ursachen eine Rolle. Nach einer Erklärung A. von Oettingens sollen nämlich am Samstag die

wenigsten Selbstmorde vorkommen, weil an diesem Tage der Lohn ausbezahlt wird und der Sonntag in Aussicht steht; am Montag und Dienstag werden viele Selbstmorde verübt infolge der Nachwehen des durchschwelgten Festtages; am Donnerstag erreiche die Not das Maximum; der Freitag bringe schon neue Hoffnung auf den kommenden Geldtag. Wenn auch diese Erklärung von der arbeitenden Bevölkerung das Hauptkontingent an Selbstmorden voraussetzt, was nicht richtig ist, so wird sie doch vielfach gültig sein.

Frauen, sagt man, wählen relativ häufig den Sonntag, und zwar aus religiösen Gründen; der Samstag als Scheuertag lasse ihnen zur Unzufriedenheit mit dem Leben keine Zeit. Auch soll der Montag wenig in Betracht kommen.

Der Tageszeit nach sollen im allgemeinen die meisten Selbstmorde bei Tag, die wenigsten in der Nacht verübt werden. Der helle Tag regt an und auf, wie Masaryk sagt, während die Dunkelheit der Nacht Verstand und Gemüt der Ruhe und dem Schlaf entgegenführt.

Aus den bisherigen Angaben erhellt ohne Zweifel der innere Zusammenhang von Selbstmordfrequenz und Temperaturgestaltung. Wir haben in den Monatserhöhungen der Selbstmordzahl den Parallelismus zwischen anwachsender Wärme und zunehmenden Selbstmorden erkannt. Die Wirkung der Wärme ist offenkundig. Es kommt ihr indes nur die Bedeutung zu, die vorhandene Selbstmordneigung zu steigern. Selbstmorde werden zu allen Jahreszeiten verübt. Die absolute Sommerhitze ist nicht Ursache, sondern nur Veranlassung zu gesteigerter Selbstmordtätigkeit. In den südlichen Gegenden, wo es beständig wärmer ist, kommen Selbstmorde seltener vor als in kälteren, nördlicheren Gegenden. Außerdem hat die Selbstmordkurve ihren Höhepunkt bereits überschritten und beginnt merklich zu sinken, während die Temperaturkurve in den Monaten Juli, August und September sich noch lange auf ihrer Höhe erhält. (Masaryk.) Diese Verschiebung des parallelen Verhältnisses von Temperatur und Selbstmord erhellt aus folgender Tabelle.

Die ungewohnte Hitze wirkt selbstmordfördernd, die große Kälte selbstmordhemmend. An den Parallelzahlen der Tabelle 28 [1]) kann man erkennen, daß die Jahreskurve der Selbstmorde und die Temperaturkurve sich nicht decken. Das Selbstmordminimum fällt nicht in den kältesten

---

[1]) Mit Ausnahme Bayerns nach Durkheim, Le suicide, S. 93. Für Bayern wurden die monatlichen Durchschnitte der Lufttemperatur von 1886—90 aus den Aufzeichnungen der Sternwarten in Bamberg, Kaiserslautern, Passau und München ermittelt. In diesen Durchschnittszahlen kommt nach dem fachmännischen Urteil des Sternwartdirektors Prof. Dr. Hartwig in Bamberg die Gesamttemperatur im Königreich Bayern in ihrer monatlichen Verteilung vollkommen zum Ausdruck.

Tabelle 28.

Selbstmord und Temperatur.

Monate	Frankreich (1866—70)		Italien (1883—88)			Preußen (1876—89)		Bayern (1886—90)	
	Mittlere Temperatur	Von 100 Selbstmorden im Monat	Mittlere Temperatur Rom	Mittlere Temperatur Neapel	Von 100 Selbstmorden im Monat	Mittlere Temperatur	Von 100 Selbstmorden im Monat	Mittlere Temperatur	Von 100 Selbstmorden im Monat
Januar	2.4	6.8	6.8	8.4	6.9	0.3	6.1	—3.0	6.4
Februar	4.0	8.0	8.2	9.3	8.0	0.7	6.7	—2.3	6.2
März	6.4	8.6	10.4	10.7	8.1	2.7	7.8	1.5	8.0
April	10.1	10.2	13.5	14.0	9.8	6.8	9.9	7.5	9.1
Mai	14.2	10.5	18.0	17.9	10.3	10.4	10.4	13.2	11.3
Juni	17.2	10.7	21.9	21.5	10.5	14.0	10.5	15.9	11.0
Juli	18.9	10.0	24.9	24.3	10.2	15.2	9.9	17.1	11.1
August	18.5	8.2	24.3	24.2	9.3	14.6	9.0	16.3	9.7
September	15.7	7.4	21.2	21.5	7.3	11.6	8.3	12.7	7.5
Oktober	11.3	7.0	16.3	17.1	6.5	7.8	7.8	6.8	7.0
November	6.5	6.6	10.9	12.2	6.3	2.9	7.0	2.7	7.0
Dezember	3.7	6.1	7.9	9.5	6.1	0.6	6.1	—2.2	5.7

Monat, den Januar, sondern in den Dezember, das Selbstmordmaximum tritt bereits vor dem Höhepunkt des Temperaturverlaufes ein. Eine befriedigende Klarheit über die Frage ist schwer zu gewinnen, welche Bedeutung der Wärme bezw. Kälte in der Selbstmordpsychologie und Statistik beizumessen ist. Es müssen noch andere Momente hinzutreten, um den jahreszeitlichen Verlauf des Selbstmords in seinen Ursachen zu ergründen. Nach allgemeinen menschlichen Erwägungen sollte der Selbstmord in seinem alljährlichen Entwickelungsgange die entgegengesetzte Gestaltung annehmen. „Wie die Natur nach langem Winterschlaf, durch den Kuß der Sonne erwärmt, im Frühjahr ihre Keime entfaltet und mit schöpferischer Kraft das All von neuem belebt, so fühlt auch der Mensch im Frühjahr eine größere Schaffensfreudigkeit, als zu anderer Jahreszeit.“ [1]) Anstatt aber den von Selbstmordgedanken Gequälten aufzurütteln, ihn zu neuem Leben zu erwecken, übt die Natur im Gegensatz zu der großen Ueberzahl von Menschen, denen wirklich neues Leben aus der Naturentfaltung blüht, bei dem Bruchteil der dem Selbstmord anheimfallenden Menschen einen ungünstigen, deprimierenden Einfluß aus. Die Jahreszeit, welche durch das Lächeln der Natur verschönert wird, welche mit dem Erwachen der Natur auch Freude, Friede und Versöhnung in des Menschen Brust einziehen läßt, von der man meinen

[1]) Rehfisch, Der Selbstmord, S. 135.

sollte, sie würde das Weh des Winters begraben, sie ist dazu ausersehen, den verhängnisvollen Vorsatz zum Selbstmord zu fördern. Dr. Bonomi gibt eine psychologische Begründung dieses scheinbaren Widerspruches. „Für gewisse," sagt er, „zur Traurigkeit gestimmte Seelen vermehrt das Schauspiel der zu neuem Leben erwachenden Natur, anstatt jene aufzuheitern, vielmehr den Antagonismus zwischen ihnen und der äußeren Welt. Wenn man leidet, so macht die sich freuende Natur uns nur noch düsterer und trauriger und ihre Gleichgültigkeit erscheint dann als wahre Ironie. . . . Es kann einer seinen schrecklichen Vorsatz schon lange mit sich herumtragen, hat aber, um ihn auszuführen, einen Anstoß nötig, welcher ihm von der zum Leben neuerwachenden Natur mitgeteilt wird."[1]) Die Erklärung, wonach der Lebensüberdruß durch die Lebensfreude atmenden Jahreszeiten noch eine Steigerung und schließlich Auslösung im Selbstmorde erfährt, ist psychologisch unanfechtbar. Die Wärme und Schönheit der neuen Jahreszeit sind der Anstoß zum Selbstmord.

Ein neuerer Selbstmordforscher, der Soziologe Durkheim, möchte den jahreszeitlichen Einfluß auf den Selbstmord überhaupt ausgeschaltet wissen, indem er den Selbstmord nur durch soziale Momente bedingt gelten läßt. Er bringt die größeren Selbstmordzahlen des Frühlings und Sommers mit der größeren Tageslänge in Zusammenhang, welche zu häufigeren sozialen Reibungen Anlaß gebe.

Auch dem Tod durch Ertrinken wird eine Bedeutung für die monatlichen Selbstmordschwankungen beigelegt. Er spielt aber unter den Todesarten keine sehr große Rolle. In Preußen z. B. endeten 1893 von 6409 Selbstmördern nur 1145 = 18 Prozent ihr Leben auf diese Weise. Deshalb kann die relative Seltenheit der Selbstmorde im Winter auch nicht von der einfachen mechanischen Erschwerung dieser einen Todesart abhängig sein. Auch würde die Verbreitung der gleichen Verteilung der Selbstmorde in Ländern, in denen die Flüsse und Teiche nicht zufrieren, erst recht unverständlich bleiben.[2])

Alle Erklärungen, die sich auf äußere Einflüsse stützen, um die Wechselbeziehungen zwischen der Selbstmordhäufigkeit und jahreszeitlicher Einwirkung zu begründen, bleiben unbefriedigend. Wir müssen uns mit der Tatsache als solcher begnügen. Sie ist wichtig genug, da sie uns periodische Schwankungen des psychischen Gleichgewichts deutlich erkennen läßt.[3])

---

[1]) Zeitschrift für schweizerische Statistik. 7. Jahrg. 1871: Statistische Betrachtungen über den Selbstmord, mit besonderer Berücksichtigung des Kantons Zürich, S. 250.

[2]) [3]) Dr. G. Aschaffenburg, Das Verbrechen und seine Bekämpfung. Kriminalpsychologie für Mediziner, Juristen und Soziologen, ein Beitrag zur Reform der Strafgesetzgebung.

Eine unabweisbare, schon bei einem flüchtigen Blick sich aufdrängende Erscheinung, die mehr oder minder bei allen Differenzierungsmomenten des Selbstmords wiederkehrt, muß noch kurz gestreift werden, die Tatsache der Regelmäßigkeit in den Monatsschwankungen. So unbestritten dieselbe ist, so verschieden ist die Beurteilung unter dem Gesichtspunkte der Willensfreiheit. Morselli meint, daß man für ein gegebenes Land mit großer Wahrscheinlichkeit nicht nur die im nächsten Jahr zu erwartende Zahl der Selbstmorde überhaupt, sondern auch die Zahl der Fälle in den einzelnen Jahreszeiten voraussagen kann.[1]) Dadurch wird der Hitze oder dem unvermittelten Temperaturwechsel die Rolle der konstanten Verursachung des Selbstmords zugeteilt, was unzutreffend ist. Dagegen ist gegen die Ansicht Beckers[2]) nichts einzuwenden, welcher sagt, man sei berechtigt, in Beziehung nicht allein auf die Jahreszahlen, sondern auch auf die Jahresschwankungen von der Zulässigkeit der Aufstellung eines Budgets und von einer Gesetzmäßigkeit zu sprechen, die sich zwar nicht auf unveränderliche Naturgesetze, wohl aber auf die Organisation des Individuums und der Gesellschaft gründet. Auf Grund unserer Tabellen darf es ausgesprochen werden, daß die regelmäßige Wiederholung der monatlichen Selbstmordfälle in ihrer Höhe nach Jahren wie Ländern auffallend genannt werden darf, und daß unter der Voraussetzung der sich gleichbleibenden sozialen und natürlichen Atmosphäre, der die Selbstmorde entspringen, die monatlichen Selbstmordschwankungen auch in Zukunft den Charakter der Regelmäßigkeit an sich tragen werden.

Zur Ergänzung der Wechseldurchdringung von allgemeinen meteorologischen Verhältnissen und psychischen Zuständen, wie sie der Selbstmord ergab, sollen noch einige biologische und kriminell bedeutsame Erscheinungen erläutert werden.

Auch der Irrsinn hat seine jahreszeitliche Entwicklung. Fast in allen Krankenanstalten kann man beobachten, daß in einem gegebenen Zeitabschnitt des Jahres die Zahl der Aufnahmen, bezw. die Gesuche um Eintritt eine sehr große ist, daß sie in anderen Zeiten abnimmt und in gewissen Zeiten auf ein Minimum herabsinkt. Im Auftauchen dieses Maximums und Minimums ist eine gewisse Periodizität nicht zu verkennen. Die Zahlen der Aufnahmen bezw. Gesuche drücken die Morbidität für psychische Zustände numerisch aus. Unsere Tabelle 25 zeigt uns das Verhalten des Irrsinns als Motiv zum Selbstmord und gestattet einen Anhaltspunkt über den ziffermäßigen Verlauf der jahreszeitlichen Schwan-

---

[1]) Realenzyklopädie der gesamten Heilkunde, 18. Band.

[2]) K. Becker, Die Jahresschwankungen in der Häufigkeit verschiedener Bevölkerungs- und moralstatistischer Erscheinungen. Allgem. Statist. Archiv, II. Jahrg., 1. Halbband.

kungen des Irrsinnigwerdens. „Man sieht die beiden Kategorien (Selbstmord und Irrsinn) das gleiche Verhalten zeigen, nur, daß bei den Selbstmorden aus Geistesstörung der fördernde Einfluß der heißen und der hemmende der kalten Jahreszeit sich in verstärktem Maße manifestiert, eine Tatsache, die der Auffassung des Selbstmords überhaupt als einer Gehirnalteration Vorschub zu leisten geeignet erscheint." [1]) Diese materialistische Auffassung möchte in jedem Selbstmörder einen Geisteskranken erblicken. Die Tabelle besagt aber weiter nichts, als daß der physische und psychische für den Selbstmord disponierte Zustand von Personen, die dem Selbstmordgedanken alsdann wirklich erlagen, unter dem Einfluß der Wärme erheblich verschärft wird.

Der Generalbericht der Sanitätsverwaltung für das Königreich Bayern betont an verschiedenen Stellen, daß auch Mord und Totschlag und schwere Körperverletzungen in der warmen Jahreszeit viel häufiger vorkommen als in der kalten. Desgleichen erwähnt der oben angeführte Aufsatz über den Selbstmord im Kanton Zürich, daß trotz der kleinen, mannigfaltigen Zufälligkeiten unterworfenen Zahlen eine gewisse Uebereinstimmung im Steigen und Fallen der Selbstmordziffer mit der Verbrechensziffer unverkennbar ist Die jahreszeitliche Gestaltung der Verfehligkeit bringt in interessanter Weise den gleichen meteorologischen Parallelismus wie beim Selbstmord, wenn es sich z. B. um Verbrechen und Vergehen gegen die Person, um Unzucht mit Gewalt, um gefährliche Körperletzung handelt. Ein hiervon verschiedenes jahreszeitliches Verhalten hingegen weisen die Verbrechen und Vergehen gegen das Vermögen, der einfache Diebstahl auch im wiederholten Rückfalle auf. Die letzteren kriminellen Momente weichen in der Verteilung ihrer Ereignishäufigkeit auf die einzelnen Monate von den bisherigen Beobachtungen ab. Hierüber gibt die nachstehende Tabelle Auskunft.

Die Wärmewirkung äußert sich in der Weise, daß auf die heißen Monate die höchsten, auf die kalten die niedrigsten Verbrechensziffern entfallen, wenn es sich um Gefährdung des Lebens des Nächsten handelt. Wo es sich hingegen um die Gefährdung des Eigentums handelt, da ist das Verhältnis umgekehrt. Es ist dies psychologisch leicht zu erklären. Wie beim Selbstmord rufen die warmen Monate Wallungen des Blutes hervor, die in diesen Handlungen in erhöhtem Maße zum Ausdruck gelangen. Die kalten Monate dagegen erzeugen Not und Entbehrung und steigern infolgedessen die Absicht des Notleidenden, widerrechtlich durch Aneignung fremden Gutes seine Lage zu bessern. Im Sommer und schon mit beginnendem Frühling hebt eine

[1]) Realenzyklopädie der gesamten Heilkunde, 18. Band.

Tabelle 29.

Wenn im Jahr auf 1 Tag 100 strafbare Handlungen entfallen, so kommen auf 1 Tag im Monat:

Monat	Verbrechen und Vergehen gegen die Person	Unzucht mit Gewalt	Gefährliche Körperverletzung	Verbrechen u. Vergehen gegen das Vermögen	Einfacher Diebstahl auch im wiederholten Rückfall
Januar	**78**	**64**	**75**	109	113
Februar	83	66	78	108	115
März	81	78	78	96	98
April	94	103	95	**90**	**85**
Mai	108	128	108	93	87
Juni	116	144	113	93	88
Juli	121	**149**	118	92	88
August	**128**	130	**133**	93	92
September	118	108	124	93	92
Oktober	102	90	106	104	106
November	91	68	93	113	117
Dezember	78	69	78	**117**	**121**

erneute Arbeitstätigkeit an, die Arbeitsgelegenheiten mehren sich und damit die Möglichkeit, die leibliche Notdurft leichter zu befriedigen. Da kann der hungrige Handwerksbursche auf staubiger Landstraße mit keckem Griff nach den Gaben der Natur sich befriedigen. Die Wintermonate, die diese Gelegenheiten erleichterter Bedürfnisbefriedigung, besserer Arbeitsbedingungen verschwinden lassen, vermehren die leibliche Fürsorge für Magen und Warmhaltung des Körpers, in ihnen ziehen sich die Scharen der Arbeitslosen hungernd und lungernd in den Städten zusammen.

Betrachten wir noch ein letztes biologisches Moment unter dem Gesichtswinkel jahreszeitlicher Schwankungen, den Sexualverkehr. Man erhält die Empfängniszeiten aus den Geburtszeiten, wenn man diese um 9 Monate zurückdatiert. Wir haben nach G. von Mayr folgende Verlaufsgestaltung der Konzeptionsmonate. Wenn für jeden Tag im Jahr 1000 Konzeptionen angenommen werden, entfallen auf 1 Tag im Monat:

Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.
996	992	987	1025	1057	1040	1002	972	947	956	982	1048.

Also auch die Zeugungslust hat ihre spezifische jahreszeitliche Gestaltung. Der Unterschied der einzelnen Monate ist auf den ersten Blick nicht sehr groß. Die Konzeptionstage zeigen zwei Gipfel, den einen im Dezember (behagliche Winterruhe, Feststimmung), den anderen im Wonnemonat Mai. Eine Abweichung von dieser Gestaltung zeigen die unehelichen Geburten, die einen stark hervortretenden Frühlings- und Vor-

sommerberg der Empfängnisse aufweisen, also unter dem Einfluß der Frühlingswärme stehen. Aschaffenburg schreibt in seinem schon erwähnten Buche: „Die Einwirkung der Jahreszeit zeigt sich auf dem ganzen Gebiete des Geschlechtsverkehrs. . . . Am besten erkennbar ist diese Erscheinung bei den außerehelichen Konzeptionen, sehr deutlich dann bei den Sittlichkeitsverbrechen und unter diesen wieder am markantesten bei ihrer scheußlichsten Form, den Delikten begangen an wehrlosen und unreifen Kindern. Daraus muß der Schluß gezogen werden, daß ein Zusammenhang zwischen sexueller Erregbarkeit und Jahreszeit besteht."

Es ist auf Grund der voraufgegangenen Angaben unbestreitbar, daß der Faktor Natur im Gefühls- und Triebleben der Menschen in seinen jahreszeitlichen Einwirkungen eine für gewöhnlich gar nicht zum Bewußtsein kommende Rolle spielt. Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß diese Wechselerscheinungen noch von einer Reihe sekundärer Momente begleitet werden. Die Hitze reizt zu sexuellen und alkoholischen Exzessen, deren Schlußglieder alsdann obige biologische und kriminelle Momente bilden. Auch zwischen der Neigung zum Selbstmord und seiner Ausführung im Zusammenhalt mit jahreszeitlichen Einflüssen sind begleitende und fördernde Umstände gelegen. Wir müssen uns mit dem Nachweis begnügen, die Beziehungen menschlicher Handlungen zu den natürlichen Verschiebungen der Jahreszeiten zahlenmäßig kennen gelernt zu haben.

IV. Soziale Differenzierungsmomente.

1. Der Beruf.

Die Darstellung der Wechselbeziehungen zwischen der Selbstmordhäufigkeit und den Berufsverhältnissen der Selbstmörder leidet unter ähnlichen Schwierigkeiten wie die Motivenstatistik. Der Berufsstatistik im allgemeinen wird in neuerer Zeit mehr Aufmerksamkeit geschenkt wie früher. Die Selbstmordstatistik im besonderen zeigt den Fehler, daß die Zahl der Berufsgruppen der Selbstmörder viel zu klein ist im Vergleich zu der Mannigfaltigkeit der Berufsarten. In einer und derselben Berufsgruppe werden Selbstmörder untergebracht, die hinsichtlich ihrer Berufsarten, ihrer sozialen, wirtschaftlichen und geistigen Stellung mitunter recht weitgehende Extreme darstellen.

Im Leben des einzelnen Menschen sowie im gesellschaftlichen Leben überhaupt fällt der Berufsart, der Beschäftigungsweise eine ganz her-

vorragende Rolle zu. Die Berufsgliederung der Menschen zerteilt dieselben in großen Zügen auch ohne weiteres nach materiellen und geistigen Unterschieden. Die körperliche und geistige Entwicklung des Menschen hängt mit seiner Berufsbeschäftigung nahe zusammen. Der Beruf hat auf die günstige oder ungünstige Gestaltung von Erkrankung und Sterblichkeit durch den Grad ihm anhaftender gefährdender Merkmale einen sehr wesentlichen Einfluß. In gleichem Maße erfährt die Selbstmordneigung durch die Berufsangehörigkeit Hemmung oder Förderung. Dieser einleuchtende Zusammenhang ist statistisch auf Grund des bisherigen Zahlenmaterials nur in ganz allgemeinen, mehr oder weniger innerlich zusammenhängenden Berufskategorien zu beweisen. Das bayrische Material unterscheidet 12 große Gruppen; es hat den großen Vorzug, daß die absoluten Zahlen der einer Berufsgruppe angehörigen Selbstmörder zu den Gesamtzahlen der in den Berufen dieser Gruppe tätigen Personen in Beziehung gesetzt sind, so daß charakteristische Ergebnisse der einzelnen Gruppen schärfer erkennbar sind.

Die 12 Sammelgruppen für die Unzahl von Berufsspielarten in Tabelle 30 geben zunächst Auskunft über den prozentualen Anteil der einzelnen Gruppen. Die mit den absoluten Zahlen am stärksten vertretenen Berufsarten nehmen bei dieser Betrachtungsweise naturgemäß die größten Prozentsätze ein. Land- und Forstwirtschaft sowie die Industrie liefern zusammen mehr als die Hälfte aller Selbstmorde.

Tabelle 30.

Von 100 Selbstmördern gehörten nachstehendem Berufe an:

Zeitraum	1. Land- und Forstwirtschaft	2. Bergbau, Baugewerbe, Industrie überhaupt	3. Handel und Verkehr	4. Persönliche Dienstleistungen aller Art	5. Gesundheitspflege und Krankendienst	6. Militärpersonen und Gendarmerie
1878—83	27.8	30.8	8.3	5.4	0.3	5.2
1886—90	31.2	31.5	10.9	3.3	0.3	4.7
1891—97	28.4	32.4	12.9	2.2	0.6	3.8
1898	26.7	38.1	13.0	0.9	0.4	4.1
1899	25.8	33.9	13.9	0.8	0.8	2.3
1900	25.9	35.1	15.3	1.0	0.9	4.5
1878—1900	28.4	32.6	12.0	2.9	0.5	4.3

Zeitraum	7. Erziehung und Unterricht	8. Beamte überhaupt (ohne Bahn-, Bau- und Forstbeamte)	9. Kirche, Gottesdienst, Totenbestattung	10. Künste, Literatur, Presse	11. Rentner, Pensionisten, Auszügler, Altsitzer	12. Arme, Insassen und Personen unbekannten Berufes
1878—83	0.5	1.8	0.3	0.2	6.8	6.5
1886—90	0.3	1.7	0.5	0.2	6.2	8.7
1891—97	1.0	1.9	0.2	0.6	6.6	9.4
1898	1.3	2.0	0.6	0.7	8.4	3.8
1899	0.8	2.1	0.2	0.3	9.4	9.2
1900	1.0	1.9	—	0.4	8.1	5.9
1878—1900	0.6	1.9	0.3	0.4	7.1	7.7

Ganz anders gestaltet sich das Bild, wenn wir die Beteiligung der Selbstmörder der Berufsgruppen auf Grund der jeweiligen Berufsbevölkerung ins Auge fassen, worüber uns Tabelle 31 unterrichtet.

Tabelle 31.

Auf je 100 000 im Berufe tätiger Personen treffen Selbstmorde:

Zeitraum	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
1882—87	15.2	38.0	42.4	26.7	24.4	91.1	31.1	40.8	13.5	50.6
1888—90	15.3	34.7	46.5	17.4	23.4	61.4	33.1	41.4	25 9	13.1
1891—97	16.3	30.9	40.5	59.6	37.7	46.1	27.9	44.7	12.6	47.0
1898	13.7	31.8	35.5	20.5	21.9	44.0	32.8	40.8	28.5	53.2
1899	14.3	31.2	42.1	20.3	43.3	27.0	21.6	40.9	14.1	63.1
1900	15.9	35.9	51.3	29.9	56.8	59.0	31.9	48.2	—	31.0
1882—1900	15.3	34.1	43.1	31.8	31.6	60.4	30.2	42.5	18.3	39.9

Als die beiden günstigsten Berufsgruppen treten uns entgegen die Gruppe 1, welche die Personen in Land- und Forstwirtschaft, in Viehzucht, Fischerei und Jagd umfaßt, mit 15.3, und die Gruppe 9, welche sich aus Personen zusammensetzt, die in Kirche, Gottesdienst und Totenbestattung beschäftigt sind, mit 18.3. Die Landwirtschaft nimmt auch noch in sonstigen bevölkerungsstatistischen Beziehungen eine günstige Stellung ein. Freilich wird man obige Zahlen nicht lediglich auf die ackerbautreibende Bevölkerung be-

ziehen dürfen, sondern auch auf bäuerliche Gewerbetreibende ausdehnen müssen. Was die Gruppe 9 anlangt, so ist es eine allgemein bestätigte Tatsache, daß insbesondere Geistliche aller Kulte sehr niedere Selbstmordbeteiligungszahlen aufweisen.

Die nächst höheren Gruppen 7 und 5 schließen Personen in sich, welche in Erziehung und Unterricht (30.2) und in Gesundheitspflege und Krankendienst (31.6) tätig sind.

Eine besondere Beachtung verdient die Gruppe 4. Sie vereinigt in sich alle unter der Aufschrift: persönliche Dienstleistungen aller Art in Betracht kommenden Selbstmordfälle mit 31.8 pro 100 000 Berufsangehöriger. Nach dem einstimmigen Ergebnis aller Selbstmordforscher und -statistiker ragt in dieser Gruppe die spezielle Berufsart der Dienstboten, insbesondere der weiblichen, auffallend hervor. Nach Rehfisch ist in Preußen (1885—88) die Beteiligung der Dienstboten am Selbstmord eine so starke, daß etwa 45 auf 10 000 desselben Berufs entfallen; d. h. von je 223 Dienstboten nimmt sich einer das Leben. Wenn wir den Ursachen dieser erschreckenden Häufigkeit nachspüren, kommt ein schwerwiegendes Anklagematerial für die Gesellschaft, insbesondere für die Herrschaften, zum Vorschein. Die Klagen in der Gegenwart über die Dienstboten sind laut und entbehren vielfach nicht der Berechtigung. Anderseits aber ist die Behandlungsweise der Dienstboten sowie die Gefährdung ihres sittlichen Lebens dazu angetan, ihre starke Selbstmordbeteiligung begreiflich erscheinen zu lassen. Das patriarchalische Verhältnis zwischen Herrschaften und Dienstboten ist eine Seltenheit geworden, der Fürsorge für körperliches, geistiges, sittliches Wohlergehen, des Schutzes namentlich in moralischer Beziehung glaubt man entbunden zu sein. Schlechte Behandlung, ungenügende Ernährung, übertriebene Anforderungen an die körperlichen Leistungen, die ewigen Zänkereien, der hochmütige, kalte Befehlston, alsdann Mangel an geistiger Nahrung, an geeigneter Erholung, Mangel an Beaufsichtigung, ferner die häufig zur Tat werdende Gefahr der Verführung, uneheliche Kinder mit dem Bewußtsein der Schande und Schwierigkeiten der Aufzucht, alle diese Momente fließen ineinander über, um die wirklich große Selbstmordbeteiligung der dienenden Klassen zu erklären.

Die Gruppe 2 enthält die Selbstmörder, die den großen Berufsklassen im Bergbau, Hütten- und Salinenwesen, im Baugewerbe und in der Industrie überhaupt angehören (mit 34.1).

Die Gruppe 8 umschließt die Kategorie der Beamten, insbesondere der Kassenbeamten, deren absolute Zahlen der Generalbericht eigens angibt.

Die Gruppe 3 umfaßt unter dem Sammelnamen Handel und Verkehr, mit 43.1 pro 100 000 Berufspersonen, alle Selbstmörder,

die im Handel und Versicherungswesen, im Verkehr, bei Eisenbahn, Post, Schiffahrt, Frachtverkehr, Lohnfuhrwerk, in Beherbergung und Erquickung beruflich tätig waren. Diese Berufsarten bringen teilweise eine angestrengte und aufreibende Beschäftigung mit sich, woraus sich die höhere Relativziffer im Vergleich zu den agrarischen Berufen erklären mag.

Die Gruppe 10 faßt rein geistige Berufsarten zusammen. Darunter sind Künste, Literatur und Presse verstanden. Wenn Masaryk betont, daß Dichter, Künstler und geniale Menschen überhaupt häufige Anwandlungen der Selbstmordneigung haben, so gibt ihm unsere hohe Beziehungsziffer von 39.9 auf 100 000 derartige Berufspersonen ebenfalls recht.

Die Gruppe 3 enthält schließlich die Selbstmordfälle der gefährdetsten Berufsarten, welche durch Militärpersonen, Gendarmerie, Schutzmannschaft gebildet werden. Der Selbstmord beim Militär überhaupt erfährt eine gesonderte Darstellung.

Für die Berufsgruppen der Rentner, Pensionisten, Auszügler, Armen, Insassen usw. gibt der bayrische Generalbericht keine Beziehungsziffern. Doch kann man mit Zuverlässigkeit annehmen, daß diese Berufsarten, namentlich die Berufslosen, die eine kleine oder große Rente zu verzehren haben, der Selbstmordneigung eher förderlich als hinderlich gegenüberstehen. Es gibt keine größere Freude für den Menschen, sagt Schmoller, als die Lust tätigen Schaffens und Wirkens. Des Segens der Arbeit gehen diese Berufsarten zum großen Teil verlustig. Freilich muß noch in Berücksichtigung gezogen werden, daß diese Berufsarten sich vorwiegend aus Personen späterer Altersklassen rekrutieren, und für diese ist, wie wir wissen, die Selbstmordgefahr am größten.

Unsere Ergebnisse über die Zusammenhänge von Beruf und Selbstmord sind im ganzen allgemeiner Natur geblieben. Wenn wir aus den Hauptberufsgruppen einen Rückschluß auf die geistige Qualität der Träger der Berufe ziehen dürfen, so scheint mit Wahrscheinlichkeit hervorzugehen, daß der Ueberfluß an Bildung und ein Untermaß an solcher den Spannrahmen abgeben, innerhalb dessen sich die Selbstmordhäufigkeit der einzelnen Berufsarten abspielt. Auch das Maß der Freiheitseinschränkung scheint für die Frequenz des Selbstmords einer Berufsart von einschneidender Bedeutung zu sein. Im ganzen ist die Zugehörigkeit zu einem Berufe für die Selbstmordhäufigkeit nicht ohne ziemlichen Belang, wenn auch allzu weitgehende Schlußfolgerungen über die Wirksamkeit der Berufsarten abgelehnt und dem Beruf in erster Linie disponierende Wirkungen zuerkannt werden müssen.

2. Das Militär.

Der Beruf ist in vieler Hinsicht auf die Gestaltung der Selbstmordneigung von Einfluß. Eine sehr bedeutsame Abart dieses Differenzierungsmomentes des Selbstmordes bilden die Kinder- und Schülerselbstmorde, die schon oben ihre Würdigung fanden, und die Selbstmorde bei Soldaten, denen im folgenden eine eingehende Beachtung geschenkt werden soll.

Die Soldaten stehen unter einem allerdings allgemein geltenden Zwang, sie müssen ihre bisherige Lebensstellung aufgeben und ihre Lebensweise vielfach ändern; ihre individuelle Freiheit ist in ausgiebiger Weise eingeschränkt. Die Pflicht, Soldat sein zu müssen mit allen Begleiterscheinungen angenehmer, namentlich aber unangenehmer Art schafft Bedingungen, welche als dem Selbstmord günstig anzusehen sind. Der Soldat ist von seiner Familie losgerissen, oft an weit entfernte Garnisonen verpflanzt. Die Lebensweise ist oft hart, strapaziös; der Körper hat ungewohnte Leistungen zu erfüllen. Das Leben ist in allen Teilen einer strammen Disziplin unterstellt. Für Seele und Gemüt ist in der Kaserne wenig Raum. Die Erziehungsmethode beim Militär entbehrt fast jeglichen individualistischen Charakters. Nach der Schablone mit der gleichen Behandlung für alle vollzieht sich Dienst und sonstige Lebensführung. Der Bildungsgrad der Erziehungsfaktoren ist weit von dem Punkte entfernt, daß Soldatenmißhandlungen der gröbsten Art, gemeine Redensarten und lästerliche Schimpfworte als für die Erziehung und Ausbildung nicht nötig erachtet würden.

Das Militär weist in allen Ländern eine größere Selbstmordneigung auf als die Zivilbevölkerung. Auch findet sich beim Militär eine nicht kleine Zahl von Versuchen und Neigungen zum Selbstmord. Diesem Verhalten stehen viele dem Selbstmord ungünstige Momente gegenüber. Bei der Musterung scheiden körperlich und geistig nicht gesunde oder unzureichend befundene Personen aus. Die Sorgen des Soldaten um Nahrung, Kleidung, Obdach sind gleich Null. Trotzdem ist der Selbstmord beim Militär eine häufige, auffallende Erscheinung.

Die Ursachen werden wohl in Einwirkungen von innen und von außen her zu suchen sein. Masaryk entwirft ein sehr zutreffendes Stimmungsbild. Viele Soldaten haben Heimweh und überdies hassen die meisten den Militärdienst, der sie aus ihren gewohnten Verhältnissen ganz herausreißt und in ungewohnte Umstände versetzt. Alsdann ist das Militär unsittlicher als die Zivilisten. Der falsche „militärische Geist“ verursacht

die große Selbstmordneigung des Militärs. Man sieht nur auf das Aeußere, nicht auf die innere Gediegenheit des Charakters; Ehrgeiz und Gehorsam sind die einzigen Tugenden; man verlangt und verbreitet Kenntnisse, aber keine Sittlichkeit. Die Kaserne wirkt wie das Gefängnis ungünstig, da und dort ist die Selbstmordneigung gleich groß.

Der Nachweis ist natürlich schwer zu erbringen, inwieweit der Militarismus die Schuld an der Häufigkeit der Selbstmorde in der Armee trägt. Dagegen dürfte kein Einwand gegen die Behauptung erhoben werden können, daß die Verschuldung an der Zahl der Selbstmorde in verschiedenen Fällen dem falschen „militärischen Geiste", der mangelhaften Methode, der uneingeschränkten Willkür der Macht Vorgesetzter, die manchmal, wie die Soldatenmißhandlungen beweisen, die in den Parlamenten aufgelegt werden, bis an die Grenze der Bestialität reicht, zweifellos diesen verursachenden Faktoren zur Last gelegt werden muß. Den häufigen Zusammenhang von Selbstmord und militärischer Schikane kann niemand leugnen, wogegen anderseits nicht in Abrede gestellt werden soll, daß von den Selbstmördern der Armee nicht auch einzelne im Zivilleben aus irgendwelchen Gründen sich etwa das Leben genommen hätten. Gleichwohl bleibt die Anklage im vollen Umfang aufrecht erhalten, daß der Geist beim Militär, die Behandlungsweise, sonstige militärische Gepflogenheiten den größten Teil der Selbstmorde der Soldaten auf dem Gewissen haben.

Wenn wir die Gesamtentwicklung der Selbstmordfälle in der bayrischen Armee in den letzten zwei Jahrzehnten betrachten, so kann mit erfreulicher Genugtuung eine nicht unerhebliche Abnahme der absoluten Selbstmordfälle bei gleichzeitiger Zunahme der Etatsstärke der bayrischen Armee konstatiert werden. Der Durchschnitt in je vier Jahrfünften von 1883—1902 betrug 36.2, 27.2, 31.2 und 25.0 Selbstmordfälle pro Jahr. Die größte Zahl an Selbstmordopfern forderte das Jahr 1886 mit 43, die geringste Zahl das Jahr 1899 mit nur 16 Selbstmorden. Für eine Anzahl von Jahren sind auch die Rangunterschiede der Selbstmörder angegeben, wobei es auffällt, daß die aktiven Offiziere und Militärbeamten ein ziemlich stattliches Kontingent jedes Jahr stellen.

Wenn beim Selbstmord auch viele unvorhergesehene Faktoren im Moment der Tat und im Heranreifen zu diesem Entschlusse mit unterlaufen, so ist aus der anhaltenden Verminderung in der Entwicklungsgestaltung der zwanzigjährigen Periode ersichtlich, daß Kräfte wirksam gemacht werden können, die das Vorkommen des Selbstmordes in der Armee auf ein Minimum herabzudrücken imstande sind. Die Entwicklung kommt in nachfolgenden Zahlen zum Ausdruck.

Tabelle 32.

Der Selbstmord in der bayrischen Armee.

Zeitraum	Unteroffiziere und Gemeine	Aktive Offiziere und Militärbeamte	Pensionierte Offiziere und Militärbeamte	Gesamtzahl
1883—87	32.0	3.0	1.2	36.2
1888—92	23.2	3.4	0.6	27.2
1893—97	29.0	—	—	31.2
1898-1902	25.0	—	—	25.0

Wenn wir zur Herstellung einer Beziehungsziffer für die beiden ersten Jahrfünfte eine Stärke der bayrischen Armee von 56 000, für das Jahrfünft von 1893—97 eine Stärke von 63 000 und für das Jahrfünft 1898—1902 eine Stärke von 66 000 Mann im ganzen annehmen, so entfallen 1883—87 6.46, 1888—92 4.85, 1893—97 4.95 und 1898—1902 3.80 Selbstmordfälle auf 10 000 Soldaten der Armee. Diese Verhältnisziffern bekunden die Selbstmordabnahme in der bayrischen Armee aufs deutlichste. Sie dokumentieren aber auch die Höhe des Selbstmordes im Vergleich zu anderen Selbstmordziffern. Bayern r. d. Rheins hatte 1899, 1900, 1901 auf 10 000 Einwohner Selbstmorde 1.3, 1.4, 1.3; die Rheinpfalz 1.5, 1.9, 2.0. Metz, welches bayrisches Militär und sonst viel Militär hat, hat eine Selbstmordziffer von 2.2. Zur richtigen Würdigung dieser Vergleichszahlen muß man in Erwägung ziehen, daß die Selbstmordziffern auf die ganze Bevölkerung ohne Alters- und Geschlechtsunterschiede bezogen sind. Im Vergleich zur Selbstmordziffer im diesseitigen Bayern ist der Selbstmord bei der bayrischen Armee drei- bis fünfmal so groß. Im übrigen Deutschland ist das Verhältnis größer, in Oesterreich und Italien sind Selbstmorde beim Militär nahezu sieben- bis achtmal so häufig als im Zivilstande. Barbarische Strafen, wie das Krummschließen und Anbinden in Oesterreich bis in die neueste Zeit, machen diese unverhältnismäßig großen Zahlen zum Teil erklärlich. In Oesterreich kommen auf 100 000 Mann nicht weniger als 122 Selbstmorde, während der Zivilstand nur 16 aufweist. Im Deutschen Reiche entfielen auf 100 000 Mann (1878—88) 87 Selbstmörder, auf 100 000 im Zivilstand Lebende 19.

Der Selbstmord verteilt sich in der bayrischen Armee auf nachstehende Altersklassen:

Durchschnitt pro Jahr im ganzen	16—20	21—25	26—30	31—40	41—50	51—60 u. m.
1883-1902	4.2	19.5	3.1	1.5	0.8	0.7
%	14.1	65.3	10.4	5.4	2.7	2.3

Wir sehen, daß dem Selbstmord unter den jugendlichen Soldaten im Alter von 16—20 Jahren, der Blüte des Lebens, im Jahresdurchschnitt 1883—1902 bereits 4.2 oder 14.1 % Soldatenleben verfallen. Die Mehrzahl der Soldaten steht im Alter von 21—25 Jahren. Diese Altersgruppe fordert denn auch den Löwenanteil mit rund 20 Selbstmorden pro Jahr oder 65.3 %. In den späteren Altersgruppen der Berufssoldaten holt der Selbstmord seine Opfer bis hinauf in die höchsten Altersklassen.

Hinsichtlich der Konfession der Selbstmörder ergibt sich folgende Beteiligung der Katholiken, Protestanten und Juden, welch letzteren auch Andersgläubige beigezählt sind.

Durchschnitt pro Jahr	Katholiken im ganzen	Katholiken %	Protestanten im ganzen	Protestanten %	Juden u. sonstige Religionen im ganzen	Juden u. sonstige Religionen %
1883-1902	15.4	51.5	14.2	47.5	0.25	0.8

Das Ergebnis ist überraschend wegen der auffallenden Uebereinstimmung dieser Zahlen mit den Verhältnissen im ganzen Königreich. Die Beteiligung katholischer und protestantischer Soldaten am Selbstmord hält sich gegenseitig die Wagschale. Da die Protestanten der Gesamtzahl nach in der Minderheit sind und ihre Beteiligung am Selbstmord gleichwohl die Zahlengröße der absolut stärkeren katholischen Militärbevölkerung nahezu erreicht, so gilt auch für die Konfession der Selbstmörder beim Militär, daß der Katholizismus einen in hohem Grade vor dem Selbstmord bewahrenden Einfluß auf seine Bekenner ausübt. Es ist ferner von großem Interesse, daß das allgemeine Verhalten dieses Differenzierungsmomentes des Selbstmordes sich in ganz deutlicher Weise auch bei so kleinen Zahlensummen äußert, wie dies bei den Zahlen des Selbstmordes der Militärbevölkerung der Fall ist.

Die Religion erfährt beim Militär eine starke Gefährdung. Verhöhnung und Verspottung religiöser Anschauungen und Gebräuche durch Kameraden, Vorgesetzte bis zu den Offizieren, sind nichts Seltenes. Die Pflege des religiösen Lebens liegt sehr darnieder. Daran ändern die Kirchenparaden, die mehr Repräsentationsgelegenheiten sind, nichts. Wer hätte nicht schon bei Militärgottesdiensten die Mannschaften während der Predigten massenhaft schlafen gesehen, wenn der Prediger das Unglück hatte, langweilig zu sein. Wer hätte nicht schon oft die Gleichgültigkeit darob bei den Vorgesetzten gesehen, die entweder das nächste Wirtslokal aufsuchen oder sich stillschweigend verhalten. Das Benehmen mancher Offiziere in der Kirche am Königsnamenstage, die durch Plaudern und Lachen sich die Langweile vertreiben, ist für die Soldaten ein schlechtes Beispiel und für Kirchenbesucher ein großes Aergernis. Leider ist ja der religiöse

Sinn unter den Offizieren zumeist erstorben, wenn man von verhältnismäßig vielen Ausnahmen absieht. Wenn die Kaserne eine Erziehungsstätte, eine Pflanzschule fürs Leben sein soll, dann müßte dem Faktor Religion in besserer und anderer Weise Rechnung getragen werden. Wir reden nicht vielen formellen religiösen Uebungen das Wort, die Jugend will davon nicht viel wissen. Aber Achtung vor der religiösen Ueberzeugung, Verschaffung einer guten Lektüre, Pflege des heimatlichen und vaterländischen Gesanges, Belehrung über einen reinen Lebenswandel, über die schlimmen Folgen sexueller und alkoholischer Vergiftung, schärfere Beaufsichtigung der Unteroffiziere hinsichtlich ihres persönlichen und dienstlichen Verkehrs mit der Mannschaft durch die Offiziere, das wären wohl Mittel, die einen besseren, edleren Geist in der Armee erzeugen würden, Mittel, die geeignet wären, den Selbstmord vielleicht ganz auf den Aussterbeetat zu bringen. Die Kaserne darf nicht das Grab des Glaubens, der Religion sein, wenn ihr auch wesentlich andere Aufgaben zufallen, als die der religiösen Erziehung.

Die Selbstmordarten setzen sich folgendermaßen zusammen:

Durchschnitt im ganzen pro Jahr	Erhängen	Ertränken	Erschießen	Vergiften, Ueberfahrenlassen und andere Arten
1883-1902	4.15	3.4	20.4	2.0
%	13.9	11.3	68.3	6.6

Es kommen so ziemlich alle Selbstmordarten vor, die Art des Erschießens ist naturgemäß am häufigsten. Dem Soldaten ist das Selbstmordmittel der Schußwaffen gleichsam in die Hand gegeben.

Der Einfluß der Jahreszeiten auf den Selbstmord kommt in folgenden Zahlen zum Ausdruck:

1885-1902	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov	Dez.
im ganzen	52	32	29	53	60	54	52	42	31	26	28	41
%	10.4	6.4	5.8	10.6	12.0	10.8	10.4	8.4	6.2	5.2	5.6	8.2
Kgr. Bayern (1886-1900)												
%	6.6	6.6	8.5	9.4	19.5	11.3	10.0	9.0	7.3	7.7	6.7	5.9

Auch hier finden wir die Tatsache bestätigt, daß selbst ganz kleine Zahlen sich den allgemein zutage tretenden Gesetzmäßigkeiten des Selbstmordes anpassen. Der Dezember und der Januar weisen beim Militär Abweichungen auf. Es verüben in diesen beiden Monaten mehr Soldaten Selbstmord, als im Verhältnis die Zivilbevölkerung. Vielleicht geben hier das noch nicht lange erfolgte Einrücken, oder Weihnachten, das vielfach in der Kaserne gefeiert werden muß, oder das Heimweh nach dem Weihnachtsurlaub, ferner die strapaziösen Vorbereitungen zur Frühjahrsparade Anhaltspunkte zur Erklärung dieses abweichenden Verhaltens.

Die **Motive** zum Selbstmord gestalten sich in nachstehender Weise:

Durchschnitt pro Jahr 1883-1902	Lebensüberdruß	Körperliche Leiden	Geisteskrankheiten	Leidenschaften (Zorn, Eifersucht, unglückl. Liebe)	Reue und Scham, Furcht vor Strafe	Aerger und Streit, Verletzte Ehre	Kummer	Andere und unbekannte Motive
im ganzen	0.35	1.2	10.6	2.4	10.6	1.2	1.8	1.5
%	1.18	4.05	35.8	8.1	35.8	4.05	6.1	5.1
Kgr. Bayern (1881-1900) %	5.8	7.7	35.6	3.4	8.9	3.5	9.1	19.6

Lebensüberdruß als Selbstmordmotiv ist beim Militär seltener als bei der Bevölkerung überhaupt. Der Wille zum Leben ist bei den jungen Männern des Heeres bei gleichzeitiger Gunst der Lebenslage mit geringen Sorgen für Nahrung, Kleidung, Wohnung stärker ausgeprägt als beim Zivil, das hier auch die höchsten Altersstufen berücksichtigt. Körperliche Leiden sollte man in geringerer Häufigkeit vermuten. Starken Anteil haben die Geisteskrankheiten. Eine gleich starke Anteilnahme an den Selbstmorden mit 35.8 % hat das Motiv der Reue und Scham, der Furcht vor Strafe. Daß mehr denn ein Drittel aller Selbstmordfälle in diesem Motive ihre Verursachung finden, bildet eine ernste Anklage über hier vorliegende Fehler in der militärischen Disziplin und Erziehung. Einen Unterschied gegenüber den Motiven der sonstigen Bevölkerung weist auch das Motiv von Aerger und Streit, verletzter Ehre auf, welches beim Militär häufiger die Veranlassung zum Selbstmord bietet, als bei der Zivilbevölkerung. Der beim Militär herrschende Ehrbegriff der Offiziere sowohl, wie der Ehrbegriff, der den Mannschaften beigebracht wird, beruht auf einer ungesunden Basis. Ehrgeiz, Sichbesserdünken, leichte Empfindsamkeit bei den geringfügigsten äußerlichen Dingen, die Ansicht eines besonders benötigten Ehrenkodexes für den Träger eines zweifarbigen Rockes, völliger Mangel an Demut lassen aus Menschen Mörder werden, wie der berüchtigte Fall Hüssener in Essen gezeigt hat; sie lassen aus Menschen Selbstmörder werden, welche auf Grund einer falschen Ehrauffassung ihre Ueberzeugung mit dem Selbstmorde einzulösen keinen Anstand nehmen.

Es ist ein notwendiges und erreichbares Ziel, die **Soldatenmißhandlungen** aus der Armee verschwinden zu lassen. Die Volksvertreter in den Parlamenten können nicht oft genug den Finger auf diese noch immer offene Wunde legen. Mit dem Verschwinden der Soldatenmißhandlungen, mit dem Platzgreifen einer humaneren Behandlungsweise der Mannschaften wird auch zweifelsohne die Zahl der Selbstmorde zu-

sammenschrumpfen bis auf einen kleinen Rest, den nicht mehr der Militarismus verschuldet, sondern den menschliche Schwäche und Unvollkommenheit übrig lassen wird. Das Offizierkorps erfüllt seine Pflicht nicht in vollem Umfange, sonst müßten so oft vorkommende, haarsträubende Mißhandlungen durch die den Soldaten zunächst Vorgesetzten durch das Eingreifen von Offizieren verhindert werden; es müßte ein Vertrauen zum Offizier in der Mannschaft vorhanden sein, das vom Beschwerdeweg wegen grober Uebergriffe der Unteroffiziere keine Benachteiligung zu befürchten braucht. Die Fühlungnahme zwischen Mannschaft und Offizier müßte auf intimeren Grundlagen beruhen bei aller Wahrung der Autorität und der Disziplin. Weniger Flüche, dafür aber mehr Humanität muß in den Kasernen Platz greifen, damit die kostbarsten Güter der Nation, die tatkräftige Jugend, nicht in der Kaserne Schaden an Leib und Seele erleidet, sondern damit die Jahre der Dienstzeit eine Periode der Stählung des Charakters und des Körpers fürs künftige, dem Wohl der Nation gewidmete Leben darstellen.

3. Die Städte.

Im Laufe unserer Untersuchung sind schon bei den verschiedensten Differenzierungsmomenten des Selbstmords bedeutsame Unterschiede hinsichtlich der städtischen oder ländlichen Umgebung zutage getreten. Der Selbstmord zeigt in Stadt- und Land ein verschiedenes Verhalten in bezug auf manche Erscheinungsformen. Der wichtigste Unterschied besteht jedoch in der größeren Häufigkeit seines Vorkommens in den Städten. Dieselbe beträgt etwa das Zwei- bis Dreifache der Selbstmordfrequenz auf dem platten Lande. Wer die Psychologie der Großstadt, den Einfluß eines größeren Stadtgebildes auf das Seelenleben der Bewohner kennen lernen will, der wird dem Momente der Selbstmordneigung gebührende Beachtung schenken müssen. Es vergeht kein Tag, wo nicht der Leser einer größeren Zeitung mit dem Erscheinungsorte eines größeren städtischen Gemeinwesens nicht die Schilderung eines Selbstmordfalles oder mißlungene Selbstmordversuche in detaillierter Ausführlichkeit als einen ständig wiederkehrenden Bestand der Tagesneuigkeiten vorfindet. Die Städte sind die Ansammlungspunkte größerer Menschenmassen. Sie sind die Brennpunkte wirtschaftlicher, kultureller, sozialer, politischer Entfaltung. In ihnen erneuert sich auf allen Gebieten des Lebens der unaufhörlich wogende Kampf ums Dasein Tag für Tag in seiner ganzen Schärfe, in millionenfacher Variation.

Die Städte mit ihren Extremen von Großstadtelend und Großstadtgenußsucht zwingen naturnotwendig einen jeden ihrer Bewohner unter

den Bann ihrer Beeinflussung, sie beeinträchtigen vor allem das Nervensystem, wovon der Bewohner des flachen Landes mit seinen einfacheren Verhältnissen im allgemeinen verschont bleibt. Die städtische Bevölkerung, sagt G. von Mayr, ist in jeder Hinsicht viel ausgiebiger differenziert als die ländliche. Darin liegt der Urgrund ihrer höheren Selbstmordziffer. Auf Schritt und Tritt treten uns starke Gegensätze und Unterschiede entgegen. Der Aufwand für die Lebensführung, das Angebot an geistiger Nahrung und Bildung, Ueberfluß und Mangel an Besitz, Darbietungen und Reize aller Art erzeugen tiefgreifende Verschiedenheiten zwischen den Stadt- und Landbewohnern. Die gesundere und einfachere Lebensweise, sicher auch der religiösere Sinn des Landvolkes sind schuld an seiner geringeren Selbstmordhäufigkeit.

In den Städten dagegen findet sich ein günstiger Nährboden für den Selbstmord. Für die Selbstmordgestaltung in den Städten, namentlich in den Großstädten, ist die Erkenntnis von hoher Bedeutung, inwieweit Uebereinstimmung zwischen dem Steigen der Bevölkerungsgröße und der Selbstmordziffer besteht. Ist verstärkter Bevölkerungszusammenfluß in den Städten der Selbstmordneigung günstig oder auf die Bewegung der Selbstmordfrequenz einflußlos? Zum Zweck der zuverlässigen Beantwortung dieser Frage müßte die subjektive Selbstmordziffer in den Städten bekannt sein, welche sich aus der Beziehung der Selbstmordfälle zur selbstmordfähigen Bevölkerung ergibt. Die Beibehaltung der Kinderzahl bei der Inbeziehungsetzung von Bewohnerschaft und Selbstmordzahl beeinträchtigt die Klarheit des Ausdrucks der tatsächlichen Selbstmordneigung in störender Weise. Die Größe des jährlichen Kinderzuwachses — in München z. B. im Jahre 1900 18128 Kinder — ist sehr beträchtlich, anderseits hebt dieser Umschwung im starken Anschwellen der Städte durch Geburten und Zuwanderungen Ende der 80er und zu Beginn der 90er Jahre an, so daß alle seit dieser Zeit geborenen und noch lebenden Kinder für die Berechnung der Selbstmordziffer in Wegfall kommen müßten, um zu exakteren Resultaten zu gelangen.

Auf Grund eines größeren Zahlenmaterials über 60 deutsche und eine Anzahl bayrischer Städte, welches anderwärts[1]) ausführlich niedergelegt ist, ergibt sich für die Städte während der zeitlichen Erstreckung der letzten 10—15 Jahre hinsichtlich der beiden Faktoren Selbstmordintensität und Bevölkerungszuwachs eine parallele Uebereinstimmung im Sinne der Einflußlosigkeit der Stadtvergröße-

[1]) Allgemeines statistisches Archiv. VI. Band, II. Halbband. S. 263 ff. Dr. Rost, Der Selbstmord in den Städten.

rungen. Infolge der Nichtausschaltung der selbstmordunfähigen Bevölkerung ist jedoch dieses Resultat nicht ganz ohne Vorbehalt hinzunehmen. Es wird nötig sein, eine weitere Entwicklungsphase der deutschen Städteerweiterung abzuwarten. Wenn die Anzeichen und laut gewordenen Stimmen nicht trügen, so steht eine Steigerung der Selbstmordziffer in den Städten in Aussicht.

Die immer größer werdenden Städte mit ihrem verborgen wie offenkundig aufgestapelten Elend und ihren schweren Lebensbedingungen — man denke nur an die Kapitel Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit — bergen in sich zweifelsohne den Selbstmord begünstigende Momente. Nicht weniger als 26 Städte jedoch weisen bei der Gegenüberstellung von zwei größeren Perioden, sei es die Zeit von 1884—1892 und 1893—1901 oder von 1890—95 und 1896—1901, die vielleicht nicht erwartete Tatsache der Abnahme der Selbstmordziffer bei gleichzeitig ganz enormer Zunahme ihrer Bevölkerungszahl auf. Von den übrigbleibenden Städten zeigen nicht wenige beharrlichen Gleichstand, und in den Städten, die eine zahlenmäßig erwiesene Zunahme der Selbstmordziffer haben, ist diese Selbstmordvermehrung durchgehends ganz geringfügig. So erfreulich dieses Ergebnis für die Städteentwicklung und die Moralkraft ihrer Bewohner auch anscheinend sein dürfte, so wäre es vielleicht doch ein zu rosiger Optimismus, die tatsächliche Belanglosigkeit des Städtewachstums auf die Selbstmordlust der Bewohner anzunehmen. Mit dem Größerwerden der Städte wachsen auch die dem Selbstmord vorteilhaften Bedingungen, wie dies aus dem Verhalten ganz großer Städte erhellt.

Außer Frage dagegen steht die in regelmäßiger Bestätigung wiederkehrende Tatsache, daß der Landesdurchschnitt sich stets niedriger verhält als die Selbstmordziffer der betreffenden Städte. Die Höhe des Landesdurchschnitts und der städtischen Selbstmordziffer befindet sich in ständigem Parallelismus. Wo der Landesdurchschnitt hoch steht, da steht die städtische Selbstmordziffer noch um eine kleine Stufe höher; wo er tief steht, z. B. im Rheinland, da sind auch die städtischen Selbstmordziffern diesem Tiefstande mit eben merklicher Erhöhung angepaßt.

Die städtepolitischen Probleme, wie Verlegung der Industrie aufs Land, das intensivere Umsichgreifen der Idee der Gartenstadtbewegung, die hygienische Sanierung der Städte und die Besserung der Lage der Städtebewohner aus Arbeiter- und sonstigen Kreisen werden auf die Selbstmordgestaltung einen kräftigen Rückschlag und die notwendige Eindämmung ausüben.

V. Schlußbetrachtung.

Ein düsteres Seelengemälde, ein trauriges soziales Gebilde ist vor unseren Augen entrollt. Vor allem aber sind es zahlreiche Eigenarten des Selbstmords, die wir auf statistischem Wege kennen gelernt haben, von welchen das einzelne Ereignis nichts verrät. Der Selbstmord als soziale Massenerscheinung läßt eine Fülle von Wahrscheinlichkeiten zutage treten. Der Mann tötet sich häufiger als das Weib; wer in den höchsten Altersklassen steht, ist am gefährdetsten; für den Ledigen ist der Selbstmord wahrscheinlicher als für den Verheirateten; der Katholik bleibt von der Selbstmordneigung mehr verschont als der Protestant; der Alkoholiker unterliegt mit großer Wahrscheinlichkeit; in den meisten Fällen werden die Selbstmörder zu den Mitteln des Erhängens und Ertränkens greifen; im Dezember besteht die geringste, im Juni die höchste Wahrscheinlichkeit zur Ausübung der Tat; Personen zu häuslichen Dienstleistungen und Soldaten liefern ein stärkeres Kontingent zu den Selbstmorden als andere Berufe; wer auf dem Lande wohnt, hat weniger Wahrscheinlichkeit, dem Selbstmord anheimzufallen. Ferner liefern die einzelnen Differenzierungsmomente wiederum besondere Wahrscheinlichkeiten, wenn man das Verhalten der Geschlechter, das Verhalten in Stadt und Land in Betracht zieht. Diese Wahrscheinlichkeitsergebnisse sind Produkte von Massenbeobachtungen in längerer zeitlicher Erstreckung. Als eine der auffallendsten Wahrnehmungen muß die Konstanz der regelmäßigen Wiederkehr der absoluten wie der relativen Zahlen des Selbstmords in seinen mannigfaltigen Erscheinungsformen bezeichnet werden. Man vergegenwärtige sich die auffallende Regelmäßigkeit der Verhältniszahlen in Tabelle 24, welche die Entwicklungsgestaltung der Selbstmordarten zum Ausdruck bringt. Jede Selbstmordart hat ihre spezifische Ziffer. Diese einmal angeschlagene Höhe wird im Durchschnitt der Verlaufsgestaltung mit geringfügigen Schwankungen beibehalten. Jede Selbstmordart zeigt in Stadt und Land Unterschiede, welche ebenfalls in seltener Regelmäßigkeit des Auftretens wiederkehren. Diese Beobachtung an einem Beispiel mit dem Resultate der relativen Konstanz einer seltenen Regelmäßigkeit gilt in mehr oder weniger abgeschwächter Weise auch für die übrigen Differenzierungsmomente des Selbstmords.

Man hat diese unleugbare Tatsache der Regelmäßigkeit der Frequenz des Selbstmords und seiner Erscheinungsweisen zu einer Gesetzmäßigkeit mit dem Charakter der Naturnotwendig-

keit verdichtet und die ganze Erscheinung zu einem Angriff auf die Willensfreiheit des Individuums benutzt. Der Selbstmord sei ein Naturphänomen, die Folge naturnotwendiger Gesetze; die Konstanz der Regelmäßigkeit sei Gesetzmäßigkeit. „Anstatt von moralischer Willkür oder Freiheit zu reden," sagt Morselli,[1]) „muß man sich in der Psychologie der Individuen und Völker mit dem Gedanken befreunden, der Selbstmord sei die funktionelle Aeußerung eines Organs, des Gehirns, unter dem Einflusse der zahlreichen inneren und äußeren Einwirkungen, denen der menschliche Organismus beständig unterworfen ist. . . . . Der Selbstmord ist nicht eine von der Willkür des Individuums abhängige Handlung, sondern eine soziale Tatsache, nicht minder und nicht unähnlich wie Geburten und natürliche Todesfälle, Verbrechen und Geisteskrankheiten." Desgleichen hält Adolf Wagner in seinem Buche über die Gesetzmäßigkeit der scheinbar willkürlichen Handlungen der Menschen den Selbstmord in seiner Häufigkeit für eine ähnliche Erscheinung wie Geburten und sonstige Todesfälle.

Diese materialistischen Auffassungen der menschlichen Willensfreiheit und die Annahme einer durch unabänderliche Naturgesetze gegebenen Erklärung sind nicht einwandfrei. Es ist ein unabänderliches Naturgesetz, daß alle Menschen sterben müssen. Aber niemand kann behaupten, daß alle Menschen, die von der Selbstmordneigung befallen sind, auch unbedingt Hand an sich legen müssen. Die Selbstmordstatistik zeigt nur, daß ein kleiner Bruchteil von Personen dem Selbstmordgedanken erliegt, nicht aber, wie viele Personen in derselben Lage und denselben persönlichen Verhältnissen wie die Selbstmörder der Versuchung Widerstand leisten. Daß es zahlreiche solche Personen gibt, die den drängenden Selbstmordanwandlungen nicht nachgaben, die sich aber in den gleichen Seelenkämpfen und schmerzlichen Stimmungen befanden, steht außer Zweifel. Die statistische Regelmäßigkeit der Selbstmordzahlen bringt nicht den mindesten Beweis für die aufgeworfene Frage, ob der freie Wille beim Selbstmord aufgehoben oder beschränkt sei. Es ist widersinnig, auf Grund der vorhandenen Regelmäßigkeit der Selbstmordziffern von einer Naturnotwendigkeit des Selbstmords zu sprechen. Was die Regelmäßigkeit statistischer Zahlenreihen anlangt, so ist dieselbe noch auf vielen anderen Gebieten zu bemerken. Die Statistik der Unglücksfälle zeigt ebenfalls eine verhältnismäßig sich gleich bleibende Konstanz der Wiederkehr gegebener Zahlenhöhen. Hier obwaltet nur der Zufall. Die freie persönliche Willensentscheidung bleibt durch die Ergebnisse der Selbstmordstatistik unangetastet. Der Selbstmord ist keineswegs ein

---

[1]) Real-Enzyklopädie der gesamten Heilkunde. 2. Aufl. 18. Band. S. 240 ff.

gleicher naturnotwendiger Akt wie das Sterben und Geborenwerden. Die Menschen sind sogar imstande, diese scheinbare Gesetzmäßigkeit aufzuheben. In ruhigen, von religiösem Geiste durchdrängten Zeiten verblaßt der Selbstmord, wie im Mittelalter, fast auf eine Null. Es ist in der Macht der menschlichen Kultur und Gesittung gelegen, ihn aus der Welt zu räumen. Als verfehlt und logisch unzulässig aber ist es zu betrachten, aus der regelmäßigen Wiederkehr der Selbstmordzahlen von Jahr zu Jahr einen orientalischen Fatalismus abzuleiten, wonach unter einer bestimmten Personenzahl der so und sovielste Mensch als Selbstmörder endigen müsse.

Anders verhält es sich mit der Abhängigkeit des Individuums von der Außenwelt. Der menschliche Wille, das Wahlvermögen zwischen einem Dinge und seinem Gegenteil ist frei. Der Mensch ist trotz des inneren Dranges zum Guten nicht gezwungen, das Gute zu tun, und trotz der heftigen Neigung zum Bösen nicht genötigt in unbedingtem Zwange, das Böse zu tun. In diesen inneren sittlichen Konflikten stellt sich der Kampf ein. Die Willensbetätigung wird von inneren und äußeren Faktoren beeinflußt. Eine absolute Willensfreiheit gibt es freilich für den Menschen insofern nicht, als die den Menschen umgebende Natur, die Charakteranlagen des Individuums, die Erziehungswerte, besonders aber die soziale Atmosphäre in welcher der Mensch lebt, das „milieu social“, das ihn umgibt, einen tiefgreifenden Einfluß auf Willen und Willensentscheidungen ausüben. Die Stärke und Intensität dieser Beeinflussungsmomente bestimmen die Handlungen der Menschen in nachhaltiger Weise. Die Beschaffenheit und Zusammensetzung dieser Verhältnisse in der Gesellschaft, im Staate, im Gesamtleben des Volkes bringen den mit Verantwortung ausgestatteten Willen ins Wanken und schwächen die Stärke des Willens. Wer unter den härtesten physischen Lebensbedingungen aufwächst, wem kaum ein Schimmer von Liebe und von höherer Zweckbestimmung des Daseins jemals ins Bewußtsein trat, der wird freilich zeitlebens in den Niederungen des menschlichen Lebens wandeln. Wer seinen inneren Menschen nicht auf eine sittlich-religiöse Bahn lenkt, der mag an den Klippen des harten Daseinskampfes wohl leicht zerschellen. Wirtschaftlich magere Zeiten und Zeiten aufregender Krisen, die ausreichende oder dürftige Lebenshaltung breiter Volksschichten, bescheidenes Genießen und atemloses Jagen nach den Glücksgütern der Welt werden die Skala der Selbstmordneigung auf- und absteigen lassen, wie die Temperatur die Quecksilbersäule. Auf dem Lande wird der Selbstmord stets seltener sein infolge der einfacheren Lebensbedürfnisse und infolge der Gesundheit zuträglicherer Natureinflüsse, wie in der sozial und sittlich ungünstigeren Großstadtatmosphäre. Wohl steht der einzelne unter

dem Banne der äußeren Erscheinungen und Ereignisse, diese zwingen ihn aber nicht zu seinem Wollen und Handeln.

Unsere Zeit ist stolz auf die Höhe ihres Kulturniveaus und die Zunahme immer größerer Zivilisation. Vor allem wird heute der Wert des Einzelindividuums im Rahmen der Gesamtheit betont. Auf Grund der naturwissenschaftlichen und technischen Fortschritte werden in den mannigfaltigsten Beziehungen weitgehende und tiefgreifende Fürsorgemaßnahmen getroffen. Die Gesundheitsverhältnisse des Volkes haben bedeutende Verbesserungen erfahren. Man hat erfolgreich den Kampf gegen die Kindersterblichkeit und gegen die Tuberkulose aufgenommen. Hygienische Unternehmungen, wie Kanalisationen, Errichtung von gemeindlich und tierärztlich überwachten Schlachtviehhöfen, Nahrungsmittelkontrolle, Volksbäder und viele andere Einrichtungen erfüllen den Zweck, die Volksgesundheit zu fördern. Auf sozialem Gebiete sorgen die große Arbeiterschutz- und Arbeiterversicherungsgesetzgebung, Bestrebungen auf dem Felde des Wohnungswesens, Bildungsgelegenheiten u. a. für das materielle und geistige Wohl breiter Volksschichten. Die Massen sind von sozialem Geiste durchdrungen und suchen durch Organisationen jeglicher Art Schutz und Sicherstellung ihrer Personen und Rechte. Ueberall macht sich die starke Tendenz geltend nach Schutz und Hebung der Lage des einzelnen, wie großer Massen des Volkes.

Man sollte meinen, in einer solchen Zeit des sozialen, wirtschaftlichen, geistigen und kulturellen Vorwärts- und Aufwärtsstrebens sei für eine Erscheinung, wie der Selbstmord sie darstellt, nur in beschränktem Maße Platz. Statt dessen sehen wir ein Schwinden der Lebensenergie und der Freude am Dasein. In einer Kultur, welche gleichsam selbstmordgesättigt vorwärts eilt, muß sehr vieles faul und reformbedürftig sein. Die Grundübel liegen in der Zunahme der Irreligiosität, im Mangel an Demut und Unterordnung und in einer das vernünftige Maß weit überschreitenden Genußsucht.

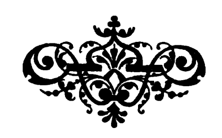
Die Sozialdemokratie, die liberale und nicht zuletzt die moderne jüdische Weltanschauung haben den Schwerpunkt des Daseins ins Diesseits verlegt. Den Volksmassen wird der Jenseitsgedanke als Pfaffenschwindel gepredigt und der Genuß als einziges, des Strebens und des Lebens wertes Ziel hingestellt. So erfreulich und begrüßenswert es ist, daß die Lebenshaltung in den unteren Volkskreisen sich hebt und steigert, so beklagenswert ist das Zuviel, das Jagen über das Ziel, die tolle Hingabe an materielle Genüsse. Neomalthusianistische Ideen werden neuestens von sozialistischen Volksaufklärern dem Volke in Wort und Schrift empfohlen und damit die

Freude am Leben unterbunden, die in der Erzeugung und Erziehung von Kindern zweifelsohne eine höhere und edlere Aufgabe hat, als in der Ansammlung von toten Wertgegenständen. In den höheren Gesellschaftsschichten ist der Sinn für das Gute, Edle und Schöne vielfach dahin. Für den jungen Mann besserer Stände bietet die „Jugend" und der „Simplizissimus" die angenehmste Unterhaltung, die schlüpfrigsten Witzblätter den angenehmsten Nervenkitzel. Wenn die jungen Studenten die Hochschule beziehen, da glaubt jeder der Pflicht der sexuellen Enthaltsamkeit entbunden zu sein und unter der Autosuggestion einer falschen Auffassung der akademischen Freiheit bringen viele über sich, ihre Angehörigen und andere Mitmenschen unsägliches Elend. Progressive Gehirnparalyse und der Revolver sind gar nicht selten das Ende vom Lied. Es ist unglaublich, wie weit in den Kreisen der Jugend die Anschauung um sich gegriffen hat, daß im Falle sexueller oder alkoholischer Infektion oder bei sonstigen Widerwärtigkeiten der Selbstmord das erlösende Mittel sei. Der unheimlichen Pestbeule venerischer Erkrankungen am Volkskörper gesellt sich der Dämon des Alkohols hinzu. In Arbeiter- und Studentenkreisen, bei Versammlungen, Kongressen, Festen jeglicher Art spielt die Masse und die Güte des Bieres eine gern und oft ventilierte Frage, die häufig von blöder Renommiererei begleitet ist. Ein Mäßigkeitsapostel oder gar ein Totalabstinenzler werden als Wundermenschen oder nicht ganz normal angesehen. Die Mäßigkeitsbewegung ist bei uns noch in den Kinderschuhen. Und doch ist der Alkohol der hauptverantwortliche Faktor in der Selbstmordgestaltung. Das Gehirn leidet unter den unausgesetzten Einwirkungen sowohl kleinerer, erst recht aber größerer Alkoholmengen, der Wille wird geschwächt, Unselbständigkeit und Untätigkeit überkommt den Trinker, der Geldbeutel wird leerer, der Kopf immer schwerer, die Willenskraft erlahmt und bald ist das Stadium zum Selbstmord eingeholt. Jede wirksame Bekämpfung des Alkohols, sei es, daß er in der Form des Schnapses und Bieres von den Volksklassen getrunken oder in der Form von Wein, Sekt von den „besseren" Menschen unserer Gesellschaft vertilgt wird, nützt der Therapie des Selbstmords mehr als irgendwelche indirekte, sozialpolitische oder religiöse Maßnahmen. Wenn das Beispiel Norwegens auch bei uns Nachahmung fände, wäre Abnahme des Selbstmords und der Verbrechen jeglicher Art und Zunahme der geistigen und moralischen Kraft unseres Volkes die dankbare Folge.

Das Genußleben der Gegenwart hat sich unendlich verfeinert und in raffinierter Weise aller Sinnesreize bemächtigt. Jedes Dienst- und Fabrikmädchen glaubt die neueste Mode mitmachen zu

müssen. In der Herrenwelt wechselt die Mode und der Geschmack wie das Wetter; je geckenhafter und schreiender, desto mehr findet die Mode Nachahmung. Der einfach gekleidete Mensch begegnet Achselzucken und Ignorierung. Der Drang, es den Tonangebenden gleich zu tun, führt zu Leichtsinn und Schulden. Der Sinn für Einfachheit, Natürlichkeit und Sparsamkeit ist als spießbürgerliche Auffassung in Mißkredit geraten. Das liebe Ich ist heutigentags der Götze, dem schamlos und mit allen Mitteln gehuldigt wird. Die Tugend der Demut steht nicht mehr im Verzeichnis moderner Weltanschauungsaxiome.

Diese Anschauungen unserer gegenwärtigen Gesellschaftsschichten bilden die Kehrseite zu den Forderungen der christlichen Religion. Diese lehrt in erster Linie die Arbeit, fordert Entbehrung und gestattet Genuß in mäßigen, dem Körper und dem Geiste unschädlichen Grenzen. Sie verlangt die Achtung vor den Autoritäten, die Vervollkommnung des eigenen Ich, vor allem aber Liebe, viel Nächstenliebe. Die Forderungen der Religion in bezug auf die gesamte Lebensführung sind auf den Naturgesetzen aufgebaut, von welchen der moderne Geist sich soweit verirrt hat. Die christliche Religion lehrt uns, das Leben nur als ein Arbeitsfeld zu betrachten, dessen Früchte vom Engel des Lebens ins goldene Buch der jenseitigen Belohnung eingetragen werden. Wenn die Menschen wieder zu einem naturgemäßen Leben und zu einer Lebensführung im Geiste Christi zurückkehren, dann nimmt die Freude am Leben und der Mut es zu leben, in der Hoffnung auf Vergeltung und ausgleichende Gerechtigkeit vor dem Forum des Allmächtigen in demselben Maße zu, als der Selbstmord, dieser große Schandfleck am Kleide der modernen Kultur und Gesittung, verbleichen wird, wie die Sterne vor dem Freude und Leben spendenden Lichte der Sonne.



Jahresbericht

der

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

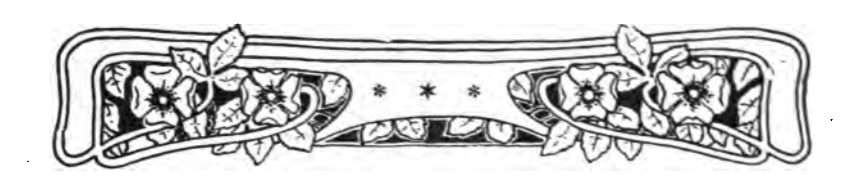
im katholischen Deutschland

für das Jahr 1905.



Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse
auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts.

Köln, 1906.
Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.



I. Die Münchener Generalversammlung.

Mehr als ein Vierteljahrhundert hatte die Görresgesellschaft nicht mehr in der bayrischen Residenz getagt, die seitdem ihr eigentlicher Sitz geworden ist. Viele der Herren, die damals (1879) als Vorstandsmitglieder oder Redner beteiligt waren, hat jetzt längst der Tod abberufen, so die Professoren Simar und Haffner († als Erzbischof von Köln und Bischof von Mainz), Oberst v. Vogt, den Vorsitzenden des Lokalkomitees, den Frankfurter Stadtpfarrer Münzenberger, P. Pius Gams, die Professoren Bach, Schütz, Gerlach und Schneid. Manche aber auch fanden sich jetzt wieder zusammen in der sehr stark besuchten Vorstandssitzung (vgl. unter II.), die am 3. Oktober 1905, nachmittags 3 Uhr, im Bayerischen Hof zusammentrat und sich bis nahe an den Beginn der auf 8 Uhr anberaumten Begrüßungsversammlung hinzog.

In stattlicher Zahl waren die Mitglieder im Festsaale des Bayerischen Hofes vereinigt, wobei namentlich die starke Beteiligung des Laienelements hervortrat. Unter den anwesenden Damen bemerkte man auch eine Enkelin des Laienpatrons der Gesellschaft, Frl. Sophie Görres. Ein benachbarter Tisch war von Mitgliedern des Bayerischen Landtags besetzt. Mit den Begrüßungsansprachen wechselten musikalische und deklamatorische Vorträge. Wiederholt setzte sich Professor Müller, der Komponist der Kreuzesschule, ans Klavier, um, sich selbst begleitend, mit klangvoller Stimme und feiner Auffassung Lieder von Brahms (Stelle aus dem Korintherbrief: Und hätte die Liebe nicht) und Liszts Komposition der Lenauschen Zigeuner vorzutragen. Vortrefflich war auch die Deklamation von Geibels Prachtgedicht: Der Tod des Tiberius durch Herrn Rechtsanwalt Panzer, dessen Schlußszene, nebenbei bemerkt, sich nahe mit einem der schönsten Motive von F. W. Weber berührt. Auch das humoristische Genre war durch „Imitationen“ des Herrn Glasmalers Pokorny glänzend vertreten.

Der Vorsitzende des Lokalkomitees, Frhr. v. Moreau, begrüßte die Erschienenen, erinnernd an die erste Tagung in München vor 26 Jahren und an die Zuflucht, die Görres schließlich hier gefunden hat; er gedachte ferner der verehrungswürdigen anwesenden Enkelin von Görres. Wissenschaft und Kunst hochzuhalten sei Pflicht der gebildeten Katholiken; ihr Ziel sei deshalb das der Görresgesellschaft.

Herr Justizrat Dr. Jul. Bachem (Köln) beantwortete die freundliche Begrüßung mit herzlichem Dank. Selbstverständlich sind wir gern nach München gekommen: nach der Zufluchtsstätte und zweiten Heimat des großen Mannes, von dem die Gesellschaft den Namen trägt; hier in München sitzt der Kopf der Gesellschaft, das Präsidium, speziell der Erste Präsident, der Mann, ohne den man sich die Gesellschaft gar nicht zu denken vermag, er, mit dem mein Nachbar Dr. Cardauns und ich, um nur die heute Anwesenden zu nennen, auf dem Bahnhof zu Rolandseck die Gesellschaft gründeten. Vor 26 Jahren waren wir zuletzt hier; viele der Herren des Vorstandes sind seitdem gestorben, aber noch sitzen unter uns die damals anwesenden Herren Frhr. v. Hertling, Hüffer, Cardauns, Grauert, Bardenhewer, Binder und Alois Schmid. Seitdem ist vieles anders, aber auch besser geworden (Lebhafte Zustimmung); das sieht man schon heute abend, und wie wird's morgen sein! Auch auf dem wissenschaftlichen Gebiete sind wir vorwärts gekommen, nicht so rasch, wie manche wünschten, aber auch hier kam die starke Position, die wir auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens errangen, uns zugute. (Bravo!) Die Gegner haben aufgehört, uns zu ignorieren, und die Freunde üben eine wohlwollende Kritik. So muß es sein. (Bravo!) Hinaus sind wir über den Standpunkt, wo es hieß: Catholica sunt, laudantur. So treten wir unter günstigen Auspizien in die Münchener Generalversammlung der Görresgesellschaft ein, die uns hoffentlich auch wieder ein Stück weiter bringen wird.

Am 4. Oktober, morgens 9 Uhr, wohnten die Mitglieder einer Pontifikalmesse in der Liebfrauenkirche bei. Der trefflich geschulte Domchor begleitete die heilige Handlung mit a capella-Gesängen.

Die erste allgemeine Sitzung begann im Festsaale des Bayerischen Hofes um 10 Uhr unter sehr starker Beteiligung. Die Präsenzliste wies außer den im Bericht über die Vorstandssitzung genannten Herren u. a. auf: die Professoren Dr. A. Koch, Dr. Baur und Dr. Günter (Tübingen), Geh. Archivrat Dr. Jochner (München), Bibliothekar Dr. Grupp (Maihingen), Lyzealrektor Dr. Schenz (Regensburg), Prof. Dr. Endres (Regensburg), Privatdozent Dr. Heigl (München), Prof. Dr. Henner (Würzburg), Prof. Dr. Gietl (München), Landtagsabgeordneter Dr. Siben

(Deidesheim), Kammerpräsident Dr. v. Orterer, Reichsrat Frhr. v. Soden, Ministerialrat Geith (München), Prof. Dr. Walter (München), Prof. Dr. Büchi (Freiburg, Schweiz), Privatdozent Dr. Scherer (Würzburg), Frhr. v. Moreau (München), Privatdozent Dr. Schneider (München), Landtagsabgeordneter Frhr. zu Franckenstein (Nördlingen), Gymnasialdirektor Dr. Widmann (Hadamar), P. Wasmann (Luxemburg), Archivrat Dr. Will (Regensburg, seitdem verstorben), Lyzealrektor Dr. Kiefer (Eichstätt), P. Dreves (München), P. Duhr (München), Reichstags- und Landtagsabgeordneter Dr. Jaeger (Speyer), Prof. Dr. J. Sickenberger (Würzburg), Privatdozent Dr. Drerup (München), Prof. Dr. Fonck (Innsbruck), Ministerialrat Seidlein (München).

Nach warmer Begrüßung der Anwesenden, namentlich des Herrn Erzbischofs von München-Freising, sprach Frhr. v. Hertling über Leistungen und Aufgaben der Görresgesellschaft (vergleiche unter III.). Redner schloß diese bedeutungsvollen programmatischen Ausführungen unter lang anhaltendem Beifall.

Der Erzbischof von München-Freising begrüßte für Klerus und Laien seiner Diözese die Versammlung, deren Ziel die Heranbildung von Förderern der Wahrheit sei. Sie widerlege den Satz, daß Wissenschaft nur da zu finden sei, wo man der Religion den Rücken wende. Die Kirche stützt gern die Wissenschaft. Indem sie aber an dem Dualismus festhält: Gott und Welt, Geist und Stoff, Seele und Leib, hat sie viele Grundirrtümer der Wissenschaft überwunden. Die Kirche scheut das Licht nicht, sie ist aus dem Lichte geboren. Leider ist sie unabsichtlich zum Anstoß dessen geworden, was man moderne Kultur nennt. Mögen die Katholiken durch die Tat beweisen, daß sie zur Förderung der Wissenschaft und insbesondere zur Förderung nach den Prinzipien unseres heiligen Glaubens beitragen können. Se. Exzellenz spendete sodann der Versammlung den erbetenen erzbischöflichen Segen. Den lebhaften Beifall faßte der Vorsitzende in warme Worte des Dankes zusammen. Domkapitular Dr. Zimmern überbrachte den Segen des Bischofs von Speyer.

Der Generalsekretär Dr. Cardauns erstattete hierauf den Geschäftsbericht:

Der Finanzabschluß des laufenden Geschäftsjahres wird voraussichtlich wieder nicht ungünstig sein. Während das Jahr 1903 noch ein Defizit von 6278 M. ergab, schloß 1904 mit einem Ueberschuß von 2934 M. ab, und nach einem Ueberschlag vom 15. September d. J. wird 1905 einen weiteren Ueberschuß von rund 3700 M. ergeben. (Ausgaben bis 15. September 28 552, Einnahmen 39 911, bis 31. Dezember Ausgaben schätzungsweise 14 890, Einnahmen 7240 M.) Damit würde das letzte große Defizit von 1903 wieder eingebracht sein. Allerdings haben hierzu hauptsächlich außerordentliche Umstände mitgewirkt. Zunächst, daß seit 1904 die Honorarzahlungen der Firma Herder für

das Staatslexikon fällig wurden. Im vorigen Jahre betrugen sie über 10 000 M. für die vier ersten Bände, in diesem Jahre noch 2835 M. für den fünften Band, dazu aber kam eine Ersparnis von 4- bis 5000 M., weil jetzt keinerlei Zahlungen mehr für das abgeschlossene Werk zu leisten waren. Ferner betrugen die außerordentlichen Zuwendungen 1905 über 2000 M. mehr als im Vorjahre, dank einer Zahlung von 3000 M., die unter der Bezeichnung „Bergische Stiftung" durch Herrn Oberlehrer Th. Meyer (Köln) im Auftrage eines Ungenannten übergeben wurde. Sonst sind die Aenderungen gegenüber dem vorjährigen Abschluß wenig erheblich. Die einzelnen Hauptposten (Römisches Institut, archäologische Abteilung, historisches und philosophisches Jahrbuch, Vereinsschriften) differieren meistens nur um einige hundert Mark. Erwähnt sei, daß der buchhändlerische Absatz der Vereinsschriften 1904 um 5- bis 600 M. gesunken ist (708 statt 1286 M.). Für Privatdozentenstipendien wurden nur 2600 (statt 3600 M.) ausgegeben, für sonstige wissenschaftliche Unternehmungen nur annähernd 4500 (statt 6500) M.; dagegen stiegen die allgemeinen Unkosten um 6- bis 700 M. (6047 statt 5388 M.). Letzteres erklärt sich dadurch, daß der Jahresbericht durch das beigegebene Mitgliederverzeichnis erheblich verteuert wurde.

Bei Annahme der Richtigkeit des Voranschlages würde sich der Vermögensstand, der Ende 1904 44 294,91 M. betrug, Ende 1905 auf rund 48 000 M. erhöhen. (Tatsächlich auf 48 750 Mark. Vgl. unter VI.) Allerdings pflegen die Voranschläge, namentlich durch die Bewilligungen der Vorstandssitzungen bei Gelegenheit der Generalversammlung, stark beeinflußt zu werden. So wurde 1904 ein Ueberschuß von nahezu 6000 M. in Aussicht gestellt, der aber tatsächlich auf noch nicht 3000 M. herunterging. Zur Vorsicht mahnt auch der Umstand, daß der Mitgliederbestand im laufenden Jahre nicht gewachsen ist. Ende 1904 hatten wir 3030, Mitte September nur 3014 (Abgang 163, Zugang 147). Auch die Zahl der Teilnehmer (778 statt 791, Abgang 55, Zugang 42) ist fast unverändert. Das sind ja gewiß kleine Schwankungen, die ohne Zweifel schon jetzt durch Neuanmeldungen ausgeglichen sind; aber unsere Mitgliederzahl darf nicht stehen bleiben, sie muß wachsen, erheblich wachsen, wenn die Gesellschaft ihren Zwecken gerecht und nicht gezwungen werden soll, in ungünstigen Jahren entweder wieder das Vermögen erheblich anzugreifen oder Ausgaben nicht zu machen, die sonst gemacht werden würden. Dankbar sind deshalb Vorschläge zu systematischer Werbearbeit (auch in süddeutschen Blättern) zu begrüßen.

Von Veröffentlichungen der Gesellschaft sind seit der letzten Generalversammlung, abgesehen von den periodischen Publikationen (historisches und philosophisches Jahrbuch), zu nennen ein weiteres Heft der Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte (IV, 1): Prof. Dürrwächter, Christoph Gewold. Beitrag zur Gelehrtengeschichte der Gegenreformation. Eine weitere Arbeit (Schmidlin, Otto v. Freising) ist im Druck. Von den Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte: Reichenberger, Nunziaturberichte aus Deutschland 1585—1590. II. Abteilung, Die Nunziatur am Kaiserhofe (erste Hälfte). Dann drei weitere Vereinsschriften: Dr. Schindele, Reste deutschen Volkstums südlich der Alpen; Prof. G. Esser, Naturwissenschaft und Weltanschauung, und vor einigen Wochen Prof. Falk, Die Bibel am Ausgang des Mittelalters, ihre Kenntnis und Verbreitung. Alle drei dürften auch über die Kreise der Gesellschaft hinaus Interesse gefunden haben, ganz besonders die Arbeit von Prof. Esser, die ja hochaktuelle Probleme behandelt. Auch die (seitdem erschienene) dritte Vereinsschrift für 1905: Dr. Hans Rost, Der Selbstmord als sozialstatistische Erscheinung, wird nicht zu dem so oft hervorgetretenen, von der Redaktion durchaus geteilten Bedauern Anlaß geben, daß unter den Vereinsschriften zu sehr die wissenschaftliche, namentlich die historische Kleinarbeit und die Behandlung von Gegenständen überwiegen, für welche man von vornherein nur ein eng begrenztes Publikum und demgemäß keinen größeren buchhändlerischen Absatz erwarten darf. Es ist unbedingt erforderlich, daß solche Themata, die wiederholt nur wegen Mangels sonstiger Manuskripte

angenommen worden sind, ganz verschwinden oder doch ganz vereinzelte Ausnahmen bilden. Der gute Wille der Redaktion bedarf dann freilich der Unterstützung der katholischen Gelehrten.

Der Vortragende gedachte dann kurz der im letzten Jahre verstorbenen lebenslänglichen (Pfarrer Gornheid-Twistringen und Dr. Rody-Oestrich) und Vorstandsmitglieder: Generalvikar Hugo (Hildesheim), Prof. Schanz (Tübingen) und P. Heinrich Denifle, deren Andenken die Versammlung auf Ersuchen des Vorsitzenden durch Erheben von den Sitzen ehrte. Als neues Ehrenmitglied begrüßen wir Herrn Dr. Franz Anton Henle, Bischof von Passau, als neue lebenslängliche Mitglieder die Herren Diedrich Frhr. v. Nagel, Pfarrer Dr. Völker, Dr. med. Ernst, Oberlehrer Hüllen, Prälat Umpfenbach; gestern abend sind noch Herr Dompropst König und Domkapitular Klose (beide Breslau) hinzugekommen. Der Berichterstatter schloß unter großer Heiterkeit, „als höchst einnehmender Mensch, nicht nach der persönlichen Seite, aber als Generalsekretär beruflich dazu streng verpflichtet“, mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß diese Liste in München noch eine Erweiterung erfahren werde, auf daß sein nüchternes Ziffernherz die dankbare Erinnerung mitnehmen könnte an die bayrische Residenz als eine Stätte, „die manch guter Mensch betrat“.

Nach Vorlegung der revidierten Jahresrechnung für 1904, Erteilung der Decharge und Wiederwahl der Revisoren, der Herren Direktor Elkan und Andreas Sinn (Köln), welchen der Vorsitzende den herzlichen Dank für ihre Mühewaltung aussprach, folgte eine sehr lebhafte freie Diskussion über die Aufgaben der Gesellschaft und die Interessen der katholischen Gelehrtenwelt, deren Verlauf bestätigte, wie zweckmäßig es gewesen war, eine solche Diskussion ausdrücklich auf die Tagesordnung zu setzen und gleich in der ersten Sitzung zu behandeln. Justizrat Dr. Julius Bachem kam auf die schon in dem Jahresbericht des Generalsekretärs berührte Frage der Vereinsschriften zurück. Es müßten unbedingt mehr aktuelle Fragen behandelt werden. Das diene insbesondere auch der Propaganda für die Gesellschaft, indem es die Aufmerksamkeit draußenstehender Kreise auf die Tätigkeit der Gesellschaft lenke. Obwohl es in letzter Zeit besser geworden sei, überwiege in den Vereinsschriften immer noch zu sehr die historische Detailarbeit. Die Katholiken hätten überhaupt, wie ihm scheinen wolle, ein wenig die Neigung, zu viel mit der Vergangenheit sich zu beschäftigen, sie wären oft zu sehr Antiquitätensammler und schrieben zu gern Mémoires d'outre tombe. Sie sollten etwas mehr in der Gegenwart leben, dabei die Zukunft im Auge behaltend, weniger rückwärts als vor sich und vorwärts schauen. Auf die Vereinsschriften angewendet, heiße das: häufiger Tagesfragen behandeln,

welche das allgemeine Interesse erregen. Ganz konkret gesprochen: Wäre es z. B. nicht angebracht gewesen, als „der kluge Hans“ so viel Lärm machte und Haeckel seinen Vortragszyklus in Berlin hielt, alsbald populärwissenschaftliche Vereinsschriften über die dadurch aufs neue aufgeworfenen Fragen zu veröffentlichen? Falls Dr. Max Ettlinger und P. Wasmann anwesend sein sollten, würden sie sich vielleicht darüber äußern, warum sie damals nicht an die Redaktion der Vereinsschriften herangetreten seien. Auch einzelne Arbeiten über die wichtigsten Fragen der Strafrechtsreform würden gewiß einen dankbaren Stoff geboten haben. Der Redakteur der Vereinsschriften könne das nicht allein besorgen; darum richte er einen erneuten Appell an die so zahlreich anwesenden katholischen Gelehrten, in solchen Fällen acte de présence zu machen.

An dem knapp, streng sachlich und verbindlich geführten, hier und da auch mit gutem Humor gewürzten Meinungsaustausch beteiligten sich ferner u. a. Prof. Schenz (Regensburg), P. Erich Wasmann, S. J. (Luxemburg), Privatdozent Dr. Drerup (München), Domkapitular Selbst (Mainz), P. Duhr, S. J. (München), Privatdozent Dr. Ettlinger (München), Dr. Cardauns, Prof. Baumgartner. Eine lange Reihe von Gesichtspunkten wurde im Laufe der Debatte noch angeregt: Verlegung des Termins der Generalversammlung, Verhältnis zwischen Görresgesellschaft und Albertus Magnus-Verein, die Erweiterung der in Aussicht genommenen orientalistischen Abteilung zu einer althistorischen Sektion, die endliche Errichtung einer Sektion für Naturwissenschaft, die Geldbeschaffung namentlich durch Zuwendung größerer Stiftungen. Wiederholt stellte sich heraus, daß es nur dieses direkten Austausches bedurfte, um über anfänglich auseinandergehende Meinungen Uebereinstimmung zu erzielen. Ohne Zweifel werden solche Diskussionen wiederholt werden und sich als fruchtbares Mittel für den Ausbau der Gesellschaft erweisen.

Nachmittags 3.15 Uhr begannen die Sektionssitzungen. Die Sitzung der historischen Sektion eröffnete Professor Dr. Grauert (München) mit Verlesung des von Hrn. Prälat Ehses erstatteten Berichtes über das römische Institut der Gesellschaft im Jahre 1905. (Vgl. unter IV.)

Auf Antrag des Herrn Prälaten Dr. Franz wurde nach längerer Erörterung folgender Antrag ohne Widerspruch angenommen: „Unter Anerkennung der erfreulichen Tätigkeit des römischen Historischen Instituts drückt die historische Sektion den dringenden Wunsch aus, daß für das Institut in Rom ein eigenes Arbeitsheim geschaffen werde.“

Hr. Geheimsekretär Dr. Weiß berichtet über das Historische Jahrbuch. Auch hier schloß sich eine sehr eingehende Erörterung an

über die Novitätenschau, die Bibliothek des Jahrbuchs usw., wobei die Anerkennung des letzteren zu warmem Ausdruck kam.

Der Vorsitzende widmete ein Wort dankbarer Erinnerung dem verstorbenen Vorstandsmitglied P. Heinrich Denifle. Im September 1900 hat er noch an der Münchener Vorstandssitzung der Gesellschaft (anläßlich des katholischen Gelehrtenkongresses) teilgenommen und eingehende hochinteressante Mitteilungen über seine Lutherstudien gemacht. Schon damals skizzierte er eine Reihe von Gedanken, die später in seinem Lutherbuche ausgeführt worden sind. Bekanntlich hat dasselbe eine starke Bewegung, insbesondere aber nicht nur in deutschen Landen hervorgerufen. Noch zittert die Erregung nach, und eine ganz objektive Beurteilung ist noch schwer. Jedenfalls ist es ein Monumentum perenne, zeugend von gewaltiger Arbeit und staunenswertem Scharfsinn, auch hinreißend schöne Partien enthält es, aber auch Schwächen, auch solche sachlicher Art, abgesehen von der hier und da hervortretenden Heftigkeit der Sprache, welche der tiefen und nachhaltigen Wirkung des Werkes geschadet und vielfach Gelegenheit zu dem Versuch geboten hat, dessen Bedeutung herabzudrücken. Durchsetzen aber wird diese Bedeutung sich doch, und nachträglich hat D. ja auch manches zurechtgerückt. Forschungsresultate hat er geschaffen von zerschmetternder Wucht, und dieser Erkenntnis werden auch die Gegner auf die Dauer sich nicht entziehen. Ein Forschungsgenie war er, ein Herkules der Arbeit, ein deutscher Gelehrter, der aber dem Erdball gehört, in besonderer Weise Frankreich und Italien; einem solchen Manne kann man schon die Regungen einer impulsiven Natur einigermaßen zugute halten. In der Schönfeldstraße zu München, im ehemaligen Görreshaus, ist er am Pfingstabend gestorben, und nie wird Redner das feierliche Leichenbegängnis, an dem er teilnehmen konnte, vergessen. In tiefer Bewegung folgte die Versammlung dem improvisierten Nachruf, den der Redner erst am Abend vorher übernommen hatte; am Schluß erhoben sich alle schweigend von den Sitzen, um „den treuen Freund der Görresgesellschaft“ zu ehren. Dann erst brach stürmischer Beifall aus.[1])

Zum Schluß der mehr als dreistündigen Sitzung hielt Herr Prof. Günter (Tübingen) einen Vortrag über Legendenbildung.

Die Märtyrerlegende der heidnischen Zeit, wo das Alte und Einfache durchweg das Gute ist im Vergleich zur späteren Ueberarbeitung und Amplifikation; das Schematische, Monotone in diesen Erweiterungen; die vielfach begegnende Uebertragung alter Stoffe in neue Verhältnisse; die Einwirkungen auf heidnische Schriftsteller neben den Apostelapokryphen

[1]) Seitdem hat Prof. G. seine improvisierte Ansprache zu einem Denifle-Nachruf erweitert, den er selbst „ein Wort zum Gedächtnis und zum Frieden“ nennt. Hist. Jahrb. 1905, S. 959—1018, auch separat erschienen (Freiburg, Herder. 1906).

usw.; der Abschluß der orientalischen Märtyrerlegende im sechsten Jahrhundert; die Erfindungen des Abendlandes im siebten Jahrhundert zugunsten einheimischer Heiligen; die Durchdringung des abendländischen Schaffens mit dem orientalischen Typus; die gallischen Legendenzyklen, die eigentlich in Syrien oder Kappadozien entstanden sein könnten; das Hervortreten des römischen Mittelpunktes, der neue Gedanke, der die banalen Wunder früherer Zeiten zurückdrängt; das Hervortreten des Inventions-, Translations- und Reliquienwunders mit Wiederholung alter Wundermotive; der Asket als der Heilige der neuen, christlich gewordenen Periode; die anmutige Merowinger-Mystik des siebten und achten Jahrhunderts; der scharfe Unterschied der mittelalterlichen Heiligen in Chronistik und Legende; „die jähe Zäsur", die das 13. Jahrhundert mit seiner tiefgehenden psychischen Erregtheit in die Entwicklung der Legende setzte; die Marienlegende des zwölften Jahrhunderts und ihre Wirkung auf die Rosenkranzdichtung des ausgehenden Mittelalters; die Psychologie der Heiligenbiographen — das sind einige Stichworte aus diesem Vortrage, der sich als ganz knapper, vieles nur andeutender, eine Menge von Detailkenntnissen voraussetzender Extrakt aus umfassenden Studien, wie einer der Diskussionsredner bemerkte, überhaupt nicht skizzieren läßt. Er fand bei der Versammlung eine sehr warme Aufnahme, im allgemeinen wie bei den sich dann an der Diskussion beteiligenden Herren (Prälat Dr. Franz, Dr. Cardauns, Gymnasialdirektor Widmann-Hadamar, Prälat Baumgarten und der Vorsitzende). Sehr lebhaft wurde der Wunsch ausgesprochen, daß eine längst in Vorbereitung begriffene, auf Tausenden von Legenden beruhende Arbeit des Redners, mit wissenschaftlichem Apparat ausgestattet, recht bald auch der öffentlichen Diskussion unterbreitet werden möge.

Die Philosophische Sektion, die am Nachmittag unter dem Vorsitze von Prof. Baumgartner zusammentrat, hörte zunächst einen Vortrag von Prof. Dr. Endres (Regensburg) über die Dialektiker des Mittelalters.

Der Redner knüpfte an die Aeußerung P. Denifles über das Unzureichende des bisherigen Studiums der Scholastiker an. Unsere Kenntnis des hochangelegten zwölften Jahrhunderts lasse sehr viel zu wünschen übrig Bisher sei man nach französischem Vorbilde unter dem Gesichtspunkte der Universalienfrage an sie herangetreten, mit einem unzulänglichen Maßstabe. Damals habe es sich um nicht weniger als um Sein oder Nichtsein einer Vernunftwissenschaft gehandelt. In den Reihen der Dialektiker, wozu die Wanderlehrer eine große Zahl beisteuerten, habe sich vielfach ein an die alten Sophistiker erinnernder übermütiger Subjektivismus und auf theologischem Gebiete ein destruktiver Materialismus geltend gemacht. Der Beginn des Nominalismus knüpfe an bestimmte historische Zeugnisse an, an die Namen des Johannes Sophista und Roszelin von Compiègne. Auf der Seite der Antidialektiker fänden sich hauptsächlich die Männer der klösterlichen und gesamtkirchlichen Reformbestrebungen der Zeit, viele von ihnen auch Privat- und Wanderlehrer. Der bestveranlagte Geist jener Zeit, Petrus Damiani, fordert ein Dienstverhältnis der Vernunftwissenschaft gegenüber der Theologie. Wenn er und seine Anhänger behaupten: **philosophiam esse ancillam theologiae**, so weicht dieser sein Standpunkt, weil aus Kampfstimmung hervorgehend, wesentlich vom philosophiefreundlichen Standpunkte der späteren großen Scholastiker ab; dieser Stimmung entsprechend hält er die Artes samt und sonders für ein entbehrliches Superfluum. Das ist auch die Meinung des seiner Zeit hoch angesehenen deutschen Scholastikers Mangold von Lauterbach, welcher den Gedanken Damianis durch den Hinweis auf die heidnische Literatur und Weisheit mehr Nachdruck zu geben sucht. Mehr unbefangen ist die Stellung Lanofrancs gegen die Dialektik, er steht am Vorabend der scholastischen Spekulation. Anselm, Abälard, die christlichen Platoniker

des zwölften Jahrhunderts, sind ein Beweis, wie rasch, wie vollständig sich die Zeiten geändert haben.

An der Diskussion beteiligten sich Prof. Baumgartner, Dr. Wittmann und Dr. Dyroff.

Auf Prof. Schanz hielt Prof. Dr. Baur (Tübingen) einen inhaltreichen Nekrolog; er berichtete über seine fruchtbringende Lehrtätigkeit, seine exegetischen Arbeiten, seine hervorragenden Verdienste um die katholische Apologetik und die Eigenart seiner wissenschaftlichen Methode sowie endlich seine Bedeutung für die katholische Wissenschaft der Gegenwart überhaupt.

Prof. Dr. Dyroff begründete ausführlich die Notwendigkeit einer Inventarisierung der auf die Geschichte der Scholastik bezüglichen Handschriften. In der längeren Erörterung wurde auf die ungemeine Schwierigkeit und Kostspieligkeit der Aufgabe hingewiesen, die gleichwohl lückenhaft für das Material über Scholastik bleibe. Man einigte sich schließlich auf folgende Resolution: 1. Die philosophische Sektion begrüßt den Antrag als eine große Aufgabe der Görresgesellschaft. 2. Es soll eine Kommission eingesetzt werden für die genauere Ausarbeitung des Arbeitsplans. 3. Dem Vorstand soll vorgeschlagen werden, im Verein mit der Leogesellschaft die Aufgabe zu lösen.

Der Abend vereinigte sehr zahlreiche Mitglieder zu einer Zusammenkunft in der gastlichen Wohnung des Frhrn. v. Hertling, welche willkommene Gelegenheit zu zwanglosem Gedankenaustausch bot.

Der zweite Tag wurde eröffnet mit einem Requiem für Joseph v. Görres in der St. Ludwigskirche. Ueber dem Hochaltar, unter Cornelius' letztem Gericht, erhob sich ein Riesenkreuz, vor dem Altar hatten Abgeordnete verschiedener Vereine mit ihren Fahnen sich aufgestellt, die Gesänge führte der ausgezeichnete Kirchenchor von St. Ludwig aus.

Die zweite Sitzung der historischen Sektion um 9 Uhr war mit Vorträgen ausgefüllt. Zuerst sprach Privatdozent Dr. Max Jansen (München) über die Anfänge der Fugger.

Von Anfang an streben sie nicht bloß nach Besitz, sondern auch nach Macht, und in allen Ländern Europas werden sie von den Monarchen als wirkliche Macht, zuweilen fast als Gleichberechtigte behandelt. Der Unterstützung eines Fugger verdankte Karl V. die Kaiserkrone, sonst hätte der König von Frankreich sie gewonnen — das ist eines der bekanntesten Beispiele unter vielen, die bis ins Zarenreich gehen. Aber ihre Anfänge waren klein. Seit 1488 erst finden sich in den Innsbrucker Archiven fortlaufende Notizen ihrer Verbindung mit den Habsburgern. Damals legten sie den Grund durch die Ausbeutung der Tiroler Bergwerke, erst später folgte die Entwicklung der großen Geldgeschäfte mit einer Menge Potentaten. Die Verzinsung war Nebensache, weit wertvoller war ihnen

die Gegenleistung in Privilegienform. 1507 erwerben sie für 50000 Gulden die ersten Grundherrschaften, den Kern des Fuggerschen Territoriums, bald folgt die Erhebung in den Adels-, dann in den Grafenstand, und 1582 endlich nach langem Rechtsstreit die Reichsstandschaft. Dieser Stellung entspricht ihre Hofhaltung in Augsburg, ihr Palast, ihre Gärten und das Auftreten ihrer „Faktoren" in anderen Städten. Seit etwa 1500 haben sie durch ihre Agenten einen vorzüglichen Informationsdienst; im Archiv von Königsberg hat Redner „Fuggerzeitungen" gefunden, die in Augsburg hergestellt wurden. So wurde eine Großmacht aus der einfachen Weberfamilie, deren Nachkommen bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein den Fürstenhut getragen haben. Die Familientraditionen (Einwanderung des Hans Fugger nach Augsburg 1367), die Alois Schulte in das Gebiet der Legende zu verweisen geneigt ist, glaubt Redner in urkundlichen Quellen (Augsburger Steuerlisten) bestätigt zu finden. Von hier ab wurde die Geschichte der Familie weiter verfolgt. Das Charakteristikum der Fuggerschen Handelspolitik fand Redner in dem Umstande, daß ihre Vertreter von Anfang an den Blick auf das Ganze gerichtet hielten, wie denn auch der Niedergang des Hauses mit der Abtrennung der Niederlande vom Reiche zusammenfällt. Auf einen aus der Versammlung ausgesprochenen Wunsch gab der Vortragende noch Mitteilungen über die allmähliche Ausbreitung des handelspolitischen Einflusses der Fugger nach Tirol, Ungarn, Pommern, Dänemark, Rom, Antwerpen, Südamerika usw.

An zweiter Stelle sprach Geheimsekretär Dr. Weiß (München) über den merkwürdigen Kolonisator der spanischen Sierra Morena im achtzehnten Jahrhundert, den Bayer Johann Kaspar Türriegel (geb. 1722).

Redner konnte namentlich in Simancas, dann in einer Reihe deutscher und ausländischer Archive reiches handschriftliches Material beschaffen. In den bisherigen Darstellungen gilt er bald als großer Mann, bald als Seelenverkäufer und Bösewicht, bald als Scherge der Inquisition, bald als ihr Opfer. Da lohnt sich's schon, der Sache auf den Grund zu gehen. Tatsächlich führte er ein zweifelhaftes Abenteurerleben, als Werbeoffizier, Leiter der französischen Spionage, dann als Agent für die deutsche Einwanderung nach Spanien: 1767 wird mit ihm ein Vertrag über Lieferung von 6000 Kolonisten aus Deutschland abgeschlossen. Sofort hat er denn auch mit allen Mitteln der Reklame die Werbearbeit zur Reise in den spanischen „Glückshafen" begonnen. Ungewöhnliches Organisationstalent ist ihm nicht abzusprechen, ebensowenig große Energie, Orts- und Sachkenntnis. 1769 waren tatsächlich die verlangten 6000 an Ort und Stelle, obwohl Türriegel bei den deutschen Behörden Schwierigkeiten fand und sogar ein Preis auf seinen Kopf gesetzt wurde. Nach schweren Anfängen ist diese aus ganz Deutschland zusammengeschleppte Kolonie wirklich gediehen, sie brachte es auf Dutzende von Städtchen und Dörfern mit 14000 Einwohnern, reich entwickeltem Landbau und nicht unbedeutender Industrie — alles dort, wo vorher eine Wüste war. Das Deutschtum freilich ist bei den Leuten rasch zurückgegangen und allmählich verschwunden. Erst 1852 ist der letzte Einwanderer, Paul Firmenich aus dem Ahrtale, gestorben; deutsche Familiennamen aber erinnern noch heute in großer Zahl an dieses Kolonisationswerk, dessen Gründer anfangs der neunziger Jahre im Gefängnis zu Pampelona gestorben sein soll. Seine Nachkommen sind verschollen. Das Porträt des Gossersdorfer Bauernjungen, das er aus Spanien heimgeschickt hatte, ist noch in einem Dorfwirtshaus vorhanden. Es war eine hochinteressante, an fast romanhaften Einzelheiten reiche Skizze, die der Redner in formvollendeter Sprache vortrug — die weitere Ausführung soll als besondere Schrift erscheinen.

Der Besuch der Sektion war namentlich zu Anfang durch das entsetzliche Wetter stark beeinträchtigt. Viele Teilnehmer konnten wegen des stromweise niedergehenden Regens erst im Laufe der Sitzung eintreffen; unter den anwesenden Damen bemerkte man auch die Prinzessin Ludwig Ferdinand, welcher der Vorsitzende, Prof. Grauert, am Schluß den besonderen Dank für ihr Erscheinen aussprach.

Die philosophische Sektion setzte zu gleicher Zeit ihre Verhandlungen mit dem Vortrage des Dr. Ettlinger (München) über den unbewußten Ausdruck psychischer Vorgänge fort. Er führte etwa aus:

Durch die Trennung von physiologischen Nebenabsichten ist die Untersuchung der Ausdrucksbewegungen in ein neues fruchtbares Stadium getreten und zugleich ihr Kreis erweitert worden durch die Beachtung jener minimalen, für das bloße Auge kaum sichtbaren Ausdrucksformen, die erst jüngst im Falle des klugen Hans durch ihren Erklärungswert die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkten. Der Vortragende gab einen Ueberblick über die bisherige historische Entwicklung des Studiums der Ausdrucksformen unter besonderer Hervorhebung der Untersuchungen Darwins und Wundts und gelangte nach verschiedenen theoretischen Erwägungen zu dem Schluß, daß auf zwei allgemeine Prinzipien, nämlich auf 1. dasjenige der allgemeinen physiologischen Erregungszustände und 2. der assoziativ-symbolischen Uebertragungen, alle Ausdrucksbewegungen sich zurückführen lassen. Im allgemeinen Schlusse wies er darauf hin, daß die Ausdrucksbewegungen nicht entfernt die Auffassung des psycho-physischen Parallelismus stützen, ihr vielmehr widersprechen, und daß sich aus ihnen auch nur Argumente gegen die tierische Abkunft des Menschen entnehmen lassen.

In der Besprechung äußerte sich P. Wasmann wesentlich zustimmend. Dr. Scherer (Würzburg) gab auf Grund eigener experimenteller Untersuchungen einige Ergänzungen.

Prof. Dr. Baumgartner erstattete den Bericht über das philosophische Jahrbuch. Gewisse Aenderungen wurden in dem Besprechungsteil gewünscht, vor allem sollen Fachmänner der Redaktion zur Seite stehen. Die Wünsche werden dem Vorstande unterbreitet.

Die Schlußsitzung eröffnete Frhr. v. Hertling mit einer Begrüßung der Prinzessin Ludwig Ferdinand und gab dann sofort Herrn Hofrat Prof. Dr. Finke zu seinem Vortrage über den Untergang des Templerordens das Wort.

Der Redner, bekanntlich hervorragender Kenner auf diesem Gebiet, der demnächst ein Werk über den „Untergang des Templerordens und das Papsttum" veröffentlicht, begann mit einer knappen Charakterisierung der bisherigen Literatur bis auf den Amerikaner Lee, der durch Behandlung des Gegenstandes auf der Grundlage des Inquisitionsprozesses reiche neue Ergebnisse gewann. Redner nahm sich als besondere Aufgabe, die Stellung des Papstes Klemens V. zum Templerorden noch einmal zu revidieren auf Grund des überaus reichen Quellenmaterials, das er in Barcelona aufgefunden und teilweise anderswo bereits verwertet hat. In einigen Sätzen faßte Redner jetzt zunächst die Ereignisse zusammen, die mit der Katastrophe des tief in das Wirtschaftsleben jener Zeit eingreifenden

Ordens abschlossen. Ein ursprünglicher Gegensatz zwischen ihm und dem Papst besteht nicht. Ebensowenig kann von einer allgemeinen Unpopularität die Rede sein. Die Lösung des Rätsels liegt mehr in dem Zusammentreffen der Persönlichkeiten des ersten avignonesischen Papstes und des Königs Philipp des Schönen. Ersterer ist eine jener unsympathischen Figuren, die gern mit aller Welt Freundschaft haben möchten und bei dem Zusammentreffen mit schroffen, willensstarken Männern den kürzern ziehen müssen. Auf ihm lasteten noch die besonderen Schwierigkeiten, welche die Uebersiedelung der Kurie nach Frankreich mit sich brachte, Schwierigkeiten namentlich auch pekuniärer Natur. Allein schuldig ist Klemens an den höchst peinlichen Finanzgeschichten nicht, trotz seiner nepotistischen Neigungen. Er war ein kranker Mann, wahrscheinlich jedoch nicht Epileptiker, wie man aus seinem häufigen Verschwinden aus jedem Verkehr schließen könnte.

Und ihm gegenüber steht die vielleicht gewalttätigste Königsgestalt des Mittelalters. Ganz falsch ist es, ihn als Werkzeug seiner Minister aufzufassen; nein, er hielt die Fäden, auch wenn er wie eine Statue hinter den Ministern saß, nicht der Mann der direktesten Initiative, aber der Mann, der mit eiserner Hand eine fremde Idee durchführt. Auch das Templerproblem ist nicht eigentlich von ihm angefaßt worden. Irrig ist die Hypothese von den Templern als Staat im Staate; sie erledigt sich schon durch den Hinweis, daß ihrer in Frankreich nur etwa 1500 waren, und ihr Vermögen war nicht größer als das der Hospitaliten. Mißstimmung verursachte beim König das Scheitern finanzieller Operationen, aber entscheidend war auch das nicht. Die Enthüllung der angeblichen blasphemischen Geheimnisse des Ordens durch einen Verräter ist jetzt durch einen vom Redner in Barcelona gefundenen Brief desselben an den König von Aragonien erwiesen. Squin v. Florian hat also wirklich existiert; ob sein Vorgehen von anderen angestiftet war, ist eine andere Frage. Aehnliche Gerüchte haben in einer Ecke Frankreichs gewiß bestanden.

Das war die Handhabe zu dem langsam vorbereiteten Eingreifen des Königs gegen einen Orden, der mit dem Ende der Kreuzzüge seinen ursprünglichen Zweck verloren hatte. Klemens V. war gegenüber dem Geheimnis sehr zurückhaltend, dann will er untersuchen, aber Philipp läßt die sämtlichen Templer an ein und demselben Tag verhaften, unter Beteiligung des französischen Generalinquisitors. Ob die Verhaftung deshalb formell gesetzlich war, ist nebensächlich gegenüber der Frage nach der Schuld des Ordens. Das wichtigste Material ist jetzt wohl beisammen. Ergebnis: In Frankreich gestehen fast alle Beschuldigten, um später alles zu widerrufen, zum Teil in rührender Weise; ein Provinzialkonzil läßt gegen Protest der päpstlichen Kommission 54 verbrennen, und jetzt bekennen sich wieder 500 als schuldig. Außerhalb Frankreichs kommen fast gar keine Geständnisse vor.

Man bekommt durchaus den Eindruck, daß gestanden wurde, was die Untersucher hören wollten — massenhafte Anwendung grausiger Folter hat dafür gesorgt; die protokollarische Erklärung, das Geständnis sei freiwillig, beweist nichts. Obwohl von weltlicher Seite inszeniert, war es ein Inquisitionsprozeß mit prozessualen Ungeheuerlichkeiten, bei dem dem Angeklagten nur die Wahl blieb zwischen Geständnis und Freiheit oder Leugnen und Tod. Jakob v. Molay ist nicht gefoltert worden; er war nicht der Held, zu dem man ihn machen wollte, er hat seinem Orden selbst die Grube gegraben.

Auf Grund dieser Prozesse kann der Orden nicht für schuldig erklärt werden, wenn auch manche mehr nebensächliche Punkte noch der Aufklärung bedürfen. Eine Reihe von üblen Erscheinungen im Ordensleben aber ist nicht abzustreiten. Klemens V. hat anfangs an die Schuld des Ordens nicht geglaubt, später seine Ansicht geändert, und fast ganz Frankreich hat dieselbe geteilt; anders im Ausland. Die tragische Schuld des Papstes besteht nicht sowohl in manchen von Lee betonten Kleinigkeiten — einer der schärfsten Vorwürfe erklärt sich sehr einfach durch Rückdatierung einer päpstlichen Bulle —, auch nicht in Geldgier, die bei Philipp das treibende Motiv war; sie liegt in seiner schwächlichen Persönlichkeit,

die wenigstens gegenüber diesem König von Frankreich nicht tauglich zum Papste war. Das Zusammentreffen mit Philipp ist die eigentliche Tragik seines Pontifikates. Unter Bonifaz VIII. wäre dieser Prozeß nicht möglich gewesen. Klemens' Schuld ist seine Nachgiebigkeit gegenüber der Brutalität und dem Raffinement des Königs. Auch auf dem Konzil von Vienne geschieht nichts, bis der König kommt; kaum ist er da, so wird der Orden aufgehoben. Ein interessantes Beispiel, wie eine zu enge Verbindung von Staat und Kirche der letzteren Unheil bringt.

Nach warmer Anerkennung für den Redner machte der Vorsitzende einige geschäftliche Mitteilungen. Der Vorstand schlägt eine Erweiterung des Vorstandes vor: als Mitglied des Ehrenpräsidiums den Herrn Erzbischof von München-Freising, als Mitglieder des Vorstandes die Herren Prof. Endres (Regensburg), Geistl. Rat Dr. Jungnitz (Breslau), P. Grisar (Innsbruck) und Prälat Dr. Paulus (München). Durch Zuruf wurden die Vorschläge genehmigt.

Der Vortrag des Innsbrucker Universitätsprofessors H. Grisar über „ein Grundproblem aus den Anfängen der deutschen Glaubensspaltung" behandelte wohl das schwierigste Thema, das auf der Generalversammlung der Görresgesellschaft berührt wurde: das Problem des inneren Luther, speziell die von Luther ausgesprochenen Ideen über göttliche Sendung und himmlische Offenbarungen, die ihm zuteil geworden wären, und über die ihn verfolgenden Anfeindungen durch den Teufel. Der Redner brauchte nicht erst zu versichern, daß er durchaus keine polemisch zugespitzte, sondern eine einfach objektiv-wissenschaftliche Darstellung der Psychologie Luthers in der bezeichneten Richtung liefern wolle. Die ganze Fassung des Vortrages legte Zeugnis für die von ihm betonte Ueberzeugung ab, „daß jedes polemisch verletzende Wort gegen Andersgläubige die Versammlung nur verunzieren würde". Mit Recht erklärte Grisar aber auch, die Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland könne nicht auf das Recht verzichten, daß auch die vielerörterte Person Luthers „ganz und voll und nach allen Seiten hin zum Gegenstand gelehrten Studiums in ihrer Mitte gemacht werde". Selbstverständlich wurden auch Denifles Lutherforschungen herangezogen, wobei die Ergebnisse des verstorbenen großen Forschers mehrfach abgelehnt bezw. eingeschränkt wurden. Der Wortlaut des Vortrages folgt an anderer Stelle (vgl. unter V). Es war 2 Uhr vorbei, als P. Grisar seine von der gespanntesten Aufmerksamkeit begleiteten Ausführungen unter lebhaftem Beifall beendete — trotz der vorgerückten Zeit war die Zuhörerschaft fast ausnahmslos bis zum Ende geblieben. Der Vorsitzende stellte fest, daß die Bedenken, welche der Redner bezüglich seines Themas gehegt, ihre Widerlegung durch den Vortrag selbst gefunden hätten, und schloß mit kurzen Dankesworten die Sitzung.

Das Festmahl, zu welchem sich viele Mitglieder um 6 Uhr vereinigten, konnte als Maßstab gelten, wie die Gesellschaft seit ihrer ersten

Zusammenkunft in München (1879) gewachsen ist. Damals fanden die Tischgenossen in einem kleinen Raume des alten Bayerischen Hofes Platz, diesmal war für die etwa 80 Teilnehmer einer der Festsäle des prachtvoll umgebauten Hotels erforderlich. An erster Stelle gedachte Frhr. v. Hertling des bayrischen Prinzregenten, unmittelbar darauf Prof. Grauert Pius' X. und Wilhelms II.; General a. D. Keim widmete namens des Lokalkomitees sein Glas der Görresgesellschaft; Dr. Cardauns antwortete mit einem Hoch „auf die schöne Stadt München, alle Münchener Kindln, einige von ihnen aber besonders, nämlich das Lokalkomitee und seine beiden Vorsitzenden" (Freiherr v. Moreau und Geheimrat Dr. Jochner). Dann ließ noch Privatdozent Dr. Lindl namens des akademischen Görresvereins München die rheinischen Gründer der Görresgesellschaft leben, in erster Linie den anwesenden Rektor Magnifikus der Münchener Hochschule für das nächste Studienjahr, Prof. Dr. Bardenhewer aus Bonn.

Wenn einer der Redner der Begrüßungsversammlung am Dienstag-Abend meinte: „Wir treten unter günstigen Auspizien in die Versammlung ein, die uns hoffentlich auch wieder ein Stück weiter bringen wird," so hat der Verlauf diese Hoffnung bestätigt. Der herzliche Dank, der dem Lokalkomitee für die umsichtige Vorbereitung ausgesprochen wurde, war wohlverdient; vielleicht noch niemals hat die Gesellschaft ein so schönes Heim gefunden, alles war praktisch und bequem eingerichtet, und an liebenswürdiger Gastlichkeit hat es wahrlich auch nicht gefehlt. Die Verhandlungen verliefen bei offener Aussprache ohne Mißton, und manche Vorträge werden weit über die Kreise der Gesellschaft hinaus Beachtung finden, jedenfalls waren sie durchaus dazu geeignet. Man freut sich des Vorwärtskommens, ohne gegen sachliche Kritik der Freunde wie der Gegner empfindlich zu sein. Zu wünschen bleibt noch stärkere Beteiligung. Schwach war sie nicht, aber der Kreis der Gelehrten, deren Anwesenheit man erwarten konnte, war noch lange nicht erschöpft. Ein Hauptgrund liegt in dem mangelhaften Ausbau: von den vier im Statut vorgesehenen Sektionen haben nur zwei (historische und philosophische) getagt; eine Sitzung der Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaft kam wieder einmal nicht zustande, obwohl es an Mitgliedern und Material wahrlich nicht fehlt, und die naturwissenschaftliche ist überhaupt noch nicht zustande gekommen. Das muß gewiß anders werden. Aber in den Münchener Tagen hat man auch gerade diesem wunden Punkte besondere Beachtung gewidmet, und man darf die bestimmte Erwartung aussprechen, daß die nächste Generalversammlung nicht unter vier Sektionen tagen wird, selbst wenn die in Betracht gezogene Bildung einer besonderen althistorischen Sektion vorerst noch ein Wunsch bleiben sollte.

II. Vorstandssitzungen zu München 1905.

I. 3. Okt. Anwesend: Frhr. v. Hertling, Dr. Cardauns, Dr. Weiß, Dr. Binder, Prof. Bardenhewer, Dr. Weyman, Prof. Knöpfler, Prof. Schlecht, Prof. Baumgartner, Prof. Kampers, Prof. Krieg, Domkapitular Selbst, Justizrat J. Bachem, Dompropst Scheuffgen, Prof. A. v. Schmid, Prof. Grauert, Prälat Ad. Franz, Prälat Ehses, Prof. Hüffer, Dompropst Koenig, Prof. Falk, Prof. Beyerle.

1. Es werden gewählt als Mitglied des Ehrenpräsidiums: Exzellenz Dr. Fr. J. v. Stein, Erzbischof von München-Freising; als Mitglieder des Vorstandes: P. Prof. Grisar (Innsbruck), S. J., Prof. Dr. Endres (Regensburg), Prälat Dr. Paulus (München), Archivdirektor Geistl. Rat Dr. Jungnitz (Breslau).

2. Für das Generalregister des Historischen Jahrbuches hat Kustos Dr. Freys (München) eine Probe über zwei Hefte eines Jahrganges gefertigt, es werden ihm 50 Mark dafür bewilligt; auch wird er beauftragt, die Probe bis zum 1. Dezember dahin zu erweitern, daß auch alle diejenigen Novitäten, über welche kurze Besprechungen erschienen sind, in dieselbe aufgenommen werden. Die vorgelegte neue Probe soll durch ein Münchener Komitee, bestehend aus der Redaktion des Jahrbuches, den Herren Frhr. v. Hertling und Prälat Franz, begutachtet, und im Einvernehmen mit dem Generalsekretär die endgültige Entscheidung über die Form und die Modalitäten der Herausgabe getroffen werden.

Für Anfertigung des regelmäßigen Jahres- oder Bandregisters soll Herr Freys 100 Mark als besonderes Entgelt erhalten.

3. Die Besprechung über das Philosophische Jahrbuch wird ausgesetzt.

4. Staatslexikon. Der Vorstand beauftragt Herrn Dr. Jul. Bachem, schon jetzt die Vorbereitung einer eventuellen dritten Auflage in der von ihm bezeichneten Richtung (konsequente Durchführung des Programms der zweiten Auflage) in die Hand zu nehmen. Eine an sich äußerst wünschenswerte Verhandlung mit der Firma Herder, betr. Aenderung des Verlagsvertrages zugunsten der Gesellschaft, soll erst in einem späteren Stadium der Vorbereitung versucht werden.

5. Der Jahresbericht des Historischen Instituts zu Rom wird verlesen. Herr Prälat Ehses beantragt, die bisherigen Stipendien der Herren Schaefer, Schweitzer, van Gulik für das folgende Jahr zu bewilligen. Wird angenommen. Der Betrag für Kopisten soll von 300 auf 400 Mark erhöht werden. Hr. Ehses erhält die Ermächtigung, durch die deutsche Botschaft die Vorrechte der staatlichen Institute bei Benutzung von Bibliotheken, Museen ꝛc. zu erwirken, wenn nötig gegen Erlegung einer Kautionssumme von einigen hundert Mark bei der deutschen Botschaft. Dem K. preußischen Institut zu Rom sollen dauernd sämtliche in der Bibliothek desselben nicht vorhandenen historischen Publikationen als Entgelt für die dem Institut der Gesellschaft freundlich gewährte Benutzung der Bibliothek und Studienräume zugesandt werden; Dr. Reichenberger erhält eine Remuneration von 500 M. für seine Publikation in den Quellen und Forschungen.

6. Wissenschaftliche Stipendien. Ein Privatdozent erhält auch für das folgende Jahr sein bisheriges Stipendium von 2000 M., ein zweiter Privatdozent ein Stipendium von 600 M. Einem mit vorgeschichtlichen Forschungen beschäftigten Gelehrten wird ein Stipendium von 1000 M. bewilligt.

7. Für die geplante Herausgabe einer deutschen (mit anderssprachigen Beiträgen) Zeitschrift Anthropos, ethnologisch-linguistischer Natur, durch P. W. Schmidt (St. Gabriel, Mödling) werden 1000 M. jährlich bis auf weiteres an diesen bewilligt.

8. Die Fortzahlung der Unterstützung von 1200 M. für den Oriens Christianus wird vorderhand sistiert, um diesbezüglich die Meinung des Herrn Prälaten de Waal zu hören.

9. Herr Domkapitular Selbst hat drei Anträge eingebracht. 1. Der Vorstand möge erwägen, ob und wie die Herausgabe eines schon in Vorbereitung befindlichen wissenschaftlichen Handbuches der altorientalischen Altertumskunde und Geschichte (in ihren Beziehungen zur Heiligen Schrift) unterstützt werden kann. 2. Der Vorstand möge die Gründung einer neuen Sektion für archäologische, religionsgeschichtliche, philologische &c. Studien in Erwägung ziehen. 3. Es möge Anregung gegeben werden, daß von katholischen Fachgelehrten eine wissenschaftlich-kritische Sammlung der ältesten religiösen Ueberlieferungen der Völker herausgegeben werde. Ad 1. Die Herausgabe wird mit Freuden begrüßt, das Werk soll ev. unterstützt werden. Ad 2. werden Bedenken laut, ob die nötigen Kräfte schon jetzt vorhanden; doch soll die Sache weiterer Verhandlung in Fachkreisen vorbehalten werden. Ad 3. Dasselbe gilt auch hier. Die Herren Selbst, Bardenhewer und Hoberg werden ersucht, der nächsten Generalversammlung bezüglich 2 und 3 Ausführungsvorschläge zu machen.

10. Ein Antrag betreffend Unterstützung der Bewegung für bessere technische Ausbildung des Krankenpflege-Personals wird als außerhalb des Aufgabenkreises der Gesellschaft liegend abgelehnt, bei aller Anerkennung der Notwendigkeit einer solchen Bewegung.

11. Die Redaktion des Historischen Jahrbuches wird ermächtigt, für Propagandazwecke bis zu 200 Mark zu verausgaben.

Frhr. v. Hertling. G. Hüffer.

II. 5. Okt. Nach der allgemeinen Sitzung fand noch eine kurze Vorstandssitzung statt (anwesend die Herren Dr. Frhr. v. Hertling, Prof. Grauert, Dr. Cardauns, Prof. Baumgartner, Domkapitular Selbst, Prof. Schlecht, Prof. Hüffer, Prälat Paulus, Prof. Alois v. Schmid und Prof. Endres).

Der Vorstand nahm Kenntnis von der folgenden, von der Sektion für Geschichte angenommenen Resolution: „Unter Anerkennung der erfreulichen Tätigkeit des römischen historischen Instituts drückt die historische Sektion den dringenden Wunsch aus, daß für das Institut in Rom ein eigenes Arbeitsheim geschaffen werde.“ Der Vorstand beschloß, Herrn Prälaten Dr. Ehses um ein Gutachten über diese Frage zu ersuchen.

Herr Prof. Baumgartner berichtet über einige von Herrn Dr. Dyroff in der philosophischen Sektion vertretene und dort angenommene Thesen. Der Vorstand beschloß: „Herr Dr. D. möge sich mit Herrn Prof. Baeumker in Verbindung setzen, um mit ihm, eventuell unter Zuziehung weiterer Kräfte, die Grundzüge eines Arbeitsplanes, betr. die Inventarisierung des in den Bibliotheken vorhandenen handschriftlichen Materials zur Geschichte der Scholastik, zu entwerfen.“ Der Vorstand beschloß weiter, Herrn Prof. Baumgartner zu beauftragen, sich in freundschaftlicher Weise mit Herrn Prälaten Gutberlet in Verbindung zu setzen, um demselben die in der philosophischen Sektion hervorgetretenen, auf das philosophische Jahrbuch bezüglichen Wünsche mitzuteilen und seine Aeußerung darüber zu erbitten.

Frhr. v. Hertling. Dr. H. Cardauns.



III. Eröffnungsrede des Frhrn. v. Hertling über Leistungen und Aufgaben der Görresgesellschaft.

(Gehalten in der ersten allgemeinen Sitzung zu München am 4. Oktober 1905.)

Die Görresgesellschaft tagt nicht zum ersten Male in München. Im Sommer 1879, wenige Jahre nach der Begründung, sind wir schon einmal hier gewesen. Wir waren damals noch in dem Stadium des Tastens und Suchens. Das Programm in seinen Grundzügen war das gleiche wie heute, aber noch hatte sich die allgemeine Tendenz nicht in bestimmten Einzelaufgaben ausgeprägt, in deren Erfüllung sie ihre fruchtbare Verwirklichung finden sollte. Eine nach der anderen haben sich diese im Laufe der Jahre eingestellt. Zuerst das Historische Jahrbuch, jetzt in seinem 26. Bande vorliegend. Berufen, ein Sammelpunkt der katholischen Historiker zu werden, erfreut es sich weit darüber hinaus in den Kreisen der Fachmänner eines wohlbegründeten Ansehens. Dann das Philosophische Jahrbuch, seit 17 Jahren eifrig bemüht, mit den philosophischen Bestrebungen der Gegenwart Fühlung zu halten und die Probleme, welche die Neuzeit bewegen, im Sinn und Geist der Philosophia perennis zu lösen. Es folgte unser Staatslexikon, eine Frucht jahrelanger sorgfältiger Vorbereitung, welche insbesondere den peinlichen Mangel an fachmännisch geschulten Mitarbeitern zu überwinden hatte. Mit Genugtuung und berechtigtem Stolze dürfen wir darauf hinweisen, daß das Werk in seinen fünf Bänden in zweiter Auflage vollendet vorliegt und wir uns mit dem Gedanken an eine neue Bearbeitung tragen dürfen. Sie wird sich, so hoffen wir, in wichtigen Punkten abermals als eine verbesserte herausstellen. Als viertes großes Unternehmen nenne ich das Historische Institut in Rom, welchem in der vollständigen Sammlung und Bearbeitung der Akten des Konzils von Trient eine viel beneidete, auf Jahre hinaus die Kräfte in Anspruch nehmende Aufgabe zugefallen ist. Von der Art ihrer Durchführung geben die beiden bis jetzt erschienenen Bände, denen demnächst ein dritter folgen soll, erfreuliches Zeugnis.

Ich übergehe anderes. Wird doch ohnehin der alsbald zur Verlesung kommende Geschäftsbericht unseres Generalsekretärs ein genaues Bild von der Tätigkeit der Gesellschaft während des abgelaufenen Jahres entwerfen. Ich wollte nur zeigen, daß dem Jugendstadium, in welchem sich die Görresgesellschaft im Sommer 1879 hier vorgestellt hat, eine Periode rüstiger männlicher Arbeit gefolgt ist. Haben wir doch auch an Pfingsten 1901 in Coblenz, der Geburtsstadt des Mannes, nach welchem sie sich nennt, das Fest ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens feiern können. Nicht in jedem Jahre hat eine Generalversammlung stattgefunden und so trifft es sich, daß wir die fünfundzwanzigste hier in München begehen, wo Joseph v. Görres seine glänzende Lehrtätigkeit entfaltete, wo er seinen Athanasius schrieb und seine letzte Ruhestätte fand. Möge diese fünfundzwanzigste Generalversammlung der Ausgangspunkt für eine neue Periode gesteigerter Arbeit und umfassenderer Leistungen werden!

Oder sollen wir uns damit begnügen, nur das Begonnene fortzusetzen und das Bestehende zu erhalten? Wir müßten uns hierzu entschließen, wenn wahr wäre, was vor einigen Wochen in einem befreundeten Blatte stand, und die Gesellschaft sich wirklich seit Jahren in einem stetigen Rückgange befände. Glücklicherweise ist dies nicht der Fall, und so muß es sich vielmehr umgekehrt für uns darum handeln, durch vermehrte Anspannung unserer Kräfte, durch neue Aufgaben, die wir uns stellen, das tätige Interesse immer weiterer Kreise zu gewinnen.

Vier Sektionen waren bei Gründung der Gesellschaft ins Auge gefaßt worden: für Philosophie, für Geschichte, für Rechts- und Sozialwissenschaft, für Naturwissenschaft. Daß sich nach diesen vier Richtungen das Leben der Gesellschaft nicht in gleichem Maße entwickelt hat, kann niemand befremden. Es lag in der Natur der Verhältnisse. Arbeitsziele ließen sich überall ersinnen, Arbeitskräfte konnten wir nicht nach freier Wahl beliebig herbeischaffen. Wir fanden uns auf diejenigen angewiesen, die vorhanden waren oder sich uns aus freien Stücken darboten. So müssen wir bekennen, daß die naturwissenschaftliche Sektion während des zurückgelegten Zeitraumes im Grunde nur auf dem Papier bestanden hat. Nicht, daß nicht auch für naturwissenschaftliche Zwecke durch alle die Jahre hindurch mehr oder weniger erhebliche Aufwendungen gemacht worden wären! Wir haben angehende Gelehrte in ihren Forschungen unterstützt und wissenschaftliche Reisen ermöglicht. Aber es fehlte an einem größeren Unternehmen, das den Mittelpunkt der zerstreuten Bestrebungen hätte abgeben können. Nur bei einer einzigen Generalversammlung hat die Sektion versucht, sich als solche zu konstituieren und Beratungen gepflogen. Vielleicht wird das in Zukunft nicht viel anders werden. Das grenzenlos sich ausdehnende Gebiet naturwissenschaftlicher Forschung ist in eine kaum mehr übersehbare Menge von Einzelfeldern zerlegt. Disziplinen, die noch vor einem Menschenalter unter einem gemeinsamen Namen enge nebeneinander liegende Aufgaben zu verfolgen schienen, wandeln jetzt getrennte Wege und arbeiten mit verschiedenen Mitteln. Bei der Fülle der Ergebnisse wird es dem Fachmann schwer, nur sein eigenes Gebiet vollständig zu beherrschen, geschweige denn, daß er Lust empfände, Exkursionen in fremde Gebiete zu machen. Eine naturwissenschaftliche Sektion, wenn sie diesen Namen wirklich verdienen sollte, müßte wenigstens für alle wichtigeren Fächer geschulte Vertreter aufweisen. Ich weiß nicht, ob unsere Mitgliederliste schon jetzt hierzu die Möglichkeit gibt. Dazu kommt ein weiterer Umstand, welcher die Schwierigkeit vermehrt. Daß die naturwissenschaftliche Forschung zu materialistischer Weltanschauung hinführen müsse, ist zwar eine falsche und grundlose Behauptung, richtig dagegen ist vielleicht ein anderes. Die Beschäftigung mit der sinnfälligen Wirklichkeit, die Handhabung der auf die Feststellung des Tatsächlichen gerichteten Forschungsmittel erzeugt eine Gewöhnung des Denkens, welche geneigt macht, nur das für wertvoll und bedeutsam zu halten, was diesen Forschungsmitteln zugänglich ist. Was darüber hinausragt, läßt man auf sich beruhen, oder sieht es als außerhalb der wissenschaftlichen Interessensphäre liegend an. Und diese Gewöhnung des Denkens wird durch die fortschreitende Zersplitterung der Wissenschaft befestigt. Wem die Aufgabe gesteckt ist, ein eng umgrenztes Einzelgebiet in erschöpfender Weise zu ergründen, verliert erst recht das Interesse an Fragen, welche ihm, verglichen mit der konkreten Bestimmtheit seines mühevollen aber auch ergiebigen Tagewerkes ins Nebelhafte und Gestaltlose zu verschwimmen scheinen. Darum zieht es den Spezialisten vor allem zum Spezialisten, den Fachmann zum Fachmanne, um die eigene Beobachtung durch die fremde zu ergänzen oder an ihr zu kontrollieren, und die versuchten Schlußfolgerungen der Nachprüfung zu unterbreiten. Und endlich: Naturforschung und Naturerklärung wollen die Wirklichkeit erfassen und begreifen. Jede fremde aus dem Standpunkte und der Beschaffenheit des Beobachters stammende Zutat soll nach Möglichkeit ferngehalten werden. Werturteile aber haben hier gar keine Stelle. Hier gibt es keine erwünschten oder unerwünschten Begebenheiten, keine beglückenden oder niederschmetternden Tatsachen. Lediglich darum handelt es sich, festzustellen, was wirklich ist und geschieht, und durch welche dem Naturlaufe angehörenden Mittel es zustande kommt. Der einzelne Gelehrte mag daneben als Mensch das regste Interesse für andere Lebensgebiete empfinden, für künstlerische, vaterländische, religiöse Bestrebungen, aber der Antrieb fehlt ihm, zwischen dieser und seiner berufsmäßigen Arbeit einen Zusammenhang herzustellen. Die Wichtigkeit, welche auch für diese letztere ein weiterer Ausblick und die Orientierung unter höher gelegenen Gesichtspunkten haben könnte, bleibt ungewürdigt. So gibt es zwar, Gott sei

Dank, katholische Naturforscher, aber die Görresgesellschaft wird, fürchte ich, einstweilen noch darauf verzichten müssen, dieselben zu einem gemeinsamen Unternehmen erfolgreich zusammenzuführen.

Die Philosophie steht am entgegengesetzten Pole. Auch sie soll freilich Wissenschaft sein, nicht Begriffsdichtung; denkende Erfassung dessen, was ist und Gültigkeit besitzt für alle denkenden Wesen. Aber ihr Bereich ist das Abstrakte und das Allgemeine, das über die sinnfällige Wirklichkeit Hinausliegende und daher mit den Mitteln der exakten Forschung nicht Erreichbare. Von der Psychologie als Erfahrungswissenschaft ist dabei nicht die Rede, sondern von dem, was von jeher als das eigentlichste Heiligtum der Philosophie gegolten hat, von Metaphysik und Ethik. Je weiter die hier einschlagenden Fragen abliegen von Maß- und Gewichtsbestimmungen und chemischer Reaktion, desto umfassender ist zugleich die Tragweite der versuchten Antworten und desto enger der Zusammenhang mit den innersten Bedürfnissen, den tiefsten Regungen des menschlichen Geistes. Es gibt keine christliche Chemie und keine katholische Astronomie, aber eine katholische Philosophie gibt es seit den ersten christlichen Jahrhunderten und wird es immer geben. Denn den gläubigen Katholiken drängt es, die Offenbarung mit der Vernunft, den Inhalt seines religiösen Glaubens mit den Anforderungen des Denkens in Harmonie zu setzen, und der katholische Philosoph kann nicht achtlos an der geheimnisvollen und dennoch lichtspendenden Ergänzung vorübergehen, welche die aus übernatürlicher Quelle strömende Heilslehre dem menschlichen Grübeln und Forschen darbietet, möge es sich auf den tiefsten Sinn des Universums hin richten oder Ausgang nehmen von den Rätseln, welche die Menschenbrust einschließt. So hat sich denn auch unsere philosophische Sektion von den ersten Anfängen der Gesellschaft an eines besonders regen Lebens zu erfreuen gehabt. Es wird keine Generalversammlung vergangen sein, bei welcher nicht eine oder mehrere Sitzungen derselben stattgefunden hätten. In früherer Zeit wurden in gedruckten Jahresberichten Mitteilungen darüber gebracht. An ihre Stelle trat später das in vier Quartalsheften erscheinende Philosophische Jahrbuch. Vielleicht ist nunmehr der Augenblick herangekommen, zu erwägen, ob wir dasselbe seinen bisherigen Gang unverändert fortsetzen lassen, oder ob wir versuchen sollen, ihm eine weitere Ausgestaltung zu geben. Anregungen und Wünsche in dieser Richtung sind in der letzten Zeit geäußert worden, vielleicht verfestigen sie sich in den diesmaligen Verhandlungen zu bestimmten Vorschlägen. Der Vorstand wird dann gewiß nicht unterlassen, mit den verdienten Herausgebern darüber ins Benehmen zu treten, ob und wie solchen Wünschen Rechnung getragen werden kann.

Gelegentlich ist der Vorwurf laut geworden, daß sich die Geschichtswissenschaft einer zu weit gehenden Bevorzugung erfreue. Das Historische Jahrbuch mit seinen Ergänzungsheften, das Historische Institut mitsamt den Quellen und Forschungen nehmen in der Tat einen beträchtlichen Teil unserer Mittel in Anspruch. Ich glaube indessen nicht, daß wir dies zu bereuen haben. Ein Zweifaches muß hier geleistet werden. Die katholischen Historiker wollen den Nachweis erbringen, daß sie, was historische Methode, was Akribie der Forschung und Umfang der Gelehrsamkeit betrifft, vor keinem Wettbewerber zurückzutreten brauchen. Sodann soll zweitens in der Beurteilung geschichtlicher Ereignisse und geschichtlicher Persönlichkeiten dem katholischen Standpunkte sein Recht gewahrt werden. Gewiß hat der Historiker nach Objektivität zu streben. Objektiv hat er zu sein, indem er die Geschehnisse treu und vollständig, unbemäntelt und unentstellt in emsiger, vorurteilsloser Arbeit ans Licht zieht. Objektiv soll er sein, indem er bestrebt ist, Personen und Handlungen aus Zeit und Umständen verständlich zu machen, indem er bei der Beurteilung derselben Licht und Schatten gerecht verteilt. Aber eben indem wir von ihm gerechte Beurteilung verlangen, billigen wir ihm einen Maßstab zu, den er an die zu beurteilenden Tatsachen anlegt. Wird auch diesem Maßstabe gegenüber die Forderung der Objektivität,

d. h. also der Gültigkeit für alle Beurteiler, erhoben, so kann derselben doch nur in beschränktem Umfange entsprochen werden, dann nämlich, wenn wir bei Personen und Handlungen nach dem Verhältnis von Absicht und Erfolg, von Mittel und Zweck fragen. Soll nicht dabei stehen geblieben, soll ein Urteil abgegeben werden über den Wert des Erfolges und die Berechtigung des Zweckes, so drängt dies unabweislich auf einen letzten, absoluten Maßstab hin, der eben darum nicht mehr den geschichtlichen Verhältnissen entnommen werden kann, den der Historiker anderswoher mitbringen muß — aus der für ihn feststehenden Welt- und Lebensanschauung. Es ist ein unmögliches oder vielmehr ein trügerisches Verlangen, auch hier noch Objektivität zu fordern. Tatsächlich hat das Wort dann einen anderen Sinn. Wer dem katholischen Historiker Mangel an Objektivität zum Vorwurfe macht, weil er in der Wertung geschichtlicher Vorkommnisse seinen Standpunkt zum Ausdrucke bringt, erhebt in naiver Anmaßlichkeit den entgegengesetzten Standpunkt zum allein gültigen und ausschließlich berechtigten. Seit den Tagen der Magdeburger Zenturiatoren ist in der deutschen Geschichtschreibung eine der katholischen Kirche feindselige Auffassung in überreichem Maße zu Worte gekommen. Grund genug, demgegenüber auch die unsrige nachhaltig und vernehmlich geltend zu machen. Daß dieses Bedürfnis in unseren Kreisen längst empfunden wurde, daß infolgedessen die Zahl der katholischen Historiker eine relativ große war und ist, hat der historischen Sektion der Görresgesellschaft zu besonders regem Leben und erfolgreicher Kraftentfaltung verholfen. Demgemäß dürfte es zur Zeit nicht geboten sein, den Rahmen, welcher den genannten beiden Unternehmungen, dem Historischen Jahrbuch und dem römischen Institut, gesteckt ist, weiter auszudehnen. Dagegen ist auf der vorigjährigen Generalversammlung in Mainz von kundiger Seite unser Augenmerk auf eine neue Aufgabe hingelenkt worden, welche zwar gleichfalls dem Bereiche der Geschichtswissenschaft angehört, aber einen von der bisher in Angriff genommenen völlig verschiedenen Charakter zeigt.

Bekannt ist die Erweiterung und Vertiefung, welche intensive Arbeit und glückliche Entdeckungen unserer Kenntnis des alten Orients gebracht haben, bekannt auch die Tragweite, welche diese erweiterte Kenntnis für die Erklärung und Würdigung des Alten Testamentes besitzt. In überwiegendem Maße lag die Forschung auf diesem Gebiete bisher in den Händen nichtkatholischer Gelehrter, und die Folgerungen, welche sie aus ihren Ergebnissen für die Wertung der biblischen Schriften zogen, und welche alsbald ein lautes Echo in der weiten Oeffentlichkeit fanden, entsprechen naturgemäß dem von ihnen eingenommenen Standpunkte. Katholischerseits ist hier manches nachzuholen, und es würde nur dem Programme unserer Gesellschaft entsprechen, wenn sie anregend und fördernd dafür einträte, und das neue Arbeitsgebiet würde ihr, wie wir zuversichtlich hoffen, neue Freunde zuführen. Aber ich verhehle mir doch auch die Schwierigkeiten nicht, die mit der Durchführung verbunden sind. Dabei denke ich nicht einmal an das erforderliche Maß von Wissen und Können, an die Treue und Sorgsamkeit in der Handhabung der Methode — das sind selbstverständliche Dinge. Ich denke vielmehr an die Probleme, welche zu den soeben erwähnten lebhaften Auseinandersetzungen geführt haben: an die Stelle, welche im ganzen der altorientalischen Literatur und Kultur dem Geistesleben des jüdischen Volkes anzuweisen ist. Freilich stehen wir hier zuletzt vor einem Geheimnisse. Kein Gelehrtenscharfsinn und kein Hülfsmittel der Methode dringt tief genug, um das Zusammenwirken göttlicher Mitteilung und menschlicher Aufnahmefähigkeit auf eine glatte, ein für allemal gültige Formel zu bringen. Trotzdem aber kann sich eine wissenschaftliche Betrachtung der alttestamentlichen Bücher der Verpflichtung nicht entziehen, den Zusammenhängen nachzugehen, welche sie mit der Literatur der stammverwandten Völker verbinden und die Spuren aufzusuchen, in denen sich die allgemeinen Eigenschaften der Rasse und der Einfluß des auf freundlichem oder feindlichem Wege zustande gekommenen Austausches der Kulturgüter erkennen lassen. Daß darüber die Autorität und die höhere Würde jener

heiligen Urkunden verloren gehe, fürchte ich nicht, ihr eigenartiger Charakter wird nur in um so hellerem Lichte erscheinen. Wohl aber wird vielleicht die eine oder andere Meinung aufgegeben werden müssen, an welcher frühere Ausleger festhielten.

Auch die im engsten Dienste der Kirche stehende Wissenschaft ist der Entwicklung unterworfen. Von Anfang an war ihre Aufgabe, die Tatsachen der Heilsgeschichte genau zu fixieren und den Inhalt der von den Aposteln überlieferten Lehre Christi in seiner ganzen Fülle und Tiefe zu erfassen und auseinanderzulegen. Als das ebenso naturgemäße wie unentbehrliche Hülfsmittel boten sich hierfür die vorhandenen Bildungselemente. Griechische Weisheit gewann ihre höchste Weihe in der Verwertung, welche sie bei den Begründern der christlichen Spekulation und Wissenschaft fand. Von ihr übernahm man die Ausdrucksweise, die Begriffskonstruktionen, die Methode der Auslegung. Auch die allegorische Deutung der heiligen Texte war nicht die Erfindung der griechischen Kirchenväter, auch nicht die des Juden Philon, sondern lange vor ihm in den griechischen Philosophenschulen geübt worden. Jetzt befriedigte sie jahrhundertelang nicht nur das religiöse Empfinden, sondern auch den Wissenstrieb der christlichen Welt. Augustin erblickt gelegentlich den hohen Wert der mosaischen Urkunde gerade darin, daß ihre Worte nicht etwa *eine* Auslegung als die allein zutreffende verlangen, sondern einen vielfachen Sinn einschließen. Was aber die spekulative Durchdringung der Offenbarungslehre betrifft, so war es zuerst der in den Schulen übliche Eklektizismus, später der Neuplatonismus, noch später Aristoteles, bei dem die christlichen Lehrer in die Schule gingen. Im dreizehnten Jahrhundert, da die Scholastik ihren Höhepunkt erreichte, war die Assimilation der aus der antiken Philosophie und Wissenschaft überkommenen Bestandteile in der denkbar vollständigsten Weise gelungen. Wie aus einem Gusse steht das Lehrgebäude des Aquinaten vor uns. Welche Einzelfrage er sich auch stellen mag, es ist die gleiche einheitliche Denkweise, die uns in der Antwort entgegentritt.

Aber wie begründet auch die Wertschätzung, ja Bewunderung der Scholastik ist, so muß doch zugegeben werden, daß hinter dem spekulativen Interesse, hinter dem Drange nach erschöpfender systematischer Ausgestaltung der Lehre die geschichtliche Betrachtung und geschichtliches Verständnis zurückstanden und daher ihre Methode nicht genügen kann, wo letzteres in Frage ist. Die Bedeutung der überlieferten Texte, der heiligen wie der profanen, der Kirchenväter wie des Aristoteles, wird vor allem darin erkannt, daß ihre einzelnen Bestandteile den einzelnen Punkten des Lehrgebäudes die autoritative Bestätigung geben. Ihre Auslegung erfolgt im Sinne einer feststehenden Tradition. Im Grunde gehören die einzelnen Aussprüche gar nicht mehr den ursprünglichen Verfassern an. Philosophie und Theologie der Schule haben sie sich zu eigen gemacht und mit ihrem Stempel versehen. Ich brauche nicht zu sagen, wie verschieden hiervon das Verfahren ist, welches moderne Philologie und kritische Geschichtsforschung überlieferten Texten gegenüber einschlägt, wie hier das erste Gebot verlangt, den vereinzelten Ausspruch aus dem Zusammenhang zu verstehen, dem er ursprünglich angehörte, und das zweite, den Schriftsteller nicht in das fremde Licht einer späteren Denkweise zu rücken, sondern aus sich selbst und seiner Zeit zu begreifen. Jedes Fragment soll wiederum dem Gefüge eingegliedert werden, dem es entnommen ist, und jeder Schriftsteller in die Welt zurückversetzt, der er angehört. Kein Anhaltspunkt darf übersehen, jedem leisesten Winke muß nachgegangen werden, damit der wirkliche Sinn des Ausspruches eindeutig festgestellt werde. Des weiteren gilt es sodann, Motive und Einflüsse aufzudecken, welche den Autor zu seinem Ausspruche bestimmten. Zur völligen Beherrschung des sprachlichen Materials muß die nicht minder vollständige Bekanntschaft mit dem schriftstellerischen Milieu, dem zeitgeschichtlichen Hintergrund, der Kultur- und Bildungsstufe hinzutreten. Nur vereinte Kräfte können hier Erfolge gewinnen. Dem Exegeten muß der Sprachforscher, der Historiker, der Archäologe die Hand reichen. Die

Theologie kommt zunächst nicht in Frage; es handelt sich um ihre Vorhöfe und Nebenländer, daher auch Laien zur Mitarbeit berufen sind und die Görresgesellschaft, die ja aus schwerwiegenden Gründen die Theologie von ihrem Programm ausschließt, ohne Bedenken sich hier ein neues Ziel der Tätigkeit stecken darf.

Ich habe mich schon zu lange bei unserer historischen Sektion und der in Vorschlag gebrachten Erweiterung derselben durch eine orientalistische Abteilung aufgehalten und wende mich nun noch rasch zu der Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaft. Sie kann auf das Staatslexikon als auf ein Lebenswerk verweisen, aber im Grunde hat sie selbst nicht viel Verdienst daran. Zum weitaus größten Teile gebührt dasselbe dem ersten und dem an die Stelle des zu früh verstorbenen getretenen zweiten Herausgeber. Die Sektion ist selten in die Erscheinung getreten, ihre Vorsitzenden haben wiederholt gewechselt, unter den Teilnehmern an unseren Generalversammlungen war es stets nur eine kleine Minderzahl, deren wissenschaftliches Interesse ihrem Arbeitsgebiete zugekehrt war. Vielleicht hängt das mit der auch früher schon hervorgehobenen Tatsache zusammen, daß die Laienwelt der Görresgesellschaft gegenüber noch immer eine gewisse Zurückhaltung an den Tag legt und von Anfang bis heute der Klerus es gewesen ist, der eifrig und opferwillig sich ihr angeschlossen hat. Und doch fehlt es nicht an katholischen Juristen. Wir freuen uns ihrer führenden Tätigkeit und rüstigen Mitarbeit in den Parlamenten, verstehen aber auch, wenn diesen Männern wenig freie Zeit für andere Dinge verbleibt. Aber wo sind die übrigen? Der katholische Juristenverein hat seine Funktionen mehr oder minder eingestellt. Es bestand die Hoffnung, daß nach der wissenschaftlichen Seite hin unsere Sektion an seine Stelle treten werde; bisher hat dieselbe sich nicht erfüllt. Und doch gibt es Fragen der juristischen Wissenschaft, welche eine Erörterung im engeren Kreise von Gesinnungsgenossen wünschenswert machen. Um solche der juristischen Technik handelt es sich dabei selbstverständlich nicht, sondern um Probleme von grundsätzlicher Bedeutung, wie solche beispielsweise die in Aussicht — glücklicherweise in recht entfernter Aussicht — stehende Revision des Strafgesetzbuches einschließt. Die grundstürzenden Theorien der soziologischen Kriminalistenschule lassen eine Verständigung unter katholischen Juristen und einen festen Zusammenschluß zur Verteidigung der bedrohten Positionen dringend nötig erscheinen. Näher für uns liegt noch ein anderes. Ich habe zu Anfang bemerkt, daß der Vorstand sich berechtigt glaube, eine künftige neue Bearbeitung des Staatslexikons ins Auge zu fassen. Es wäre in hohem Grade förderlich, wenn mit Rücksicht hierauf aus der Mitte der rechts- und sozialwissenschaftlichen Sektion sachkundige Beurteilungen des Geleisteten und ebenso sachkundige Verbesserungsvorschläge an die Redaktion gebracht würden.

Prinzipientreu und modern zugleich soll und will das Staatslexikon sein, fest auf der Grundlage katholischer Welt- und Lebensanschauung stehend und doch umsichtig und weitsichtig den Bedürfnissen der Heutzeit Rechnung tragend. Das ist keine leichte Aufgabe, und man darf sich nicht wundern, wenn sie nicht mit einem Schlage gelöst wurde. Aber im Grunde ist es die gleiche Aufgabe, welche heute an jeden gebildeten Katholiken herantritt, ganz besonders dann, wenn er im öffentlichen Leben zu handeln berufen ist. Wir leben in einer Periode des Ueberganges. Anschauungen und Maximen, von denen frühere Generationen sich in politischen Fragen mit zweifelloser Zuversicht leiten ließen, haben den Anspruch auf unbedingte Geltung verloren. Mehr noch gilt dies selbstverständlich von Theorien, welche vergangenen Jahrhunderten ihren Ursprung verdanken. Auch die innerhalb der Kirche aufgestellten politischen Theorien sind der Entwicklung unterworfen und in ihren wechselnden Ausprägungen Kinder der Zeit, der sie entstammen. Wie könnte es auch anders sein? Politische Reflexion setzt bestimmte tatsächliche Verhältnisse voraus. Nur in den allerseltensten Fällen und nur in ganz beschränktem Umfange sind menschliche Gemeinschaftsbildungen frei im Sinne einer Theorie entworfen worden. Weit häufiger ist die

letztere nur das Fazit, welches nachträgliche Ueberlegung aus dem geschichtlich Gewordenen gezogen hat. Augustinus, dessen Werk vom Gottesreiche auf die folgenden Jahrhunderte so vielfältig eingewirkt hat, weiß überhaupt noch von keiner politischen Theorie. Er kennt den Staat, wenn anders dieser Name hier Anwendung findet, vornehmlich in der Gestalt des aus dem Heidentum hervorgegangenen römischen Weltreiches mit seiner Gewalttätigkeit, seiner Völkerknechtung, aber auch mit den Lichtseiten, die seine ältere Geschichte aufweist, Gemeinsinn und Bürgertugend. Nur wie in weiter Ferne schwebt ihm das Bild christlicher Gemeinwesen vor, wo gotterleuchtete Fürsten die ihnen anvertrauten Völker dem ewigen Ziele entgegenführen. Grundsätzliche Erörterungen über das gegenseitige Verhältnis von geistlicher und weltlicher Gewalt liegen ihm fern, auch da, wo er, wie bekannt, die Anrufung der staatlichen Obrigkeit und die Anwendung von Zwangsmaßregeln gegen Andersgläubige verteidigt. Nirgends zeigt er sich bemüht, Aussprüche der Heiligen Schriften oder Bestandteile der übernatürlichen Heilslehre so lange zu pressen, bis sich daraus die Direktive für eine bestimmte Form menschlichen Gemeinlebens oder die ausschließlich anzustrebende Gesellschaftsordnung herleiten läßt. Erst mußte sich die mittelalterliche Kirche machtvoll entfaltet, mußte sie ihre zivilisatorische Mission an den neuen Völkern nach der organisatorischen wie nach der erzieherischen Seite bekundet, mußte das Lehenswesen sich entwickelt haben, damit alsdann wie Prophetien ex post Theorien über das Verhältnis von Papst und Kaiser aufkommen konnten. Gewiß, in der mittelalterlichen Gesellschaftsordnung war die völkerumspannende, segenspendende, alle Schätze der Bildung ausstreuende Kirche die oberste Macht und der an ihrer Spitze stehende Papst der höchste Herr der Christenheit. Gewiß, für eine im Glauben geeinte Welt ließ sich mit logischer Konsequenz aus der göttlichen Stiftung der Kirche der Satz begründen, daß alle Kreatur dem römischen Papste Gehorsam schulde. Und ebenso: wenn alle einig sind im Glauben an die eine gemeinsame Wahrheit, dann erscheint als selbstverständlich, daß die weltliche Obrigkeit die Wahrheit schützen und den Irrtum niederhalten müsse. Aber die geschichtliche Entwicklung ist bei den Verhältnissen und Einrichtungen der mittelalterlichen Welt nicht stehen geblieben. Man mag dies beklagen, man mag die Wiederkehr einer Zeit wünschen, wo der Himmel der Erde so nahe schien und jede Betätigung und jedes Vorkommnis dieses armen Lebens verklärt wurde durch die unmittelbare Beziehung auf eine höhere überirdische Welt. Tatsächlich aber gehört sie der Vergangenheit an. Die frühere enge Verbindung und wechselweise Durchdringung des Geistlichen und Weltlichen hat sich gelockert bis zu völliger Scheidung und Entfremdung. Ganze Völker haben sich von der katholischen Einheit losgelöst, weite Kreise innerhalb der zivilisierten Welt stehen bewußt und ausgesprochenermaßen nicht mehr auf dem Boden des offenbarungsmäßigen Christentums. Und darum hilft es nichts, man muß sich zu der rückhaltlosen Anerkennung entschließen, daß auch jene Theorien der Vergangenheit angehören. Die Geschichte des Staats- und Kirchenrechtes mag sie pietätvoll konservieren, die Direktive für eine Gestaltung menschlichen Gemeinlebens können sie nicht mehr abgeben.

Ich möchte nicht mißverstanden werden. Ich meine selbstverständlich nicht, daß nicht auch heute noch der gläubige Katholik zur Unterwerfung unter den Papst in alle dem verpflichtet wäre, was dem Gebiete des Glaubens und des christlichen Lebens angehört, und daß es nicht auch heute noch für ihn nur die eine von der Kirche verkündete Wahrheit gäbe. Aber nicht darum handelt es sich, sondern um die Frage, wie wir unser Zusammenleben mit den anderen einrichten sollen, die eben nicht gläubige Katholiken sind und denen wir unseren Glauben nicht aufoktroyieren können, selbst wenn wir es wollten. Zur besseren Verdeutlichung meines Gedankens darf ich an einen Vorgang aus neuester Zeit erinnern, an den vielbesprochenen Toleranzantrag der Zentrumsfraktion im Deutschen Reichstag.

Um den unerträglichen Beschränkungen ein- für allemal wirksam zu begegnen, welche eine veraltete Gesetzgebung in einzelnen deutschen Staaten der katholischen Religionsübung

bereitet, wird hier als oberster Grundsatz für die rechtliche Ordnung des religiösen Lebens der der staatsbürgerlichen Freiheit proklamiert. Erlaubt ist, was nicht durch die allgemeinen Strafgesetze verboten ist. Niemand wird denen, die den Antrag eingebracht und vertreten haben, ansinnen wollen, daß sie in oberflächlichem Indifferentismus das eigene Bekenntnis jedem anderen gleichstellten oder dem Glauben an die eine katholische Wahrheit abgeschworen hätten. Aber sie wissen, daß sich in der heutigen Welt Freiheit für die eigenen hochgehaltenen Bestrebungen nur erringen und behaupten läßt, wenn man sie rückhaltlos unter den Schutz der allgemeinen Freiheit stellt. Sie wissen, daß Folgerungen aus Glaubenssätzen nur von denen anerkannt werden, die jenen Glaubenssätzen zustimmen, und daß jeder Versuch, das Nebeneinanderbestehen getrennter Konfessionen im Sinne eines Bekenntnisses gesetzgeberisch regeln zu wollen, bei den Anhängern aller anderen wie bei den Feinden jedes religiösen Bekenntnisses auf zähen Widerstand, offenen Hohn oder haßerfüllte Repressalien stoßen würde. Weil diese Dinge in ihrer harten Realität sich nicht ändern lassen, soll man ihnen ruhig ins Auge sehen und sich mit ihnen einrichten. Insbesondere soll man sich hüten, dadurch Mißtrauen zu wecken, daß man Ansprüche, die in der heutigen Welt nicht mehr durchgeführt werden können, weil ihre ideale Grundlage von einem großen Teile dieser heutigen Welt nicht mehr anerkannt wird, trotzdem als die im Grunde allein berechtigten hinstellt. Sittlich-religiöse Forderungen decken sich nicht mit den Normen des Rechts, und diese letzteren müssen auf so breiter Grundlage errichtet werden, daß sie alle Bürger eines Staates ergreifen, wie verschieden auch ihre religiösen Bestrebungen gerichtet sein mögen. Und dies eben ist es, was wir, wie ich glaube, von unserem Staatslexikon verlangen und für dasselbe fordern sollen. Es wird den katholischen Standpunkt niemals verleugnen dürfen — denn wozu wäre es sonst da? — aber es wird in allen Fragen des öffentlichen Lebens nur dasjenige zu vertreten haben, was unter den tatsächlichen Verhältnissen der Gegenwart möglich und geboten ist.

Damit darf ich meinen Ueberblick über die bisherigen Leistungen und künftigen Aufgaben der Görresgesellschaft beenden. Wir wollen nicht stehen bleiben, weil wir nicht zurückgehen wollen!

Ein Gedanke von allgemeiner Bedeutung und Tragweite drängt sich zum Schlusse auf. Rücksichtsloser als je hat in der heutigen zivilisierten Welt der Ernst des Lebens alle Stände, alle Kreise und jeden einzelnen in seine Wirbel gezogen, höher als in irgend einer früheren Epoche sind die Anforderungen gespannt, welche an jeden Beruf und jede Lebensstellung herantreten. Es wäre eine Täuschung, zu meinen, daß hiervon nur die Klassen betroffen wären, die man im engeren Sinne als die arbeitenden zu bezeichnen pflegt. Auch der beneidete Arbeitgeber muß zusehen, daß er im Kampfe ums Dasein nicht unterliegt. Nicht anders auf dem Gebiete der Wissenschaft! Ohne zähe, selbsttätige Arbeit sind hier keine Erfolge zu gewinnen. Wem es genügt, auf den Früchten fremden Fleißes auszuruhen und ererbte Schulweisheit treulich zu reproduzieren, hat in dem mächtig aufgeregten Geistesleben der Gegenwart auf Beachtung nicht zu rechnen. Die staunenswerten Fortschritte in Naturerkenntnis und naturbeherrschender Technik, die ungeahnte Steigerung des Verkehrs, aber auch ruhelose Kritik und leidenschaftliche Agitation rütteln unausgesetzt an allem von alters Ueberkommenen, neue überraschende Ausblicke, neue Beziehungen stellen sich ein; wissenschaftliche Hypothesen wetteifern mit tiefgreifenden Vorschlägen auf dem Gebiete des gesellschaftlichen Lebens. Friedliches Weiterschreiten auf gewohnten Geleisen scheint nirgends mehr möglich! Wohl ist es wahr, daß menschliches Lebensglück durch all die gesteigerten Zurüstungen zum Leben nicht gemehrt wird. Und nicht minder wahr ist, daß in allem diesem Sturm und Drang, in allen Irrungen und Krisen der neuen Welt die alte Kirche unerschüttert aufrecht steht. Zuversichtlich wie am ersten Tage geht sie ihrem heiligen Berufe nach, unvermindert strömt in ihr die Fülle

übernatürlichen Gnadenlebens, heute wie vor nahezu zwei Jahrtausenden verkündet sie die gleiche göttliche Wahrheit. In lückenloser Kontinuität reihen sich an die Apostel die Lehrer der ersten christlichen Jahrhunderte, die Kirchenväter, die großen Theologen des Mittelalters und der folgenden Zeit. Jene Unwandelbarkeit macht unsere Festigkeit aus, diese Kontinuität, die keine divergierenden Richtungen, keinen jähen Umschwung der Meinungen und keine Katastrophen kennt, ist unsere Stärke und unser Reichtum. Trotzdem dürfen wir die Zeichen der Zeit nicht mißachten. Wir sind Erben einer großen Vergangenheit, aber die Gegenwart respektiert nicht, was war, sondern was ist. Auch an uns richtet sie die gesteigerten Anforderungen. Darum gilt es, mit unserem Erbe zu wuchern, es gilt, die von den früheren Geschlechtern übernommenen Schätze auszumünzen in den Formen, die dem heutigen Verkehr geläufig sind. Das Vertrauen in die Ueberlegenheit der Prinzipien, das erhebende Bewußtsein jener Kontinuität sollen uns nicht träge machen, Konservativismus darf nicht in Schlendrian ausarten, nur mit Anspannung aller Kräfte, nur unter Aneignung aller modernen Kulturgüter können wir Katholiken in der modernen Welt erfolgreich unsere Stellung behaupten.

Auf dem Gebiete der weltlichen Wissenschaften nach dem bescheidenen Maße ihrer Mittel möchte die Görresgesellschaft hierzu Hülfe leisten. Möge auch die heutige Generalversammlung nicht allzu weit hinter diesem großen Ziele zurückbleiben.



IV. Das römische Institut der Görresgesellschaft im Jahre 1905.

An die Extraordinaria und die Eleemosyna der päpstlichen Kammer unter Johann XXII., welche im vorigen Jahre bearbeitet wurden, schloß Dr. J. Schäfer in diesem Jahre die regelmäßigen und ständigen Ausgaben an, von denen er folgende Titel erledigte: pro vadiis ordinariis, die Gehälter der Beamten, pro coquina, die Küche, panataria, die Bäckerei, buticularia, die Kellerei, und endlich den Marstall. Während die Titel des Vorjahres mehr die politische Zeitgeschichte mit ihren kriegerischen Verwicklungen hervortreten ließen, kamen diesmal vorzüglich wirtschaftsgeschichtliche Fragen in Betracht, namentlich die Warenkunde, der Wechsel im Preise der Waren, Kurswert und Kaufkraft des Geldes. Auch über die Herkunft der Waren und Lebensmittel, über Groß- und Kleinhändler erhalten wir wertvolle Aufschlüsse. Ungemein schwierig ist freilich die Aufgabe, die Menge der damals üblichen Münzen, Maße und Gewichte mit unseren heutigen in ein sicheres System und Verhältnis zu bringen. Leichter ist es, die Werte der verschiedenen damaligen Einheiten unter einander zu vergleichen, obschon auch hier die Unbestimmtheit mancher Ausdrücke, wie z. B. 10 Sack Getreide, nur eine annähernde Berechnung zuläßt. Es sind noch einige kürzere Titel der Ausgaben zurück, die Dr. Schäfer im ersten Quartal des neuen Arbeitsjahres abzuschließen gedenkt, so daß der zweite Band der Vatikanischen Quellen zur Geschichte der päpstlichen Hof- und Finanzverwaltung im Mittelalter ohne Unterbrechung des Druckes auf den ersten folgen kann.

Im Drucke dieses ersten Bandes, den unser früheres Mitglied Dr. E. Göller, jetzt Assistent am Kgl. Preußischen Institut, herausgibt, ist leider durch Erkrankung des betreffenden Setzers in der Offizin von Schöningh in Paderborn nach dem 30. Bogen eine Störung eingetreten; um so nachdrücklicher wollte der Verleger, da das Hindernis nunmehr gehoben ist, im September den Satz wieder aufnehmen und schnell zu Ende führen.

Dr. V. Schweitzer, der im Oktober 1904 neu eintrat, übernahm das Gebiet der Traktate zum Konzil von Trient und hat sich vor allem über das vorhandene Material, zunächst im Vatikan und sonst in Rom, eine möglichst genaue Uebersicht verschafft, die dann bei einem Osteraufenthalt in Neapel auf die dortige Nationalbibliothek, bei der Hin- und Rückreise aus Deutschland auf das Archiv von Parma (Farnese) und die Carte Cerviniane in Florenz ausgedehnt wurde. Auch wurden die gedruckten Handschriftenkataloge auswärtiger, namentlich französischer Bibliotheken durchforscht, dabei aber den römischen Fundstellen gegenüber wenig Neues gefunden. Ueberaus zahlreich sind die Traktate, die sich auf die Vorgeschichte des Konzils beziehen, sowie die Reformtraktate; die große Mehrzahl davon ist unbekannt. Etwa die Hälfte des gefundenen Materials ist kopiert; die zweite Hälfte wird etwa noch bis Ostern Arbeit bieten. Zu einem ungedruckten Traktat des Cochläus, der fragmentarisch in Cod. Conc. 11 enthalten ist, hat Dr. Schweitzer in Cod. Conc. 14 die fehlenden Stücke aufgefunden und so die an Paul III. und die Kardinäle gerichtete Schrift vervollständigt. Nähere Aufmerksamkeit hat Dr. Schweitzer dem Kardinal Bartolomeo Guidiccione gewidmet, der bei dem genannten Papste in hohem Ansehen stand; ein Abriß über dessen Leben und Werke, die sich eingehend mit Konzilsfragen beschäftigen, erscheint demnächst in der Römischen Quartalschrift.

Die Akten des Konzils wurden von Dr. Ehses in der bereits früher angedeuteten Richtung gefördert. Der erste Band schloß mit dem 4. Februar 1546. Seitdem sind Textkritik und Kommentar um mehrere Sessionen vorangeschritten. Mit der vierten am 8. April wurde der Kanon der Heiligen Schrift nebst den zugehörigen Reformdekreten über Vulgata, Bibeltext und Bibelausgaben erledigt; mit der fünften am 17. Juni das Dogma von der Erbsünde und die vielumstrittene Regelung des Predigtamtes. Daran schließt sich nun die grundlegende Frage der Rechtfertigung, die das Konzil bis zum 13. Januar 1547 beschäftigte, weil neben der Vielseitigkeit des Gegenstandes die gleichzeitigen kriegerischen Ereignisse in Deutschland längeren Aufschub verursachten. Bis jetzt ist die erste allgemeine Beratung des Dogmas (Generaldebatte), durch die Väter sowohl wie durch die Theologen, zur Behandlung gekommen; mit dem Dekretsentwurf, der am 22. Juli in Auftrag gegeben wurde, wird die weitere Bearbeitung einzusetzen haben. Der Gang ist allerdings ein etwas langsamer; wenn man aber bedenkt, daß es sich hier um ein noch durch keine ordnende Hand gegangenes Rohmaterial handelt und daß viele Konzilsredner ihre Belege aus dem Gedächtnis zu nehmen pflegten, wobei die sachliche wie die bibliographische Genauigkeit oft sehr zu Schaden kam, so begreift man leicht, daß in der Kommentierung kein sehr schnelles Tempo obwalten kann. Doch ist zu erwarten, daß bis zu Ende des nächsten Jahres die Akten bis zur Verlegung des Konzils nach Bologna druckfertig sein werden.

Das Staatsarchiv zu Lucca besitzt eine beträchtliche Anzahl von Berichten, fast sämtlich aus dem Jahre 1646, die ein von dort stammender Bischof, Benedetto de Nobili, aus Trient an die Signoria seiner Vaterstadt richtete. Dr. Ehses hat von denselben eine Abschrift erworben und wird ein Referat darüber in der Römischen Quartalschrift erscheinen lassen; wertvoll sind sie namentlich deshalb, weil sie die Eingriffe der Politik Karls V. in die Freiheit des Konzils und die steigende Erbitterung der Väter darüber deutlich zum Ausdruck bringen. — Zu der Frage über die Glaubwürdigkeit Paolo Sarpis konnte ein weiterer Beitrag geliefert werden, aus dem sich immer deutlicher ergibt, daß der Venetianer die Fälschung von Konzilsakten zu einem förmlichen System ausgebildet hatte. Das Nähere wird im Historischen Jahrbuch zu lesen sein. — Auch die Herausgabe der Berichte Lorenzo Campeggios vom Augsburger Reichstag 1530 hat in der Römischen Quartalschrift eine Fortsetzung erfahren.

Dr. W. van Gulik hat das Material für den dritten Band von P. Eubels Hierarchia catholica vollständig gehoben und war seit März mit der Ausarbeitung

beschäftigt, beginnend mit der Series cardinalium, die bis zum Jahre 1587 durchgeführt ist. Die übrigen Teile werden im Laufe des nächsten Jahres zum Abschlusse gelangen und der Band noch vor Ende 1906 in Druck gehen können. Es wurde nach Vereinbarung mit P. Eubel ein etwas verändertes Druckschema gewählt, welches auch einer nicht zu fernen Neuausgabe des ersten und zweiten Bandes zugrunde gelegt werden soll. Es ist sodann ein vierter Band beabsichtigt, der von 1592—1700 reichen soll, während die Abtsreihe der Konsistorialklöster, die für das 16. Jahrhundert schon vollständig zu Handen ist, für eine getrennte Herausgabe reserviert bleibt.

Der Druck des zweiten Diarienbandes (Conc. Trident. tom. II), der schon für dieses Jahr vorgemerkt war, mußte leider verschoben werden, weil Prof. Dr. Merkle in Würzburg während seines Rektorates keine Zeit zu den Korrekturarbeiten erübrigen konnte. Dafür sind Herausgeber und Verleger übereingekommen, jetzt von Herbst an den Druck um so schneller und stetiger zu fördern. Unterdessen werden von Dr. Buschbell und Dr. Postina die Arbeiten an der Korrespondenz und den späteren Akten des Konzils fortgesetzt.

Erschienen ist der zehnte Band der Quellen und Forschungen, nämlich der erste Band der kaiserlichen Nuntiatur aus dem von der Görresgesellschaft übernommenen Zeitraume, von Ende 1584 bis März 1587, herausgegeben von Pfarrer Dr. R. Reichenberger. Die Fortsetzung, zunächst bis zum Jahre 1590, ist gleichfalls seit Jahren in Arbeit und wird, nachdem der erste Band vorliegt, bald zum Abschlusse gebracht sein.

Zu dem Chronicon actitatorum temporibus Benedicti XIII (Petri de Luna) des Martinus de Alpartil, von welchem ca. 400 Seiten gedruckt sind, hoffte der Herausgeber, P. Fr. Ehrle, S. J., laut Schreiben vom 25. August gegen Mitte September das ganze noch fehlende Manuskript samt Einleitung, Vorrede usw. an Schöningh senden und den Band nun ohne Unterbrechung zum Abschluß bringen zu können.

Der Druck des Buches von Prof. Dr. Meister in Münster, Die päpstlichen Geheimschriften bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, ist das Jahr hindurch ununterbrochen vorangegangen, wenn auch etwas langsam, weil der Eindruck der vielen Geheimzeichen bei jedem Bogen Aufenthalt verursachte.

In den vortrefflich eingerichteten Bibliotheks- und Arbeitsräumen des Kgl. Preußischen Instituts wurden durch die Zuvorkommenheit des Direktors, Geheimrat Dr. Kehr, auch den Mitgliedern unseres Instituts ständige Arbeitstische zur Verfügung gestellt, die besonders für die Nachmittage eine sehr günstige und gern benützte Arbeitsgelegenheit boten.

München, 3. Oktober 1905. Msgr. Dr. Ehses.

*

Nachtrag über die Arbeiten vom 1. Oktober bis Ende Dezember 1905.

Dr. H. Schäfer hat die noch rückständigen Ausgabetitel der päpstlichen Kammer von 1316—1334 nunmehr ausgezogen, nämlich die Expensae: 1. pro vestibus, pannis et forraturis; 2. pro ornamentis; 3. pro scriptura et libris; 4. pro operibus et aedificiis; 5. pro bulla et litteris curiae. Es erübrigt nur noch, die Serie der Miscellanea auf einschlägiges Rechnungsmaterial zu untersuchen, worauf das Ganze zum Druck bereitgestellt werden kann.

Dr. V. Schweitzer hat auf der Rückreise aus Deutschland die Bibliotheken von Bologna und Florenz nach Konzilstraktaten durchsucht, jedoch meist nur häufig wiederkehrende Abschriften gefunden. Die völlige Ausbeutung der Carte Cerviniane in Florenz mußte freilich wegen Kürze der Zeit auf später verschoben werden. Im vatikanischen Archiv wurden sodann die Traktate der ersten und zweiten Konzilsperiode zu Ende geführt, mit der dritten Periode ein guter Anfang gemacht. Reicher fast als das Archiv ist die

vatikanische Bibliothek namentlich an Reformtraktaten, so von Andres Camutius, Johannes de Caccio, Johannes Florentini u. a. Außerdem wurde der bedeutende Nachlaß des jüngeren Campeggio (Thomas, Bischof von Feltre) und des Augustinergenerals Hieron. Seripando in Angriff genommen.

Dr. Ehses setzte vor allem die Kommentierung der Konzilsakten über die Rechtfertigung fort und konnte manche bisher unbekannte Originalvota ans Licht ziehen. Am 23. September 1546 wurde der Generalkongregation ein zweiter Dekretsentwurf vorgelegt, den dann wieder Bischöfe und Theologen der gewissenhaftesten Prüfung unterzogen. Die fortschreitende Bearbeitung führte dazu, ein besonderes Augenmerk auf das Verfahren des Konzilssekretärs Angelo Massarelli in der Redigierung seiner ursprünglichen Protokolle für die zum Druck bestimmte Fassung zu richten und das Entstehen der letzteren Schritt für Schritt, oft bis in die kleinsten Einzelheiten zu verfolgen. Die Archivarbeiten zur letzten Konzilsperiode unter Pius IV. wurden wieder aufgenommen und zunächst bis zum 6. Juni 1562 fortgesetzt, mit welchem Tage die früher von Dr. Reichenberger angefertigten Kopien beginnen.

Dr. W. van Gulik setzt die Arbeiten am dritten Bande der **Hierarchia catholica** nach der früher bezeichneten Weise fort. Auch die Drucke der Herren P. Fr. Ehrle, Dr. Göller gehen regelmäßig weiter; das Buch von Prof. Dr. Meister über die päpstlichen Geheimschriften ist im Satze bereits vollendet mit Ausnahme der Geheim-Alphabete, die ein ganz eigenes Verfahren erfordern. Der Druck des zweiten Diarienbandes durch Prof. Dr. Merkle hat begonnen und wird durch die Verlagshandlung sehr eifrig gefördert.

Rom, 26. Dezember 1905. Msgr. Dr. Ehses.



V. Ein Grundproblem aus Luthers Seelenleben.

Göttliche Sendung, dämonische Anfeindung.

Vortrag von Prof. H. Grisar S. J. auf der Generalversammlung der Görresgesellschaft 5. Oktober 1905.

Wer den Beginn der unseligen Glaubensspaltung des sechzehnten Jahrhunderts vom psychologischen Standpunkt betrachtet, stößt auf mancherlei ungelöste Probleme. Als psychologisches Grundproblem darf man eine Erscheinung betrachten, die einen wahren Motor der Zeit bildet. Sie zieht als größtes aller Rätsel den Blick des Forschers mächtig an. Ich meine den ernstlichen, stets wiederholten Anspruch der neuen Lehrer, dem sich Ungezählte willig unterwerfen, von Gott gesendet, und den Anspruch der neuen Dogmen, durch eine Art Offenbarung der Welt gebracht zu sein; ferner die tief in die germanische Welt eindringende Idee, die damit zusammenhängt, nur der Teufel feinde das neue Licht an, den Teufel gelte es zu bekämpfen. Diese zwei eng verbundenen Gedanken, Sendung durch Gott für eine himmlisch legitimierte Wahrheit und Anfeindung durch den Teufel, sie treiben mit Hast und Leidenschaft den Pulsschlag der neuen Glaubensprediger, sie hallen aus den Sermonen, Schriften, Flugblättern und Korrespondenzen übereinstimmend heraus.

Besonders aber ist es die im Vordergrund erscheinende Person des Wittenberger Lehrers, welche beides für sich in Anspruch nimmt. Ja, man muß sagen: Von ihm geht nicht bloß die Losung der Gottessendung und des Teufelskampfes aus, sondern er konzentriert

das eine und das andere in sich. An seiner göttlichen Sendung nehmen die übrigen nur teil; zu dem fürchterlichen Teufelskampfe, den er durchfechten muß, sind sie nur als Helfer berufen.

Die Weite des Themas und die Enge der Zeit nötigen mich, auf Luther allein die heutige Erörterung des psychologischen Problems einzuschränken. Er selber wird ja, sobald man ihn psychologisch betrachtet, zum vornehmsten Problem der ganzen gärenden, verworrenen, unglücklichen Zeit.

I.

Man darf die außerordentliche Erscheinung der Person Luthers nicht verflachen; man muß sie nicht bloß mit ihrer genialen und titanischen Kraft nach außen nehmen, wie sie ist, man muß vor allem ihr einzigartiges Seelenleben nach Gebühr bewerten. Einer verflachenden Auffassung begegnet man aber häufig zunächst auf seiten der modernen protestantischen Theologie. Sie geht gern sachte vorüber an den schroffsten Ansprüchen Luthers auf Gottesgesandtschaft und Offenbarungen und an dem unzeitgemäßen Ringen mit dem Teufel, selbst dem sichtbaren. Das gilt hauptsächlich von der Schule Ritschls. Luther wird da fast nur zu dem glücklichen Theologen, der, wenn auch auf schweren innern Lebenswegen und durch mühevolle Schriftforschung, endlich zum Besten der Welt wiedergefunden habe, wie man einen „gnädigen Gott" erhalte, der aber vor allem die Freiheit der persönlichen religiösen Ueberzeugung zurückerobert und die moderne Selbständigkeit des Individuums grundgelegt habe. Also Glaubensfreiheit? Wir werden heute gelegentlich sehen, wie Luther mit dröhnender Stimme, sagen wir mit Lutherzorn protestiert haben würde gegen jeden Nachkömmling, der den Finger auch nur an einen einzigen Artikel des Kredos legt. Hier müssen wir unseren historischen Luther gegen seine neuesten Freunde verteidigen. Seinen Ruhm setzte er darein, unerbittlich, ausschließlich und wie ein Gebirgsfelsen starr dazustehen, zum Schutze des apostolischen Bekenntnisses und besonders natürlich zur Wehr für die durch seinen Mund göttlicherseits verkündeten Wahrheiten vom Glauben allein ohne Werke und von der Schrift allein ohne Papstkirche und ohne Tradition der Väter.

Aber auch in der katholischen Literatur wird Luther bisweilen verflacht. Verflachung ist es, wenn man an die Stelle seiner falschen Lebensidee ganz und gar äußerliche Motive setzt, Streitlust, Stolz, Eigenwille, Sucht nach Ruhm oder nach Befriedigung der Sinnlichkeit; wenn man in der Verhandlung über ihn stehen bleibt bei gewissen sittlichen Mängeln seiner Person, deren ja freilich genug vorhanden sind, statt psychologisch ihm auf den Grund zu dringen. Utilitätsrücksichten der Polemik dürfen bei unseren Studien nicht den Ausschlag geben; und man wolle ja nicht vergessen, daß die heutigen Gegner bereitwillig große Fehler in Luther zugestehen, aber doch ihre Gründe zu haben glauben, ihn als Heros zu feiern. Es dürfte gleichfalls nicht eine normgültige Behandlung Luthers sein, wenn man seine verschiedenen theologischen Irrgänge allzu ernst nimmt und mit Akribie jeder doktrinellen Position nachgeht, die er unter beständigem Wechsel und ohne Scheu des eigenen Widerspruches einnimmt je nach Bedarf des Streites oder auch je nach dem Zuge seiner ihn selbst verführenden Rhetorik. Auch daß er zu seiner Beglaubigung keine Wunder und Weissagungen anführen kann, braucht man wahrhaftig nicht zu beweisen. Ich rede hier nicht von den populären Kontrovers- oder Belehrungsschriften.

Für den Historiker kommt es darauf an, kalt und nüchtern die abnormen Ansprüche, die Luther der fünfzehnhundertjährigen allgemeinen Weltkirche gegenüber auf Gottessendung erhebt, und die außerordentliche dämonische Anfeindung, die er beständig leiden will, zu erklären und verständlich zu machen. Das ist keine Polemik, das ist ein auf wissenschaftliche Methode gegründetes Studium. Es ist auch keine Theologie, sondern kritische Profanarbeit. Zugleich bin ich der festen Ansicht: wenn ich die Resultate solcher von mir

unternommenen Arbeit hier vorlege, würde jedes polemisch scharfe Wort diese Versammlung sehr verunzieren. Ich will nicht im entferntesten Andersgläubige beleidigen. Aber ebenso sind wir alle mit Recht der Meinung, daß die Görresgesellschaft zur Pflege katholischer Wissenschaft nicht auf das Recht verzichten kann, die vielerörterte Person Luthers voll und ganz und nach allen Seiten hin zum Gegenstand gelehrter Erörterung in ihrer Mitte machen zu lassen.

Zu den psychologischen Resultaten bei Döllinger, Janssen und Denifle ist manches verbessernd nachzutragen. Denifle selbst würde in der Fortsetzung seines Werkes sich sicher mehr auf die Psychologie Luthers verlegt und verschiedene seiner Aufstellungen vertieft oder eingeschränkt haben, wenn nicht der Todesengel das arbeitsvolle, in glühender Verteidigung der Kirche erschöpfte Leben hier zu München abgeschnitten hätte.

Zunächst müssen wir uns den mysteriösen Charakter der Gottesgesandtschaft und der Offenbarungen Luthers genauer vergegenwärtigen; sodann ist das Nötige zur psychologischen Erklärung aus seinem Geistesgange beizubringen.

In eine mysteriöse Welt versetzt Luther uns mit mancherlei bisher zu wenig beachteten Aussprüchen. Er sagt nach der erst in der Ausgabe von Lauterbachs Tagebuch bekannt gewordenen Quelle: „Mir wurde unter dem Fluche des ewigen Zornes angekündigt (interminatum est), daß ich an dieser Lehre auf keine Weise zweifeln dürfe.“ „Ich habe schreckliche Visionen gesehen,“ sagt er in einer amtlichen theologischen Verhandlung zum Abgesandten der Straßburger, Casel, der es protokolliert, vidisse se visiones horibiles, auch Engel habe er oft gesehen; er habe „den Schauder des Todes“ durchgemacht, während sein Geist die Lehren aufnahm. In „todesähnlichen inneren Leiden“ sei er gelegen, versichert er in einem Briefe von der Wartburg, und in die schauerlichsten Tiefen der Mystik sei er geführt worden. „Willst du wissen,“ schreibt er an Melanchthon, „wo, wann und wie wir göttlicher Mitteilungen gewürdigt werden? Wenn eintritt, was geschrieben steht: »Wie ein Löwe hat er alle meine Gebeine zerschmettert« (Is. 38, 13) und »Mein Leben hat sich genaht dem Reiche der Toten« (Ps. 87, 4). Gottes Majestät kann nicht mit dem alten Menschen vertraulich reden, ohne vorher zu töten . . . Die Träume und die Gesichte der Heiligen sind schreckhaft, wenigstens nachdem sie verstanden sind.“

Auf göttliche Mitteilung, deren er gewürdigt worden, will der bestimmte Ausdruck „Offenbarung“ hinweisen, den er viel öfter braucht, als man anzunehmen geneigt ist.

„In dieser Schule (von Wittenberg),“ sagt er, „hat Gott sein Wort geoffenbart . . . Alle, welche uns fliehen, sind vom Glauben abgefallen.“ — „Obgleich Gott es einem gegeben und befohlen hat,“ sagt er, „das Evangelium zu predigen, so finden sich dennoch andere, auch unter den Schülern, die es besser wissen wollen.“ — Ferner anderswo: „Durch seine Gnade hat Gott mir diese Lehre geoffenbart.“ — Und wieder: „Durch Offenbarung Gottes bin ich wie ein Gegenpapst dazu berufen, dieses Reich des Fluches (das Papsttum) auszurotten.“ Darum, so versichert er, sei ihm der „Heilige Geist gegeben“, zu lehren, was er lehre. Johannes Cochläus fragte ihn, um seine Sicherheit zu schrecken: „Hast du denn deine Lehre durch Offenbarung?“ Luther dachte einen Augenblick nach, und dann sprach er beherzt: „Ich habe sie durch Offenbarung . . . das leugne ich nicht.“ An mehreren späteren Stellen bezeichnet er auch den Ort im Wittenberger Kloster, auch den Turm usw., wo die überirdische Erleuchtung hauptsächlich stattfand, und sagt, während seines tagelangen angstvollen und aufgeregten Nachsinnens über die Stelle „Der Gerechte lebt aus dem Glauben“ sei sie ihm zuteil geworden.

Nun leugnete er aber doch bei anderer Gelegenheit, Offenbarungen und Visionen gehabt zu haben. Es war, als die Wiedertäufer ihn mit ihrer Schwarmgeisterei in die Enge brachten. Sie spielten ihre Offenbarungen aus, und da sah Luther mit sehr praktischem Blicke, daß es besser sei, sich von diesem Felde zurückzuziehen. Da stellte er ihnen

um sie zu überwinden, anstatt des inneren Wortes das sog. äußere Wort entgegen, d. h. er steifte sich darauf, daß das Wort der Bibel allein für ihn sei. Aber was sehr bemerkenswert ist, selbst in diesem beginnenden Streite machte er den ersten Anlauf gegen Karlstadt und die Schwärmer mit den eigenen Offenbarungen, und später fiel er auch wiederholt in diese unentbehrliche Taktik zurück. Er beansprucht wenigstens, ihm sei zuerst die Sendung von oben für die neue Lehre zugeteilt worden: „Ich bin ja der erste, den Gott auf diesen Plan gesetzt hat . . . Ich bin der gewest, dem es Gott zum ersten offenbaret hat, Euch solch sein Wort zu predigen und anzusagen." Nur, wenn jemand „etwas mehr offenbaret werde", will er „folgen". Inzwischen hat er die „Erstlinge des Geistes" (primitiae spiritus) erhalten, auf ihn muß man hören. „Geist hin, Geist her," rief er da gelegentlich, „ich habe auch Geister gesehen!" Diese Schwärmer, dabei blieb er immer, haben nichts aufzuweisen von dem Siegel der inneren Aengste und Schmerzen, unter denen seine Lehre geboren wurde; diese Theologie des geistigen Todes, die „Theologie des Kreuzes", kennen sie nicht, wie er sie nennt. Was weiß Karlstadt und sein Anhang von dem „göttlichen Geborenwerden und häufigen Sterben und der durchkämpften Höllenpein"?

So bestand er auf dem göttlichen Ursprung seiner Lehre und Sendung. Würde er aber wirklich dafür gestorben sein, wie er öfter versichert? Ich glaube zu gewissen Zeiten unbedingt ja. Er hätte Hus nachgeahmt. Zu bestimmt beteuert er Todes- und Leidensbereitheit in den vertrautesten Freundeskreisen, unter Herzensergießungen, die wohl Illusion, aber keine Heuchelei sein können. Der Spott von gewisser Seite ist nun einmal nicht am Platze. Ich nehme Luther ernster in dieser Beziehung, als viele heute noch. Er wäre zumal nach den düsteren Monaten auf der Wartburg, wo seine Geistestaufe war, imstande gewesen, das Lebensopfer zu bringen; ferner namentlich nach seinem Siege in den Teufelskämpfen von 1527 und 1528, wovon später; dann in der Hochflut seines Zornes während seines Aufenthaltes auf der Koburg zur Zeit des Augsburger Reichstages. „Ich habe nichts," schreibt er schon frühe einem alten Freunde, „als meinen schwächlichen und gebrechlichen Leib, um ihn hinzugeben. Nehmen sie mir das Leben, so kürzen sie mir um ein oder zwei Stunden das irdische Dasein, aber die Seele werden sie nicht nehmen."

Mit furchtbarer Gewalt hat er es eben sich in die Seele zu prägen gewußt: „Daß ich das rechte und reine Wort Gottes lehre, dafür setze ich meine Seele zum Pfande und will auch darauf sterben . . . Glaubst du es nicht, so wirst du verdammt." Er glaubt, was er tue, sei „Rat und Tat Gottes"; und wer abweicht von seiner Lehre, der begeht eines der „höchsten, schändlichsten und schädlichsten Laster auf Erden". — „Ich will meine Lehre ungerichtet haben von jedermann, auch von allen Engeln; denn sintemal ich ihr gewiß bin, will ich durch sie euer und auch der Engel, wie St. Paulus spricht (Gal. 1, 18), Richter sein, daß wer meine Lehre nicht annimmt, daß der nicht möge selig werden."

„Wenn dem Oberlehrer," heißt es bei ihm, „etwas geoffenbart wird," dann hätten die anderen zu schweigen, nach Paulus (I. Kor. 14, 30). Jedoch diese Gegner alle, Schwarmgeister samt Papisten, sind nach seinen in den grellsten Formen wiederholten Versicherungen ihrer Sachen gar nicht gewiß, können es auch gar nicht sein. Eck und Cochläus und alle seine Widersacher, der Papst an der Spitze mit sämtlichen Bischöfen, sie reden gegen ihr besseres Wissen und Gewissen; im Inneren geben sie Luther recht, aber nach außen müssen sie gegen ihn pochen. „Nu werden doch aufs klärste aus der Heiligen Schrift die Artikel der reinen Lehre erweiset," und „doch hilft nichts bei ihnen". Aber weicht man auch den Gründen nicht, sagt er, „ich bin je gewiß, daß mein Wort nit mein sondern Christi Wort sei". Wie wird man so gewiß? Die Antwort lautet in der früheren Zeit: „Der Geist wird seiner Sachen gewiß." In der späteren Zeit aber, als

die Position des Geistes auch von anderen eingenommen war, ruft er (und nach dem früheren verstehen wir den Ruf): Im Besitze des Wortes bin ich, das geschrieben ist, und da „wollt ich gar nicht, daß ein Engel zu mir käm, denn ich glaubt ihm doch nicht itzt". Mit einer Selbsttäuschung, die uns unbegreiflich ist, wollte er nicht sehen, daß andere genau dasselbe Recht hätten, das geschriebene Wort auszulegen, wie er. Er selbst hatte ehedem die Freiheit der Auslegung in den extremsten Formen proklamiert.

Wir kennen die anderen Einwürfe seiner katholischen Gegner. Aber ihn schreckten gar nicht die ungeheuren W i d e r s p r ü c h e seines Systems von Glauben und Gnade, die Unmöglichkeit, die er selber genug inne wurde, fest zu glauben an die eigene Heiligung ohne selbsttätige Werke und bloß durch äußere Zurechnung einer fremden Heiligkeit, nämlich der Heiligkeit Christi. Ihn schreckten auch nicht die Einwürfe gegen die von ihm gepredigte Unfreiheit. Im Gegenteil, nach Luthers Art sich selbst übertrumpfend, sagt er, wenn ihm Gott auch einen freien Willen anböte, er wolle ihn nicht: **Nollem mihi dari librum arbitrium**. Es ist dies die Lehre, von der Melanchthon nach dem Tode Luthers erklärte, daß ihre Vertreter ins Zuchthaus gehörten.

In der Idee seiner göttlichen Sendung läßt sich Luther auch nicht stören durch die Folgen seines Werkes, die m o r a l i s c h e n R u i n e n vor seinen Augen, die sich so hoch türmen, daß er nur in der Verkündigung des kommenden Weltendes einen Ausgang findet. Trotz der Auflösung Deutschlands, dem er selbst den bevorstehenden blutigen Untergang kündet — weil es ihm nämlich nicht glauben will — ruft er: „Es falle nur alles in Trümmer." Man anerkenne, daß ich „einer der Apostel und Evangelisten in deutschen Landen bin, von Gott verordnet", der lehrt „von Gott Gnaden", welchen Namen „soll mir der Teufel in Ewigkeit nicht vertilgen".

Die Nähe Gottes durchzittert ihn gerade in den unerhörtesten Ergüssen seiner Wut gegen den Papismus und dessen Verteidiger. Eine bedenkliche psychologische Erscheinung!

Eine bedenkliche Erscheinung ist es auch, wenn er fast wie im Größenwahne versichert: „Vor mir hat man nichts gewußt," und wenn er dieses rhetorisch **per partes** ausführt. Aehnlich ruft er: „Durch mich hat die Welt mehr gelernt, als sie durch tausend Konzilien hätte lernen können." Als Kraftmensch mochte er sich ja wirklich allen seinen Gegnern überlegen fühlen; keiner von allen führte wie er die Feder im Streite. Aber er hält es auch nicht für Größenwahn, selbst die gefeiertsten kirchlichen Geister aller Zeiten tief unter sich zu stellen und ihrer gelegentlich zu spotten; nur daß er allerdings sagt, die wunderbaren Gaben habe ihm Gott gegeben.

Er hat alles, was kommen soll, erfüllt; der A n t i c h r i s t ist durch ihn entlarvt; das Ende der Welt kann ruhig eintreten; ja es muß jetzt kommen, weil nach der Schrift die Entlarvung des Antichrist das Zeichen des Weltendes ist.

Wie hat er aber den Antichrist enthüllt und unschädlich gemacht? Nun, niemand in der ganzen Geschichte hat dem Papsttum, denn das ist ja der Antichrist, solchen Schaden mit gewaltiger Hand zugefügt, wie er. Er meint es niedergeworfen zu haben für immer. Dieser g r o ß e E r f o l g ist für ihn das höchste Argument seiner Sendung von oben. Wie oft schreibt er: Was Kaiser und Könige nicht konnten, das habe ich armer Luther fertig gebracht, eine solche ins Riesige gewachsene Niederlage des römischen Drachens! Das hat durch mich Christus getan, der nach dem Bibelwort mit dem Hauche seines Mundes jetzt sichtbar den Antichrist hinwegrafft. Wie wenig habe ich mich eigentlich anstrengen müssen. Um so leuchtender der Beweis für meine Sendung. — „Das Wort Gottes hat (so wörtlich die bekannte Stelle aus seinen Predigten) wenn ich geschlafen hab', wenn ich Wittenbergisch Bier mit meinem Philippo (mit Melanchthon) und Amsdorf getrunken hab, also viel getan."

Die Raschheit des schrecklichen Abfalles in Deutschland ist allerdings etwas Erstaunliches; sie ist ein Anblick, der den Beobachter erstarren macht; aber sie ist, nach ihren Ursachen betrachtet, weder eine göttliche noch eine menschliche Beglaubigung von Luthers Werk. Sie erklärt sich nicht bloß aus Luthers wirklich großen Anlagen und verhängnisvollen Kräften, mehr noch aus den morschen Zuständen des deutschen Kirchenlebens, die uns niemals warnend genug zum Bewußtsein kommen.

Vom niedersten Volke an mit seinem Mangel an Unterricht und seiner vielfach veräußerlichten Religionsübung bis hinauf zum verweltlichten und saumseligen Episkopate und bis zu den Fürsten und Magistraten voll von Willkür in kirchlichen Dingen fand das Sturmwort des Wittenberger Lehrers alles nur zu gut vorbereitet. Es bedurfte kaum der skandalösen Umstände des römisch-mainzer Ablasses, um die Unbotmäßigkeit zu entfesseln und dem lauten Appell der neuen Lehren an die vielgestaltigsten Leidenschaften Gehör zu verschaffen. Luthers Erfolge waren aber anderseits bloß negativ: sie sind in klaren Augen keine positiven.

Seine Illusion sieht freilich als weiteren Beweis Zeichen am Himmel und auf der Erde, die für ihn eintreten. Und den Sturz des Papstes rechnet er aus wunderlich mißdeuteten biblischen Prophezeiungen bei Daniel mit einer mystischen Grübelei heraus, die ihn von den ersten Jahren des Kampfes, von der Schrift gegen Katherinus bis zu seinem Lebensende, begleitet. Selbst die vielbesprochenen Mißgeburten des Mönchskalbes und des Papstesels verschmäht er nicht, um das Ende des Antichrist und den Weltuntergang zu verkünden. Nun wird ja seine Schrift an das deutsche Volk über das Mönchskalb neuestens vom protestantischen Lutherbiographen Hausrath in Heidelberg als Scherz hingestellt. Aber nein, sie ist ihm blutiger Ernst! Jede Seite zeigt es, namentlich der düstere Schlußhinweis auf Gottes Gericht. Man sollte doch Luther nicht verflachen! Das Kalb ist laut ihm darum von Gottes Allmacht mit einer Art Mönchskutte statt des Felles auf die Welt gesetzt worden, damit die Möncherei des Papsttums am Ende der Tage entlarvt werde und damit die gläubigen Christen aus der Gestalt des Nackens, der Beine, des Schwanzes (er erklärt ja durch lange Seiten alles im einzelnen) die mystischen Warnungen vor Mönchtum und Papsttum entnehmen. In Summa, das Kalb verkündet das Gericht. Das Gericht Gottes mit seinen Schrecken bohrte sich überhaupt mehr und mehr in seine Phantasie ein. Er versichert, im Schlaf die furchtbare Szene des letzten Gerichtstages durchzumachen. Der Teufel, sagt er, könne ihn durch Schreckensträume so ängsten, „daß der Schweiß im Schlafe angehet"; so sei „der Satan auch beim Schlaf der Menschen"; „es seindt aber auch Engel darbey".

II.

Ehe wir zu den Verfolgungen durch den Teufel kommen, müssen wir uns mit dem psychologischen Elemente seiner halb leiblichen, halb geistigen Angstzustände näher bekannt machen. Hier liegt einer der Schlüssel zur Erklärung seines Geisteszustandes; verschiedene Aeußerungen, die wir schon von ihm vernommen haben, enthalten Fingerzeige auf dieses dunkle Gebiet.

Die historischen Mitteilungen darüber führen, kurz gesagt, zur Annahme einer seit früher Zeit vorhandenen Krankheit. Es war eine psychische Verstimmung, die ihm bedauernswerte Leiden schuf und an der er wohl kaum Ursache war, noch weniger der Teufel, obwohl er diesem alles direkt zur Last legt. Das eigentliche Wesen des Krankheitszustandes wird wohl für immer verhüllt bleiben. Derselbe äußerte sich namentlich in periodischen Angst- und Beklemmungsanfällen, wobei ihm die Brust, selbst bis zum Gefühl unmittelbarer Todesgefahr, zusammengeschnürt werden konnte. Die physische Angst verband sich leicht mit erschreckenden Vorstellungen aus dem moralischen Gebiet, zum Bei-

spiel mit furchtbaren Selbstvorwürfen, besonders nach seinem Abfalle. Wir finden zugleich, daß als drittes Element eigentliche Versuchungen, offenbare und sehr starke Reizungen zum Bösen sich mit hineindrängen, wie zum Beispiel gotteslästerliche Gedanken der Verzweiflung.

Er selbst und seine Freunde bezeichnen die Anfälle mit den Ausdrücken Terrores, horrores; Schwermut heißen sie beim Arzte Ratzeberger, seinem Freunde; bei Luther am häufigsten Anfechtung, weil er auf ihre leibliche Seite weniger Gewicht legt und ihre Wirkungen von seinen tatsächlichen oder vermeintlichen Tentationen durch den Teufel nicht unterscheidet. Einmal erhalten sie aber auch bei Luther in einer durch Kroker neu bekannt gewordenen Stelle zusammen mit den Gewissensängsten den Namen „Krankheit des Geistes“ (Morbus spiritualis). Als er seinen Zustand also benannte, im Jahre 1537, hatte er vierzehn Tage fast ohne Speise und Trank im Angstkampfe zugebracht. Körperlich angegriffen, hatte er zugleich mit dem Gefühl gänzlicher Verwerfung vor Gott gerungen.

Schon lange vor seiner Trennung von der Kirche litt er seltsame Angstzustände, z. B. bei seiner ersten heiligen Messe, wo er im Schauer vor der großen Handlung vom Altare hinabeilen wollte, bis man ihn hielt; dann bei einer Prozession mit Staupitz, wo er in der Nähe des Allerheiligsten von ähnlichen Schrecken bestürmt wurde. Wenn man seiner Versicherung glauben dürfte, wäre er sogar im Kloster beim bloßen Anblick des Kruzifixes öfter wie durch einen Blitz von Furcht und Entsetzen befallen worden. Er hätte dann den Teufel eher ansehen können als den Heiland. Das Wort Jüngstes Gericht hätte allein schon große Aufregung in ihm hervorgerufen; alles Zustände, die in der Psychiatrie und der pathologischen Beichtpraxis nicht unbekannt sind, und die von einem verständigen Arzte in manchen Fällen geheilt werden können, die hingegen nicht notwendig auf Schuld oder böses Gewissen oder gar auf dämonische Wirksamkeit oder Besessenheit schließen lassen müssen.

Auf dem Chore des Klosters stürzte er einst, während man das Evangelium sang, und zwar das vom geheilten Besessenen, unter Konvulsionen zu Boden. Seine Mitbrüder berichten davon. Er rief dabei wiederholt: „Ich bin es nicht,“ nämlich der Besessene. Wegen seines singulären Wesens hielten ihn manche seiner Klostergenossen tatsächlich für einen Besessenen, andere für einen Epileptiker.

Melanchthon sagt an einer wenig beachteten Stelle, jene eigentümlichen Schauer (terrores), die ihn später öfters beim Gedanken an Gottes Gerichte überfallen hätten, bis zum Zittern und Wimmern auf dem Bette, hätten in ihm auch schon getobt beim ersten Gelübde des Klostereintrittes. Luther will selbst durch Schrecken vom Himmel ins Kloster geführt worden sein. Die dunklen äußern Anläße des Eintrittes wurden oft erörtert. Der Blitzschlag in seiner Nähe ist sicher.

Das in Aufregung gemachte Gelübde, Mönch zu werden, war übereilt; echter Beruf war nicht vorhanden, der starre Entschluß, im Kloster zu bleiben, ein Unglück. Man hätte ihn nicht zur Profeß zulassen sollen, zu der er sich ganz frei entschloß, denn jegliche Eigenschaft zum friedlichen Klosterleben gebrach ihm. Er gab sich immerhin einige Jahre wirkliche Mühe und fühlte sich anfangs glücklich, aber die unheimliche innere Angst brach immer wieder durch, nach den von ihm erzählten Einzelheiten zu urteilen, die nicht wohl erfunden sein können. Es vermochte ihn niemand im Kloster zu verstehen, wenn er über Furcht klagte und über „erschreckliche und dräuende Gedanken“ (horrendae et terrificae cogitationes). Kam er mit diesen leidensvollen Einbildungen, so sagten ihm die erfahrensten Brüder: ich weiß nicht. Staupitz sagte ihm unvorsichtig, diese Leiden seien ein Zeichen, daß er zu Großem berufen sei. Pollich, der Lehrer der Wittenberger Universität, spricht von den wunderlichen Phantasien des Bruders mit den tiefliegenden Augen, ähnlich wie später Kardinal Kajetan.

Durchaus unglaubwürdig ist freilich der Roman über seine eigentümliche Heiligkeit im Kloster, den Luther erst seit 1530 ausspann. Diese außerordentlichen Bußübungen, diese falsche Selbstheiligkeit in ausgesuchten äußeren Werken haben nicht existiert. Ich habe zu gleicher Zeit mit Denifle gezeigt, daß solches Zerrbild eines verirrten Werkheiligen, auf das Jarcke, Döllinger und andere zuviel zur Erklärung seines Umschwunges gebaut haben, von Luthers eigenster Phantasie erfunden ist, als Angriffsmittel gegen die katholische Werklehre, worin er selber „ersoffen" gewesen zu sein vorgibt. (Lit. Beil. der Köln. Volksztg. 1903, Nr. 44.) Aber die wirklichen mißverstandenen psychischen Leiden mögen, das ist meine Meinung, ein Substrat für die Erfindung abgegeben haben.

Das Richtige ist, daß er einige Jahre in mittelmäßigem Eifer das Klosterleben mitmachte, daß er wohl auch hier und da an Skrupeln litt — etwas Gewöhnliches — daß er dann aber stark zu verweltlichen anfing, wozu insbesondere auch seine Romreise und das Beispiel der Aergernisse in der Stadt eines Alexander VI. beitrugen. Das Richtige ist ferner, daß er als angehender Wittenberger Professor mit seiner gewaltigen Zunge und seiner ungebändigten Vehemenz einen Krieg gegen die sogenannten observanten Brüder und die Regeln seiner Ordenskongregation anfing, was Denifle zu wenig hervorgehoben hat, ein Krieg, den er bis auf Katheder und Kanzel trug, unter Ausfällen gegen monastische Tugendübung, gegen vermeintlich äußerliche Auffassung der Religion und ihrer guten Werke, auch schon gegen den von ihm unnötig hoch aufgebauschten kirchlichen Verfall in allen Kreisen. Bekannt ist, daß er seit 1514 und 1515 bereits in sein falsches theologisches System bezüglich der guten Werke und der Rechtfertigung sich einbannte; es war zwei bis drei Jahre vor der Veröffentlichung der Wittenberger Thesen.

Die Hauptrolle bei dieser traurigen Entwicklung fällt seiner Erkältung im praktischen Glaubensleben zu. Es ist der gewöhnliche Weg, der zur Trennung vom Kirchenleben führt. Andere Faktoren können hier der Kürze halber nur erwähnt werden, wie der ihn fortreißende stolze Drang, auf biblischem Wege Neues auf die Bahn zu bringen gegenüber der Scholastik, deren große Koryphäen er nicht einmal kannte; die Umschmeichelung des jungen Lehrers von einzigem Talente und von unglaublichem Selbstgefühle durch bedeutende, mit der Zeit unzufriedene Männer und durch kurzsichtige Obere, wie namentlich Staupitz; dann der Einfluß von falschen Sätzen Okkams, nach welchen er sich selbst als Okkamist bezeichnet, und der Ueberdruß an der wirklich gesunkenen Schultheologie, in der er erzogen wurde.

Aber jene krankhafte Angst, jenes Vernichtungsgefühl, wovon wir zu reden begonnen?

Auch dieser Zustand leistete eine verhängnisvolle Hülfe zum Zustandekommen der lutherischen Speziallehre, die so viel wie Vernichtung des Menschen zur Ehre der Gnade Gottes sein wollte. Ich möchte sogar der Einwirkung solcher Leiden gleich den zweiten Platz hinter seiner praktischen Abwendung von den guten Werken zuschreiben. Man kann nämlich erkennen, wie Luther förmlich seinen unverstandenen psychischen Leidenszustand in das System einflicht. Das ganze System ist, wie man mit Recht gesagt hat, persönlich, aber durch den gedachten Umstand wird es noch persönlicher. Luther erklärt nämlich, geleitet nur durch die allersubjektivsten Empfindungen und Erfahrungen, der Mensch könne gar keine Ruhe in seinen Seelenängsten finden, als wenn er sich einfach mit Christi Verdiensten bedecke durch den Fiduzialglauben; wenn er aber selbst etwas tun wolle, so könne er den Schauern vor Gottes Gericht, der Bangigkeit und dem im Inneren wühlenden Teufel nicht widerstehen. Also Selbstvernichtung, Ergreifung Christi, und dann hinweg mit aller Furcht! Luther will dem falschen unverstandenen Furchtgefühl entfliehen, und

siehe, er wirft die wahre Furcht von dannen, die doch ein lobenswertes Motiv des guten Handelns ist.

In den kritischsten Jahren seines Lebens wendete er sich den Mystikern zu. Er meinte da ungeahnte Aufschlüsse über seine inneren Zustände zu finden. Leider waren es nicht die geistesklaren, edlen und nahrungsvollen mystischen Schriften, bei denen er hauptsächlich stehen blieb, sondern ungesunde spätere Auswüchse, wie die sogenannte deutsche Theologia, das erste von ihm veröffentlichte Buch. Mit solchen Schriften in der Hand bestätigte er sich seine Gedanken von Selbstvernichtung und reiner Passivität unter dem Wirken Gottes. Ebenso gierig wie irrig wendete er auf sich die Lehre der Mystiker an, geistige Todeszustände seien oft ein Durchgangstor zu hoher Berufung für ganz auserwählte Seelen.

Er kann in der Sprache der höchsten Mystik reden: „Ich kenne einen Menschen (novi hominem)" sagt er einmal, wie mir scheint, von sich selbst, „der öfter und jedesmal in allerkürzester Zeit (also vorübergehende Anfälle) Peinen durchgemacht hat, die so groß und höllisch sind, daß keine Zunge es aussprechen kann. Würden sie nur den zehnten Teil einer Stunde dauern, so würden alle seine Gebeine in Asche verwandelt. Da erscheint Gott schrecklich erzürnt und mit ihm die ganze Kreatur, da spricht der Mensch unter Schluchzen: Verworfen bin ich, o Herr, vor deinen Augen. In diesem Augenblicke kann die Seele selbst nicht an ihre Erlösung glauben (aber sie kann doch immer daran glauben), sie fühlt eine ewige Ueberschwemmung über sich hinweggehen und trinkt nichts anderes, denn ewige Pein. Denen, die es erfahren haben, muß man die Höllenqual glauben." Diese Worte sind nur ein Auszug aus dem Redestrom der langen Stelle. Das Verhängnisvolle ist, daß er vermeint, nun an inneren Prüfungen Petrus und Paulus gleich zu sein und dem durch Gottes Dräuen erschreckten Psalmisten nachzufolgen mit einer solchen „apostolischen Gabe, oft im Tode zu liegen" — ja anscheinend im Tode zu liegen.

Als etwa um die Jahre 1523—24 (die Zeitbestimmung nach Kawerau) einige Freunde ihn zu Wittenberg besuchen wollten, fanden sie ihn nach der Erzählung des Arztes Ratzeberger in seinem Zimmer ohnmächtig am Boden liegen, „von Schwermut und Traurigkeit übereilt", und konnten ihn nur mit Mühe durch Speise und Musik „wieder auffrischen". Er hatte mehrere Tage nichts genossen. Die über ihn hereinfallende „Schwermut" hatte aber nach dem genannten Arzte, einem Kenner seiner Zustände, öfter solche Wirkungen von Ohnmachten. Merkwürdig war bei jenem genannten Falle die Bitte Luthers an die Freunde, häufiger wiederzukommen, um zu musizieren, „weil er befunden", heißt es, „daß, sobald er Musikam hörete, sich seine Tentationes und Schwermut enderten."

Beim todesgefährlichen Krankheitsanfalle im Jahre 1527 bildeten wieder die Ohnmachten die Hauptbesorgnis seiner Freunde. Zuerst kam im Januar Beengung und Angst der Präkordien, so beschreibt er selbst es; dann im Juli die schwerste „geistige Anfechtung" wegen Gewissensvorwürfen und Furcht der Verwerfung, die er jemals erduldet, mit Verlust des Bewußtseins; dann Ohnmachten und Ohnmachtsgefahren mit mächtigem Brausen im Kopf durch verschiedene Monate, während deren ein fast herzzerreißendes Ringen mit Angst und religiöser Verzweiflung von ihm in seinen Freundesbriefen beschrieben wird, der entsetzlichste Kampf seiner Seele, den wir kennen. Er besteht ihn aber schließlich mit entschlossenem Trotze gegen sich selbst und den Teufel (denn die Gewissensängste erklärt er ebenfalls für Teufelsstimmen), um sich in die feste Burg Christi und seiner eigenen Gottesgesandtschaft zurückzuziehen. Die Abfassung seines Liedes Ein feste Burg ist unser Gott, fällt gleich nach dieser Zeit. 1530 und 1536 wieder Ohnmachtsgefahren, beziehungsweise Brustbeklemmungen mit Angstparoxysmen um sein ewiges Heil. An Brustbeklemmungen und Apoplexie starb er auch zehn Jahre später, denn der Selbstmord ist bekanntlich eine

läppische Geschichtslüge, deren Entstehung und Verbreitung man in der vortrefflichen Studie von Prälat Dr. Paulus nachlesen kann.

Wir müssen also zum Verständnis Luthers die leiblich-geistigen Uebelstände gewiß nachdrücklich betonen. Wir müssen aber ferner auch die überaus starke Nervosität hinzunehmen, die sich erst infolge der Aufregungen seines öffentlichen Kampfes und infolge des unerhört angestrengten und leidenschaftlichen Arbeitens bei ihm entwickelte. Es wäre jedoch falsch, alle Leiden und etwa auch die Gewissensängste auf Rechnung hiervon allein zu setzen. Auch neuere Protestanten wissen von den psychischen Uebelständen. Julius Köstlin verschweigt es auch in der neuesten, fünften Auflage nicht, daß gerade solche Leiden für Luther einen Stützpunkt bildeten, von dem aus, so sagt der Verfasser in seiner Sprache, „er mutig weiter vorging". Diese Bemerkung knüpft Köstlin an gewisse geheimnisvolle Worte Luthers an, worin er die schließlichen Ermahnungen des Staupitz zur Unterwerfung unter die Kirche zurückweist. Die römischen Vorladungen, schreibt Luther damals, 1518, machten keinen Eindruck auf ihn: „unvergleichlich schlimmere Dinge leide ich, und halte darum jene Blitze Roms für gering." Die „schlimmeren Dinge" dürften enthalten sein in den schon angeführten exorbitanten Worten über die Todesangst einer von Gott scheinbar verworfenen Seele. Walter Köhler, der bekannte Lutherforscher, urteilte neuestens, die letztere mystische Stelle gebe jedenfalls irgendwie den „Normalzustand" des damaligen Mönches Luther wieder. Mir scheint, „Normalzustand" ist zu viel, aber einen Ausnahmezustand, der bisweilen öfter eintrat, dürfte sie zeichnen.

Die sonderbare Verzweiflungsmystik des Mönches klingt um eben jene Zeit öfter auch aus seinen Briefen an den vertrauten Jugendfreund Johannes Lang aus dem Augustinerorden heraus. Dieser allein auf der Welt, sagt Luther, kenne seine Anfechtungen. Vom Ursprung seiner Lehre aber proklamiert er 1525 in dem Buche De servo arbitrio, das er immer selbst als sein bestes Erzeugnis ansah, er habe aus eigener Erfahrung gefunden, daß „Gott denjenigen zur Hölle führe, den er zum Himmel erheben wolle, und daß er belebe, indem er töte"; wer seine Schriften gelesen habe, „der verstehe das jetzt sehr wohl".

Auch wir möchten glauben, ihn in Betracht seiner Leiden, wenn nicht „sehr wohl", so doch wenigstens einigermaßen zu verstehen. Nur dürfen wir niemals über die gewaltigen Versuchungen hinwegsehen, die er nach seinen eigenen wiederholten Angaben durch Stolz, Streitsucht und Sinnlichkeit erlitt. Er unterlag der Verfinsterung des Gemütes, weil Gebet und Selbstüberwindung ihm allzu fremd geworden waren.

Daß Luther nun gerade seine konfusen Gedanken von der Unwiderstehlichkeit der Begierde im Menschen zum Ausgangspunkte seiner ganzen Lehre genommen hätte, möchte ich nicht behaupten, so sehr auch Denifle alles auf diese Spitze hindrängt. Luther verwechselt oft im Ausdruck das Vorhandensein der unausrottbaren Begierde im Menschen mit der Einwilligung in dieselbe; er fordert aber sich selbst und andere zum Kampfe gegen dieselbe auf, auch in seinen ethisch kritischsten Tagen. Hingegen ist die Mißachtung der guten Werke und die Passivität unter der eingebildeten Gnadenleitung bei ihm ein durchgehender Zug von der ersten Genesis des Abfalles bis zum letzten Toben gegen das Papsttum. Immer fühlt er sich gereizt gegen äußere fromme Gesetze und Beobachtungen, immer schimpft er gegen Fasten und Feste, gegen Kutten und Platten, gegen Meßhalten und Chorplärren und so fort, wie die ermüdend wiederholten Ausfälle gegen die sog. Werkheiligkeit alle heißen. Hier, auf seiten seines Gegensatzes gegen die äußeren Werke, ist eher der Ausgangspunkt zu suchen, in dem ihn dann seine krankhafte Gemütsstimmung befestigte.

Im Papsttum, sagt er, beteten sie fleißig und „hitzig", während wir allerdings kalt sind; aber der Teufel trieb sie. Sie machten Stiftungen, gaben reichliche Almosen, und

wir sind ärmlich an Liebeswerken; aber der Satan hat sie gespornt. Ueber den Teufel habe ich gesiegt.

„Triumphiert habe ich über denjenigen, der in der letzten Kralle mehr Kraft und Schlauheit trägt, als alle Päpste und Könige und Doktoren . . . Meine Dogmen werden stehen, und der Papst wird fallen zum Trotze der Hölle und aller Mächte der Luft und der Erde und des Meeres!" „Gott hat bisher so oft," ruft er, „den Satan unter meinen Füßen zertreten und den Löwen und Drachen zerschmettert!"

Luthers Anfeindungen durch den Satan und die hierüber zu gebende psychologische Erklärung, das ist der Gegenstand, der uns nunmehr beschäftigen muß.

III.

Luther erklärt sich trotz seiner Siege über den Satan für den von teuflischer Macht am meisten Verfolgten in der ganzen Menschheit. Die gegen ihn gerichtete dämonische Feindschaft ist schon früh in seiner Auffassung so stark, so fortgesetzt, so Leib und Seele durchdringend, daß er sich z. B. auf der Wartburg „tausend Teufeln vorgeworfen" nennt. Die Koburg ist wieder „voller Teufel". Jede Stunde möchte ihn der Teufel töten, sagt er; derselbe erwürge ihn bisweilen mit Bibelsprüchen, er verfolge ihn mittels der Hexen. Seine Schüler wissen aus seinem Munde, daß der Teufel „ihm oft das gebrannte Leid angetan hat, welches ihm das Mark aus den Beinen gezogen". Oft habe der Erzfeind ihn „beim Kopfe gehabt". Luther sagt, der Teufel sei ihm „des Nachts näher als seine Ketha"; mit ihm liegt er „in den Haaren" und disputiert mit ihm, „dem gewandtesten Dialektiker"; wohl „ein Fuder Salz" hat er mit ihm gegessen; „er kennt mich und ich kenne ihn wohl".

Warum aber der Satan vor allen Menschen ihn zum Ziel nehmen muß, ist begreiflich. Wenn er den Papst anbeten würde, sagt er, wie die anderen, dann würde er zu „des Teufels lieben Kindern gehören", so aber muß er wegen der Entdeckung des Evangeliums das Toben des Gottesfeindes allen voran aushalten. Der Teufel merkt auch das Weltende, weshalb jetzt auch schon viel mehr Rumpelgeister oder Spukdämonen überall vorhanden sind; der Satan führt ebenso, weil er gegen Luther ist, die Verwilderung der Massen unter dem Evangelium herbei, ja er macht jetzt die Welt und besonders Deutschland zu einer einzigen großen „Mordgrube", wo er seine Herrschaft aufgeschlagen hat, weil — „weil ich die letzte Posaune bin, die auf des göttlichen Schlangentreters Geheiß gegen ihn erschallt".

Der siegreiche „Same des Weibes", so verkündet er, lehrt ihn so sehr dem Teufel und allen seinen Schuppen Trotz bieten, daß er noch dazu selbst „Hörner aufsetzen und den Satan reizen" will, „bis er niedergetreten daliegt". Er ist hier in einem Verfolgungswahne fixiert. Bis in seine gewöhnlichsten Handlungen hinein findet er, wie der Teufel ihm an der Ferse hängt. In seinen verzerrten Gedankengängen gelingt es ihm anscheinend mit der Zeit, sich einzubilden, der Umstand, daß er als katholischer Mönch öfter fromm die Messe gelesen habe, sei des Teufels schrecklichste Waffe gegen ihn; keine Schandtat findet Satan gegen ihn, die größer sei — und doch handelte es sich um eine ihm damals gänzlich unbewußte „Sünde"! Wir können ihm oft kaum noch in den Wirrgängen mit dem Teufel folgen.

Andere Male läßt er mit seinen seltsamen Aeußerungen über den Teufel allerdings nur seiner Rhetorik oder auch seinem Humor die Zügel schießen.

Auf viele unsicher schillernde Aeußerungen über den Teufel und seine Beziehungen zu ihm, die von anderen angezogen wurden, lege ich kein Gewicht. Er liebte das Grelle und Paradoxe in seinen Ausdrücken. Das bemerke ich auch deshalb, weil ich jetzt von den Teufelserscheinungen, die er sich beilegt, sprechen muß.

Eine ganze Anzahl scheinbar hierher gehöriger Stellen, auf die selbst seine ergebenen Schüler, wie Spangenberg, gebaut haben, kann in der Tat nichts beweisen. Luther, heißt es, beschreibe selbst, wie er mit dem Teufel des Nachts über die Messe disputiert habe, wodurch er zu ihrer Preisgabe bestimmt worden. Ganze Reihen von Schriften alter katholischer Polemiker, auch Jesuiten, die einzig dieser vermeintlich echten Erscheinung gewidmet sind, befinden sich auf der hiesigen (Münchener) Staatsbibliothek. Und doch ist es, genau besehen, nur eine gewandte Redeeinkleidung, wenn Luther große Teile seiner betreffenden Schrift von der Winkelmesse in diese sonderbare Form bringt.

Spangenberg will auch, im Alter hätten ihn zwei visierliche Teufel zu begleiten gepflegt, wenn er sich auf dem Hausßöller erging. Aber Luther spricht an der betreffenden Stelle nicht von sichtbaren Teufeln, sondern scherzend von unsichtbaren Mächten, den Verursachern seines Kopfsausens. Der Tintenfleck auf der Wartburg ist bekanntlich ebenfalls nicht historisch; man zeigte vor alters auch andere, nicht minder unhistorische Tintenflecken an anderen sächsischen Orten.

Jedoch um zu historischem, durch Luthers klare Mitteilungen verbürgtem Material zu kommen, das nur der richtigen Auslegung bedarf, gerade auf der Wartburg wurde er nach seiner Behauptung nicht nur im allgemeinen „durch mancherlei Gespenste geplaget", sondern es traten auch vermeinte sinnliche Wahrnehmungen der jenseitigen dämonischen Welt bei ihm ein, für die wohl Halluzination das beste Wort ist. Halluzination freilich dürfte es noch nicht sein, wenn er dort, tief aufgeregt wie er ist, zur Nachtzeit im Bette Nüsse an die Decke seines Zimmers werfen hört, oder wenn er Fässer die Treppen hinabrollen, oder wenn er an seiner Lagerstätte „rumpeln" hört. Dies alles kann noch leichtgläubige Mißdeutung irgend eines wirklich vorhandenen Geräusches sein. Ist etwas Aeußerliches vorhanden, so hat man nur das Fehlurteil, nicht die Halluzination. Aber wie, wenn er ernstlich versichert, im Bette, da er schlafen gehen wollte, den Teufel als großen, schwarzen Hund gesehen zu haben, der verschwand, als er beherzt über ihn sein Gebet sprach? Das ist Halluzination. Und solches hätte sich wiederholt. Einmal hätte er, wollten die Freunde sogar wissen, den Hund eigenhändig zum Fenster hinausgeworfen.

Halluzination nennt ferner der protestantische Lutherhistoriker Kawerau die Erscheinung auf der Feste Koburg, wo Luther des Abends am Fenster den Teufel als feurige Schlange vom Turme herabgleiten und am Boden in Sternesgestalt züngeln sieht. Davon spricht der gleichzeitige Bericht des anwesenden Schülers Veit Dietrich, der ebenfalls etwas gesehen haben will. Gleichwohl könnte hier immer noch ein aus der Burg dringender heller Lichtschein von dem damals in der Phantasie sehr erhitzten Manne gespensterfüchtig erklärt worden sein. Dietrich will allerdings mit Luther absolut, der sichtbare Teufel sei es gewesen, da ja gleich des anderen Tages das immer vom Teufel angestiftete Kopfsausen beim Meister losgebrochen sei.

Wie aber, frage ich wieder, wie kommt man an eigentlicher Halluzination vorüber bei der letzten Teufelserscheinung, die sogar in Luthers Leichenrede von seinem Schüler Cölius eingeflochten wurde? Der verdüsterte, gealterte Kämpfer Luther, voll Aerger, daß ihm der Teufel zu Eisleben nun auch die Versöhnungsversuche zwischen dem Grafen von Mansfeld beständig störe, steht in den Tagen vor seinem Tode am Fenster seiner Wohnung und sieht des hellen Tages plötzlich den Teufel auf dem Brunnentroge draußen sitzen und ihm, wie er den Freunden mitteilt, die Posteriora zeigen. Der Teufel will in der verzweifelten Lage des Friedensgeschäftes seiner noch spotten! Luther erzählt es sofort unter Tränen, wie Cölius dem Volke versichert, also war er wenigstens mit großem Ernst von der Erscheinung überzeugt.

Daß ihm auch die Erscheinung des Teufels unter der Gestalt einer großen schwarzen Sau im angeblich fest verschlossenen Garten zuteil geworden, erfahren wir sowohl aus

einem Bericht von 1548 als aus einer Andeutung seiner Predigten. Er sagte zum Volke, der Teufel ziehe, wie er „selbst gesehen" habe, „zuweilen eine Larve an, als wäre er eine Sau, ein brennender Strohwisch u. dgl.". Die deutschen Tischreden wollen endlich wissen, schon in den Anfängen des Evangeliums sei ihm der Teufel in hellen Strahlen sichtbar unter der heiligen Gestalt Jesu Christi mit den fünf Wunden erschienen, während Luther einmal heftig betete; er habe ihn aber mit der Anrufung Gottes vertrieben. Diese Halluzination ist sonst nicht weiter beglaubigt.

Wir haben auf jeden Fall ein Seelenleben von anormaler Gestaltung vor uns, eine ausgesprochen hyperspiritualistische, exaltierte Anlage. Wie sich mit solcher Anlage die praktische Richtung in Luther einte, davon später ein Wort. Betrachten wir aber jenen falschen Spiritualismus Luthers, so kann es nicht mehr so unverständlich erscheinen, daß ein solcher Geist sich auch die schwindelhaft hohen Vorzüge von unmittelbarer Gottessendung mit Offenbarungen, von der Enthüllung des Antichrists und von der Besiegung des Teufels unter dem Schall der letzten Gerichtsposaune, die er selber ist, beilegt.

IV.

Um das Bild der Anormalien seines Innern zu vervollständigen, müßte ich noch von manchen anderen Zügen reden, die in der einen bezeichneten Richtung zusammenfließen und deren Gesamtheit das Grundproblem, das Luther in eigener Person darstellt, besser erklären hilft; sie weisen auf Selbstsuggestion hin, der er, freilich schuldbar genug, unterlag.

So erscheint er nicht, wie manchen katholischen Polemikern, als ein völlig unverständlicher Ausbund von raffinierter Bosheit und Heuchelei. Hat man ihn ja schon zu einer unfaßbaren Person gemacht; hat man doch auch den von ihm errungenen großen Erfolg, ohne es zu merken, in das Gebiet der Unbegreiflichkeit gerückt. Um das Ungenügende mancher unserer Darstellungen von Luther zu zeigen, würden die merkwürdigen begeisterten Stellen genügen, in denen seine nächsten Schüler von ihm reden. Diese waren förmlich von ihm bezaubert. Das haben nicht fortgesetzte Schandtaten und Heuchelkünste getan, sondern außer der Gleichheit ihrer Gesinnung die übermächtige, hochbegabte Persönlichkeit Luthers, die ihnen in den Abgründen der Mystik zu wurzeln und auf den Höhen selbstverdienter Triumphe zu stehen schien, die, voll sprudelnden, zündenden Geistes, zugleich so vertraulich und oft so heiter mit ihnen zu verkehren wußte und über deren Fehler sie leicht hinwegsahen.

Zu den angedeuteten Geisteszügen, welche, wie gesagt, dem Unparteiischen die geschilderte ungesunde innere Richtung Luthers noch verständlicher machen, gehört in erster Linie die seit der Jugend nachweisliche überstarke und einseitige Herrschaft der Phantasie mit der Sucht der Uebertreibung, des Bizarren in den Aufstellungen und im Ausdruck. Superlativische Seltsamkeiten sind in seinen ältesten Vorlesungen an der Ordnung; oft schon klingt ganz der spätere paradoxe Ton durch, der ihm selbst bei seinen Freunden den Titel Doctor hyperbolicus eingetragen hat. Phantasie, Haß und Glut reißen ihn dann nach den großen Wirkungen seiner Wittenberger Thesen bald schon so dahin, daß er nach seiner Versicherung das „Wehen des Geistes" in sich spürt. „Ich bin meiner nicht mächtig."

Wie kann dann seine namenlose Iraszibilität zu Wut und Trotz wider die kirchlichen Gegner entflammt werden! Da bäumt sich ein weltstürmender Trotz auf, eine sich vergötternde Starrheit, der unbeugsame Hochmut eines Kraftmenschen, der in der Illusion göttlicher Sendung Päpste und Fürsten, Bischöfe und Universitäten wie Spreu behandelt. Luthers Trotz ist eine der singulärsten Erscheinungen der Geschichte: „Mich soll niemand übertrotzen!" Und wieder: „Bis in die Grube" hinein will ich mit ihnen schelten, und

im Zorne gegen sie „erfrischt sich mein Gemüt". Fluchend wider sie kann er am besten beten. Da wallte gegen die Widersacher Siedehitze, die ihm illusionistisch die hundertfältigen Selbstwidersprüche vor den eigenen Blicken im Rauche verhüllt, denn sie sind „allesamt Narren", ruft er, die eigentlich keine Antwort verdienen. Warum sollte die Pathologie hier nicht einsetzen dürfen?

Es geschieht denn auch in solcher polemischer Sucht, daß er sein ganzes katholisches Ordensleben total anders darstellt, als es war. Er schildert in seinen rätselhaften Entstellungen die Anfänge seines öffentlichen Kampfes so, als wäre er, der friedfertige Einsiedler, nur durch die gegnerische Hetze in den Kampf getrieben worden. „Ich habe um Frieden geschrien"; so, als hätte er zu Augsburg, zu Leipzig, zu Worms wie ein Heros Leben und Ehre und alles in die Schanze geschlagen, nur verfolgt von der Mordgier der Kirche oder des Reiches und von soviel Teufeln, als Ziegel auf den Dächern waren. Illusion!

So haarsträubende exaltierte Behauptungen über den vollen Unglauben der Päpste und der Papisten und ihre maßlose Sittenlosigkeit wirft er mit der aufregendsten, packendsten Sprache, die je ein Mensch gesprochen, in die Menge, daß noch heute die Lesung ein unheimliches Grauen vor diesem exorbitanten Geiste weckt. Autosuggestion, die aber leider einen Eroberungszug in der Menschheit antritt!

Die Dinge in Reich und Kirche stellen sich vor seiner glühenden Seele auf den Kopf. Zuerst malt er sie so der Welt vor, wohl der Unwahrheit bewußt oder zweifelnd oder sich sagend: Man kennt ja ohnehin den Luther. Nach zwei-, dreimaliger Wiederholung aber glaubt er selbst daran. Schichten geistigen Wahnes!

Ich sagte, zuerst war er der Unwahrheit wohl bewußt; es ist nicht zu viel. Er verteidigte ja die Erlaubtheit unwahrer Rede mit System; denn die einmal entzündete exzentrische Glut für seine Sache brachte ihn in ruhigster Studienarbeit zur förmlichen und wiederholten Aufstellung der Lehre von der Erlaubtheit der Lüge gegen die Feinde Gottes und seines Evangeliums. Er will diese Lehre, wie ich anderswo gezeigt habe (Zeitschrift für katholische Theologie 1905, Heft 3), durch Beispiele des Alten Testamentes beweisen. Er tut den Ausruf, der wieder ganz sein verzerrtes Denken bezeichnet: „Wie wollte ich mich der Trügerei rühmen, wenn ich so die Menschen zu ihrem Heile täuschte?"

Weiterhin nehme man von seinen Lehren jene, welche die Grundlagen sind. Er scheut sich gar nicht, sie in ihrer extremsten, abschreckendsten Form hervorzukehren. Das „Sündige tapfer, aber glaube tapfer" ist sicher nicht der adäquate Ausdruck seiner Dogmatik, aber doch von ihm niedergeschrieben. Von der Imputationslehre sagt er frank: „Bist du nicht fromm, so ist es ein ander Mann für dich, nämlich Christus"; aus seiner Willenslehre heraus beschreibt er, daß Gott mit der Seele umgehe wie der Mensch mit einem Klotz, wie der Reiter mit einem Pferd, das er besteigt, nur besteige den Sattel bisweilen der Teufel, Vergleiche, über die sich neuestens der protestantische Theologe Walter Köhler sehr entrüstet ausgesprochen hat. Für Luther ist das vollendete Absurdum einer Allgemeinheit des Leibes Christi im Raume, also die Ubiquität eines Körpers, nicht zu sonderbar, um es nicht festzuhalten zum Schutz seiner neuen Theorie vom Abendmahl.

Und um die traditionelle Kindertaufe zu retten neben seiner Lehre, daß allein der Glaube den Sakramenten Wirkung gebe, verteidigt er allen Ernstes die ausgesuchte Torheit, die neugeborenen Kinder würden in einem Moment von oben erleuchtet, vernünftig gemacht, um einen Glaubensakt bei ihrer Taufe zu erwecken. Solche Massivitäten wurden nicht im allergesundesten Geiste geboren.

Die Theologen haben genug Exotisches bei ihm gefunden. Bei keinem habe ich gelesen, daß Luther auch allen Ernstes versichert, aus seiner Hauptlehre, derjenigen von der Rechtfertigung, gehe das Dogma von der Weltschöpfung hervor wie aus seiner Grundlage;

wie denn nach einer anderen, ebenso ernsten Stelle sämtliche Glaubensartikel aus der von ihm entdeckten Lehre „gemählich hernach folgen", wie z. B. derjenige von der Dreifaltigkeit. Ich will damit nur zeigen, auf welche abstrusen Irrpfade diesen lebhaften, beweglichen Geist die Idee von der welterrettenden Bedeutung seines Dogmas hinführen konnte.

Dieser Zentralgedanke seines Daseins verleitet ihn zu seltsamen Voraussetzungen. Zu Anfang schon war er vermöge der fixen Idee seiner Sendung für das „Wort" imstande zu wähnen, es würden alle im „Worte" einig mit ihm sein, nämlich in der Erklärung des Wortes Gottes, während er die Deutung desselben noch völlig freigab. Solche Selbsttäuschung, die er immer aufrecht hielt, möchte ich als eines der merkwürdigsten Phänomene in seiner inneren Geschichte betrachten.

Es ist bekannt, daß er trotz der Freigabe der Bibelerklärung zur größten Exklusivität kam. Nun, das Sprunghafte, der Wechsel der Gefühle und Anschauungen ist auch in seinem praktischen Verhalten gewissermaßen ein pathologisches Kennzeichen. „Ich werd einen Tag wohl hundertmal anders gesinnt — widerstehe aber dem Teufel." Das Schwanken ging öfter bis zum äußersten Gefühl der Glaubensschwäche. Auch sieht er bald mit Wonne alles dem Evangelium unterworfen und ist trunken von seinen Riesenerfolgen; bald jammert er, daß die ganze Welt sich vom Worte abkehre und die wenigen echt Evangelischen im Stiche lasse. Man kennt in den Theorien über das Gemütsleben jene Charaktere, bei denen die ganze Welt oft über Nacht ein anderes Gesicht annimmt.

Luther kann häufig ruhig und mit schöner Popularität die christlichen Lehren darlegen; aber wenn dann zufällig jene Idee seiner Sonderdogmatik und seines Berufes gegen Papst und Teufel am Horizonte seines Geistes aufsteigt, dann macht es dem Unbefangenen den Eindruck, als gerieten seine Gedanken in einen Wirbel; alles dreht sich unstät, sonderlich, aufgeregt um den einen Punkt; Luther ist im Schreiben ein anderer.

Er war im häuslichen Leben einfach, nüchtern und ein liebender, wohlmeinender Familienvater, wie auch den Genossen ein herzlicher und aufgeräumter Freund. Die Tischreden enthalten, wie auch seine Schriften, vielen anregenden, religiös und praktisch nützlichen Stoff. Allein auch im Umgang und in den Reden wechselt er gleichsam die Gestalt, sobald er sich unter die gewalttätige Herrschaft jener Ideen stellt. Da ist er nicht mehr der frühere nüchterne Mann mit Geist und Beobachtungsgabe und freundlichem Humor, sondern da ist er düster, falsch, spiritualistisch, fanatisch, da würzt er seine Rede nur noch mit bitteren, exzentrischen und sarkastischen Angriffen. So wohnen gleichsam zwei Personen bei ihm in demselben Hause.

Es wäre ebenso unrecht, wenn man ihm die Gabe einer innigen, auch religiösen Mitteilsamkeit absprechen, wie wenn man ihm den ureigenen kräftigen Humor streitig machen wollte. Der Humor ist aber selbst wieder ein kleines Problem. Wie konnte derselbe andauern bei so vieler inneren Niedergeschlagenheit, sagen wir Zerrissenheit? Ich antworte, er quoll aus tiefer populärer Naturanlage, die durch keine Schicht nervöser Leiden oder moralischer Selbstvorwürfe für immer zugedeckt werden konnte; ferner hatte er auch den Humor nötig als Reaktion gegen die Leiden und die Selbstvorwürfe; er war ihm eine willkommene Entladung, wie er selbst einmal schreibt, indem er den lustigen Ton eines Briefes mit seinem Widerstand gegen die bekannten teuflischen Anfechtungen an Leib und Geist erklärt. Oefter versagte ihm aber auch unter den inneren Verstimmungen die Quelle des Humors, und dann klagt seine Umgebung, daß er unleidlich sei. Sie klagt über seinen Verdacht gegen die Freunde, die Verfolgungsideen, die Niedergedrücktheit, die ihn fremden Gedanken unzugänglich mache.

Anderseits artete bei Luther die Geselligkeit öfter in unziemende Possen und in übermäßiges Trinken aus, besonders wenn größere Bitterkeiten im öffentlichen Kampf zu verschlucken oder größere „Anfechtungen" auszustehen waren. Ein gewohnheitsmäßiger Säufer

war nun freilich Luther nicht, wie ich im Historischen Jahrbuch (1905, Heft 3) gezeigt zu haben glaube. Unsere Polemiker sind in ihren Anklagen gegen ihn zu weit gegangen. Aber er fühlt doch selbst, daß er seine eines „Evangelisten und Apostels“ nicht würdigen Lebensgewohnheiten rechtfertigen muß. Da liefern denn die wunderlichen Reflexionen zu seiner Rechtfertigung abermals Beiträge zur Kennzeichnung seines oft so abstrusen Denkens. Die „Exzesse bei Scherzen und Gelagen“ (in iocis et conviviis) tun ihm leid, aber er kann sich nun einmal nicht anders geben, als er ist. Die Welt stoße sich mit Unrecht an ihm. Vielleicht will Gott sie, sagt er, dadurch „betören und in Blindheit führen,“ damit sie das Heil nicht erlange, das er ihr bringen solle mit den „aus vielen Tausenden allein mir verliehenen Gaben“. „Gott ist verantwortlich für solche Führung, denn ich werde beten, daß ich durch meine Sünden niemand zum Aergernis sei.“ So sprach er zu seinem Beichtvater Bugenhagen 1527 im Angesichte des ihm damals drohenden Todes. Weil es sehr ernste Expektorationen sind, wiegen sie auf der Wage seines Geisteszustandes um so schwerer.

Ganz ernstlich und wiederholt hat er auch früher versichert, Gott habe ihn wunderbarerweise in die Ehe mit Katharina Bora geworfen; ferner, Gott habe ihn, als er im Kloster das Brevier aufgab, „aus den Horen gerissen“; Gott hat ihm, „dem wunderbarlichen Mönch,“ die Nötigung aufgelegt, vor den Großen zu predigen, und ihn wie „ein geplant Pferd“ in den Kampf geführt. Gott muß zusehen, sagt er im Anblick der furchtbaren durch seinen Sturm angerichteten Ruinen, warum er mich geheißen hat, so zu predigen, warum er mich zum Doktor hat machen lassen. Es ist ihm alles ein Werk Gottes, trotz der gegenteiligen Gewissensstimmen, die sich besonders am Anfange des Unternehmens in ihm geltend machen. „Wie willst du allein klug sein? Wie wenn du so viele in Irrtum führtest?“ Doch sein Spiritualismus hilft ihn beruhigen. Wehe, ruft er dem Zagenden zu, daß du noch nicht gelernt hast, das Gewissen zu besänftigen (agere contra conscientiam).

Damit sind wir am Schlusse angelangt. Beim Blicke auf sein Werk als Ganzes und auf die Vereinigung der Züge, die wir uns vorgeführt haben, müssen wir sagen: Er hat allerdings allzusehr verstanden, sich mit einer herkulischen Seelenarbeit hinaufzuheben zur Idee der höchsten göttlichen Sendung und der höchsten dämonischen Verfolgung, auch sich wie immer zu erhalten in so schwindelhafter Höhe voll mystischer Selbsttäuschung: aber es war ihm nur möglich — was für manche Momente als Milderung unseres Urteils eintreten kann —, weil er, ohne es klar zu wissen, zu viel Einfluß einer anormalen Geistesrichtung gestattete, die namentlich durch krankhafte Angstzustände einen Stempel empfing.



VI. Vermögenslage und Mitgliederbestand.

Laut revidierter Rechnung schloß das Jahr 1904 ab wie folgt (vergl. den letzten Jahresbericht):

Effektenbestand		M. 30 812.75
Kassabestand		„ 158.52
Guthaben bei der Rheinischen Volksbank, Köln		„ 17 775.—
Mithin Vermögensbestand (abgesehen von Guthaben und Verpflichtungen)		M. 48 746.27
Diese Guthaben betrugen M. 950.— und die Verpflichtungen M. 5 401.36; letztere überstiegen sonach erstere um		„ 4 451.36
Mithin Vermögensbestand am 31. Dezember 1904		M. 44 294.91

Das Jahr 1905 schließt ab wie folgt:

Effektenbestand		M. 30 563.70
Kassabestand		„ 548.50
Guthaben bei der Rheinischen Volksbank, Köln		„ 20 133.—
Mithin Vermögensbestand (abgesehen von Guthaben und Verpflichtungen)		M. 51 245.20
Die Guthaben sind:		
Rückständige Beiträge von Mitgliedern (M. 130.—), Teilnehmern (M. 3.—) und Abonnenten auf das historische Jahrbuch (M. 12.—)	M. 145.—	
In 1905 gezahlte, aber erst für 1906 zu verrechnende Beträge (Privatdozenten-Stipendium M. 600.—; Unterstützung einer wissenschaftlichen Unternehmnng M. 1 000.—)	„ 1 600.—	
	M. 1 745.—	
Die Verpflichtungen sind:		
Vorausbezahlte Beiträge von Mitgliedern (M. 926.—), Teilnehmern (M. 75.—) und Abonnenten auf das historische Jahrbuch (M. 116.—)	M. 1 117.—	
Zu übertragen	M. 1 117.—	M. 51 245.20

Uebertrag.....	M. 1117.—	M. 51 245.20
Erst in 1906 eingelaufene Rechnungen über Drucksachen usw. für 1905 (J. P. Bachem, Köln, M. 1 606.12; Herder u. Co., München, M. 1 516.96).....................	„ 3 123.08	
Die Verpflichtungen betragen somit im ganzen.....................	M. 4 240.08	
und übersteigen die vorhin angeführten Guthaben von........	„ 1 745.—	
um		M. 2 495.08
Mithin Vermögensbestand am 31. Dezember 1905....		M. 48 750.12
Der Vermögensbestand am 31. Dezember 1904 war ..		„ 44 294.91
Die Wertvermehrung des Vermögens gegen den Abschluß von 1904 beträgt demnach.................		M. 4 455.21

Für 1905 zu verrechnende Einnahmen.

Mitglieder-Beiträge	M. 31 230.—
Teilnehmer-Beiträge	„ 2 304.—
Außerordentliche Zuwendungen (Bergische Stiftung M. 3 000.—; Sonstige M. 1 212.30).........	„ 4 212.30
Für im Buchhandel abgesetzte Vereinsschriften	„ 708.65
Aus dem histor. Jahrbuche (Abonnements M. 3 200.—; Absatz im Buchhandel und Anzeigen auf dem Umschlag M. 3 418.05)...................	„ 6 618.05
Aus dem Staatslexikon: durch die Herdersche Verlagshandlung in Freiburg i. Br. gezahltes Honorar für den fünften Band der zweiten Auflage	„ 2 835.—
Zinsen von Wertpapieren und Depositen............	„ 1 599.85
Gesamt-Einnahme.....	M. 49 507.85

Für 1905 zu verrechnende Ausgaben.

Für Vereinsschriften (Redaktion M. 600.—; Honorare, Herstellung und Versendung der Vereinsschriften M. 5 696.09)............................	M. 6 296.09
Für das historische Jahrbuch (Redaktion M. 3 100.—; Honorare, Herstellung und Versendung des histor.	
Zu übertragen.....	M. 6 296.09

Uebertrag.....	M.	6 296.09
Jahrbuches M. 8 187.77; Miete des Bibliothekzimmers M. 200.—; Bureaukosten und Botenlöhne M. 250.—; Zeitschriften-Abonnements und Einbände M. 497.60; Drucksachen für die Redaktion M. 18.40; Sonstiges M. 25.—)	„	12 278.77
Für das philosophische Jahrbuch (Redaktion einschließlich der Honorare für die Mitarbeiter)............	„	2 500.—
Für das römische Institut (Leitung M. 5 000.—; Stipendien M. 3 000.—; Beschaffung literarischer Hülfsmittel und Kopistengebühren M. 300.—; für die archäologische Abteilung: Leitung M. 1 500.—; Kosten der Uebungen M. 250.—) ..	„	10 050.—
Privatdozenten-Stipendien	„	2 600.—
Unterstützung sonstiger wissenschaftlicher Unternehmungen	„	5 682.50
Allgemeine Unkosten (Herstellung und Versendung des Jahresberichtes 1904 einschließlich des Anhanges: „Verzeichnis der Mitglieder und Teilnehmer der Görres-Gesellschaft Anfang 1905“ M. 1 560.63; Aufstellung der Jahresrechnung usw. 1904 M. 200.—; Vergütung an J. P. Bachem, Köln, für Wahrnehmung der Obliegenheiten der Geschäftsstelle, einschließlich Arbeiten für die Werbung neuer Mitglieder und Teilnehmer M. 2 786.30; Auslagen Auswärtiger beim Einziehen von Beiträgen M. 6.25; Kosten der Vorstandssitzung und Generalversammlung in München am 3.—5. Oktober 1905: Drucksachen M. 70.85 und Reise-Entschädigungen M. 239.50; sonstige Drucksachen und Materialien M. 129.10; Porti, Kursdifferenzen, Spesen bei Ueberweisungen, Ausgleichung kleiner Minder- und Mehrzahlungen bei den Beiträgen M. 403.60)	„	5 396.23
Kursdifferenz beim Effektenbestand gegen voriges Jahr.	„	249.05
Die für 1905 zu verrechnenden Ausgaben betragen also	M.	45 052.64
die Einnahmen dagegen, wie vorhin nachgewiesen	„	49 507.85
Es ergibt sich somit (übereinstimmend mit vorseitiger Nachweisung des Vermögenslage) eine Wertvermehrung des Vermögens um	M.	4 455.21

Die Wertvermehrung des Vermögens ist eine Folge hauptsächlich der in 1905 eingegangenen außerordentlichen Zuwendungen (u. a. die Bergische Stiftung mit M. 3000.—) und der Honorarzahlung für den fünften Band des Staatslexikons mit M. 2835.—. Die laufenden Einnahmen allein würden zur Deckung der Ausgaben nicht hingereicht haben.

*

Zu dem „Jahresbericht pro 1904" ist nachzutragen, daß der Görres-Gesellschaft als lebenslängliches Mitglied beigetreten ist Schulrat Freusberg, Büren i. W.

Dem Verzeichnis der Ehrenmitglieder (a. a. O. Seite 47) ist noch zuzufügen: Kartellverband der kath. deutschen Studentenverbindungen.

*

Es traten durch Zahlung der entsprechenden Beiträge in 1905 der Görres-Gesellschaft bei:

Als Ehrenmitglied:

Bischof Dr. Franz Anton von Henle, Passau;

als lebenslängliche Mitglieder:

Dr. med. Ernst, Metz;
Religions- und Oberlehrer F. Hüllen, Trier;
Domkapitular Klose, Breslau;
Dompropst Prof. Dr. theol. A. König, Breslau;
Dietrich Freiherr von Nagel, Vornholz b. Ostenfelde;
Prälat Umpfenbach, Garnisonpfarrer, Metz;
Pfarrer Dr. C. Völker, Bawinkel.

Durch den Tod wurden der Gesellschaft in 1905 u. a. entrissen die lebenslänglichen Mitglieder:

Bischof Wilh. Sommerwerck, Hildesheim;
Pfarrer G. Gronheid, Twistringen;
Pfarrer Dr. H. Rody, Oestrich,

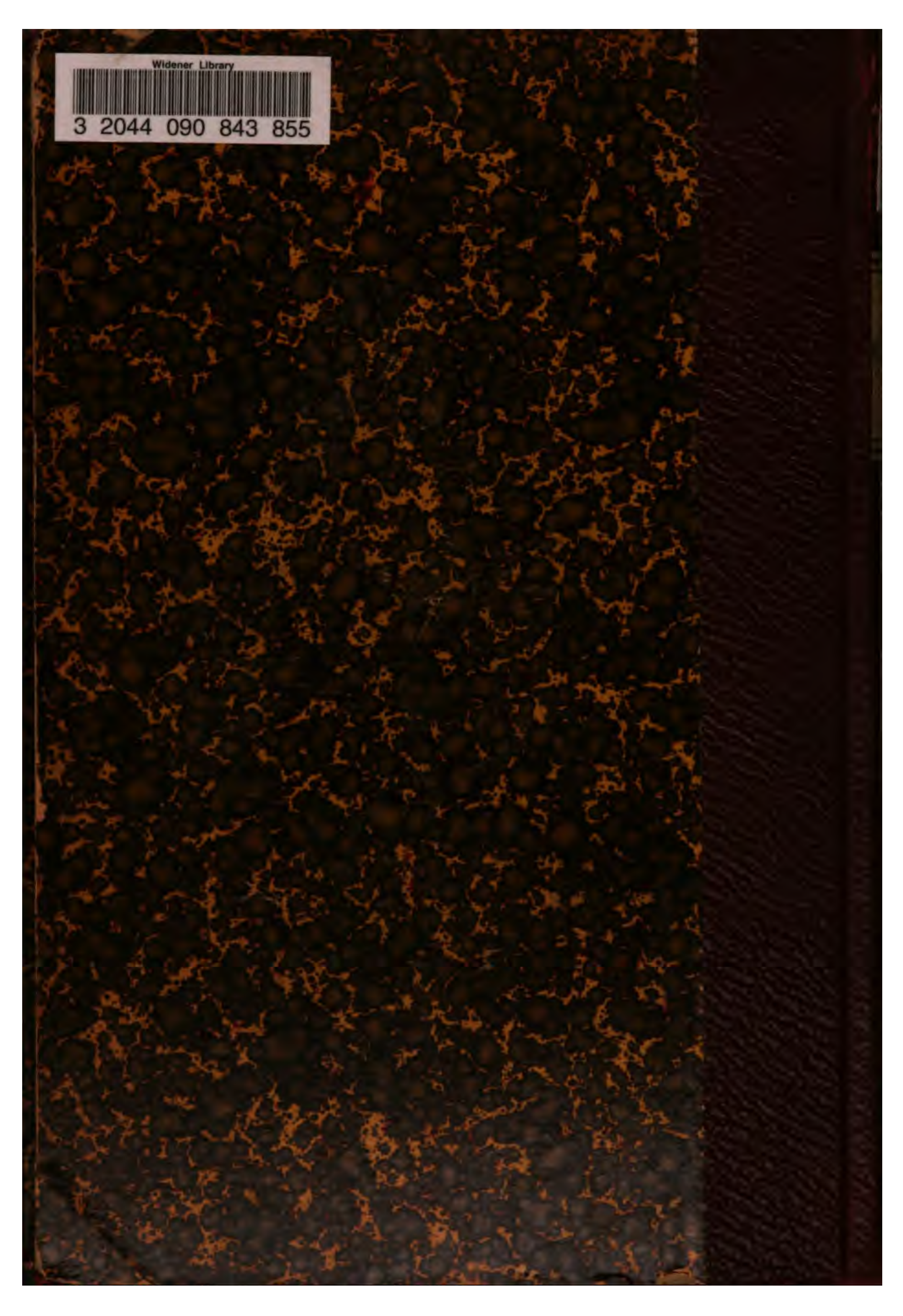
und das Vorstandsmitglied:

P. Denifle, Rom.

Die Görres-Gesellschaft zählte Ende 1905: 35 Ehrenmitglieder, 45 lebenslängliche Mitglieder, 2952 Mitglieder, 771 Teilnehmer und 319 Abonnenten des historischen Jahrbuches; dagegen Ende 1904: 2956 Mitglieder, 791 Teilnehmer und 323 Abonnenten des historischen Jahrbuches. Der Abgang durch Sterbefall und durch Austritt aus sonstigen Gründen überwog also den Zuwachs bei den Mitglieder (bei starker Vermehrung der lebenslänglichen Mitgliedern) um 4, bei den Teilnehmern um 20 und bei den Abonnenten um 4.






Widener Library
3 2044 090 843 855